Holland

in den

Jahren 1831 und 1832,

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doctor.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

H e l l a n t.

Inhalt des ersten Theiles.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Allgemeiner Blick auf die [illegible] des [illegible]
Allgemeine [illegible] der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die Damen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Personen der königlichen Familie:
Der König [illegible]
Der Prinz von [illegible]

Seite

Der Prinz Friedrich der Niederlande . . 144
Die Königin . . . . . . —
Die Prinzessin von Oranien . . . 145
Delft und die Familiengruft der Nassauer . . 147
Leiden 157
Die Belagerung von Leiden 163
Haarlem 172
Der Haarlemer Küster 199

Bentheim.

Ich rufe mir gern den Abend ins Gedächtniß zurück, als ich nach einer lästigen und langweiligen Reise über die westphälische Haide hinter Osnabrück, mich im Städtchen Bentheim, an der Grenze von Deutschland und Holland, eine halbe Nacht ausruhte. Es war ein lieblicher, schwermüthiger Mondschein im Frühjahre 1831; der Postillon fuhr mich bald im Schritte die dunkle Schlucht nach Bentheim hinunter, zu gleicher Zeit blies er einige schlaftrunkene Stoßseufzer auf seinem Horn — es klang mir, wie

Schlaf' wohl mein liebes Deutschland,
Liebes Deutschland, schlaf' wohl.

Die Bentheimer hatten schon ihre Lichter ausgethan und sich aufs Ohr gelegt. Aber im Posthause gab es noch munterere Leute. So eben war ein russischer Feldjäger nach dem Haag durchgegangen, und der Postmeister dampfte noch von

dem neuesten Nachrichten, die er vermuthlich aus dem Felleisen herausgerochen. Er nöthigte mich sehr artig in sein Haus. Im Hintergrunde der hohen westphälischen Scheundiele brannte lustiges Feuer, rings herum saßen am Spinnrade der Frau Postmeisterin Mägde mit feldbraunen Gesichtern und westphälischen Schinkenhüften, dicht an der Flamme kauerte ein altes Weib, die einen Faden spann, der immer zerriß, und eine Gespenstergeschichte erzählte, die ihr böser Husten alle Augenblicke unterbrach.

Müde und zerstoßen, wie ich war, ließ ich mir ein Zimmer geben, um einige Stunden zu schlafen. Allein ich konnte kein Auge zuthun. Ich stand daher wieder auf und machte einen Spaziergang im Freien, der mich ans Bentheimer Schloß führte. Die Natur hat bei Bentheim einen Fels hingeworfen, die alten Grafen von Bentheim haben sich darauf feudaliter eingerichtet, und ihre Unterthanen, die treuen Bentheimer, haben sich unten im Thal angesiedelt und machen seit uralters Pergament. Gute Deutsche, die Bentheimer, obgleich sie an der Grenze wohnen. Sie machen Pergament — Schuhleder für die Pfauenfüße des deutschen Hochmuthsvereins.

Das alte Schloß von Bentheim ist massiv und fest gebaut. Ich erinnerte mich aus der Zeit,

als ich Heinrichs deutsche Reichsgeschichte las, daß die von Bentheim sich oft hinter diesen Mauern und Thürmen vertheidigt. Sonst kenne ich die Geschichte derer von Bentheim nicht ganz genau; ich glaube, sie sind aus Grafen zu Fürsten promovirt. Aber das Wappen über ihrem Schlosse vergesse ich in meinem Leben nicht. Es war ein hochgewölbter, blaustählerner Schild, im Mittelfelde ein silberner Halbmond, rings zerstreut funkelnde Sterne, Alles in natürlicher Größe und fast übernatürlichem Glanze. Eine schöne Nacht. Der Mond spiegelte sich in den Bogenfenstern des Schlosses, und vor dem Thor stand ein Bentheimer Schildwache. Ein bentheimer Soldat ist an sich schon keine geringe Merkwürdigkeit, wenn man bedenkt, daß die flora Soldatesca Benthemiana eine der seltensten Gewächse in Europa ist und kaum ein Dutzend Exemplare davon auf diesem Felsen krüppeln.

Aber der oben schildernde Bentheimer hatte in meinen Augen noch einen besondern und fast rührenden Reiz. Es war ein alter Mann, er sah so alt, so grau, so mährchenhaft aus im Mondschein, daß ich ihn Anfangs für das Gespenst der deutschen Reichsarmee hielt, die der alte Fritz im siebenjährigen Kriege in die Pfanne hieb. Dann dachte ich wieder, er lebt noch und erwartet nur, als ein

treuer Soldat, den Tod auf seinem Posten. Er kreuzte seine Arme über seinem Schießgewehr, dessen rothverrosteter Lauf keinen Strahl des Mondes mehr auffing, eben so wenig wie seine Augen, die unter langen grauen Wimpern klein und blind in den Nachthimmel hinausstarrten. Er suchte dort oben etwas, oder er sah etwas, vielleicht sah er den Himmel offen, den lieben Gott, mit Caroli Magni Bart und Scepter, sitzen auf kaiserlichem Thron, an seiner Seite die Paladine des Reichs, die Erzengel, den Erzmundschenken, die apostolischen Nuntien St. Peter, St. Paul u. s. w. auf der Himmelswiese die Reichsarmee der Seligen, die seligen Reichsbürger und den ganzen seligen Pöbel, hier und da einhauende Cherubime, welche im Himmel als Polizeibeamte angestellt sind. —

Denn, Lavater, in seinen „Aussichten in die Ewigkeit" mag sich die Sache vorstellen, wie er will, ich behaupte, daß die Polizei im Himmel eben so nöthig, wie auf Erden und vielleicht noch nöthiger ist. Der Bauer, ich will nur von Bauern sprechen, ist weder gewöhnt an den himmlischen Müssiggang seines Pfaffen, noch an den weltlichen seines gnädigen Herrn, und man weiß, wie er's treibt, wenn er hier unter dem Mond an Sonn- und Festtagen nur ein bischen selig ist.

Dort oben aber, wo er einen ewigen Sonntag feiert, wo er nicht mehr pflügt und drischt, nicht mehr schwitzt und keucht, nicht mehr geplackt und geschunden wird, dort oben, meine ich, wird er vor Seligkeit sich kaum zu lassen wissen. Gnade Gott, wenn sein gnädiger Junker ihm in den Wurf kommt, er macht ihn selbst im Himmel todt; daher auch jener mecklenburgische Edelmann vom lieben Gott sich einen gesperrten Sitz im Himmel ausbat.

Oldensal.

Als es anfing zu tagen, fuhr ich bereits über die Haide von Overyssel, eingehüllt in meinen Mantel und einen dicken Nebel. Ich versank in nebelhafte Gedanken. Nebel zeugt Nebel, nebelhafte Bilder, ossian'sche Geister, nordische Götter. Nebel befeuchtet die Pflanzen, Bäume, die Poeten des Nordens, Nebelzug wittert durch die Saga's, die Nibelungen, den Erlkönig, und vielleicht ist auch die ganze Welt, wie die nordische Poesie aus Nebel entsprungen und wird sich einmal wieder in Nebel verflüchtigen, wie ein Gespenst auf der Haide von Caledonien. Nur in Holland, scheint es, hat der Nebel keine poetischen Zeugungskräfte, die Holländer haben den schönen Nebel, aber, wie man sagt, keine Poesie. Ich werde den „lustigen Geneverstocker von Schiedam" lesen.

Ein Schluck vor dem bösen Nebel, sagte der Postillon und setzte seine grüne Knobbrigte an den

Mund. Ein närrischer Kauz der Postillon, eine Art Till Eulenspiegel, verkappt in den rothen Rock eines königlich hannöverschen Postbeamten. Wie die Sonne aufging, knallte er mit der Peitsche und schrie aus vollem Hals, Oranje boven, Oranje boven. Hoho! lachte er spöttisch, hoho! nun wird es Ernst mit der Sache, nun erklärt sich der Himmel selbst für die Nassauer, er hat seine große Oranjecocarde an seinem grauen Hut aufgesteckt. Du lieber Himmel, wer heut zu Tage nicht drei Ellen Pommeranzenband auf dem Deckel trägt, wird als Meutling und Brabanter in Holland platt geschlagen. Mir könnte das eben recht sein, fügte er mit einem satyrischen Seitenhieb auf seinen Höcker hinzu; aber mir thun sie nichts, ich bin eine geheiligte Person und scheere mich den Teufel um ihre naßsauren Gesichter. Allein mein Vetter ist übel mit ihnen daran. Mein Vetter, Herr, ist ein armer Leineweber in Oldensal. Der hat sich da mit den Oldensalern in eine erzdumme Geschichte verzettelt. Das macht, daß die Oldensaler erzkatholisch sind, wie hier der ganze Strich nach dem Münsterschen zu. Deswegen wollten sie nicht ausziehen gegen die blauen Kittel und stellten sich auf die Hinterbeine, als die Aushebung vor sich gehen sollte. Ein langer Uhrmacher predigte sogar offenbaren Aufruhr. Er sagte ihnen,

es sei an der Zeit, das Joch des ketzerischen Königs ganz und gar abzuschütteln. Ich kenne ihn, seine Uhren gehen immer falsch. Vetter, sagte ich zu meinem Vetter, seid keine Esel, gebt eure Lümmel heraus, sonst schickt euch euer König Willem einige Escadronen schockschwerenöthige Dragoner auf den Hals, und die binden den Jan und den Jantje an die Schwänze ihrer Pferde, und euch fressen sie auf in Zeit von zweimal vierundzwanzig Stunden. Aber mein Vetter ballte die Faust und dünkte sich klüger, als ein königl. hannöverscher Postillon. Was geschah? Tripp trapp kamen die Dragoner ins Thor geritten und kehrten das unterste zu oberst. Der Uhrmacher hatte sich aus dem Staube gemacht. Das war sein Glück, sie hätten ihn mit seinen langen Beinen aufgeknüpft an den Weiser der Thurmuhr, die er aufzuziehen pflegte. Die holländischen Dragoner, mein Herr, sind böse Gäste, Heuschrecken in Stiefel und Sporn. Wenn unser einer sich zu Tisch setzt, so ißt er so lange, bis er satt ist, diese Leute aber fressen so lange, bis sie wieder hungrig werden. Sehen Sie nur, da trabt einer von ihnen aus dem Dorf. Jes Marie, was hat der Kerl für einen gotteslästerlichen Bauch, was schneidet er für leibgrimmige Gesichter. Vermuthlich hat er sich schon im Dorf verfressen. **Dag Kameraad, hoe laat is het?** (wie viel ist die Uhr?)

Bemerken Sie seine Butterdose, Horolootschie nennen sie das Ding. **Een kwart over zeven**, sagte der gutmüthige Dragoner. **Ik dank u wel.** Freßsack, der du bist, ein viertel über sieben und schon stickend voll. Großer Fritz und wie stank er nach Genever.

So plaudernd gab er seiner trägen Liese etliche Peitschenhiebe, die aber eher nichts fruchteten, als bis sie das Wirthshausschild im Dorfe wahrnahm. Wie der Wagen hielt, ward er sogleich von kleinen pausbackigten Holländern umringt, im steifen sonntäglichen Putz, nicht muthwillig und tobend, wie unsere Dorfjugend, sondern kleine vernünftige Abdrücke ihrer Väter und Mütter, welche Pferde, Wagen, Postillon und mich neugierig erst betrachteten. Der Castellan stand in der Thür, Hut auf dem Kopf, Pfeife in der Hand, und sagte, **as u belieft, mijn Heer, in mijn huis aftestappen.** Als ich in die Stube trat, crebenzte seine Tochter mir eine kleine weiße Thonpfeife sehr zierlich mit ihrer kleinen weißen Hand. **As u belieft, mijn Heer, en Pijpje te smooken**, sagte sie. **As u belieft, mijn Heer**, wie putzig, wie närrisch niedlich das klingt in einer hübschen Holländerin Munde. Und Antje, so hieß sie, war ein **mooi meisje.** Ich streichelte ihr neugierig die weiße Hand und die Wange, so kühl, fest und fein, wie das feine chine-

sische Porcellan, das auf dem Tische stand. Antje, sagte ich, merk' auf, ich will dir ein holländisches Lied vorsingen. Ich kannte wirklich ein solches Lied von meinen Kinderjahren her:

Als Antje vor der Thüre stand
Und Jan ging da vorbei u. s. w.

sie ward sehr vergnügt. Als ich meine Zeche bezahlt und Anstalt machte, aufzubrechen, sah ich, daß sie einen großmütterlichen Schrank aufmachte, dessen Thürflügel mit goldenen Blumen und Schnörkeln verziert waren. Sie zog eine Schieblade auf und griff den schönsten rothen Apfel heraus, der noch am Stengel saß, trippelte damit zu mir, sah mich mit ihren hellbraunen Augen freundlich an, und bot mir den Apfel mit den Worten: **as u belieft, mijn Heer, en Appeltje van mij aan te neemen.** Ich dachte an Eva, an den alten Adam, ich entschuldigte Letzteren sogar ein wenig für seinen gottvergessenen Apfelbiß, angenommen und vorausgesetzt, daß Eva eben so hübsch war, wie Antje, und daß die Redensart **as u belieft, mijn Heer, en Appeltje** in der Sprache des Paradieses eben so lustig verführerisch klang, wie in Antje's Sprache.

Till, sagte ich zu Till, als wir wieder auf dem Wagen saßen, Till laß es gut sein, es gibt in Overyssel hübschere Mädchen, als in Westphalen.

Ja, sagte er, weiße Pfeifen und weiße Mädchen, auf deren Fabrication verstehen sich die Mijnheers; beide sind nur klein, aber fett, glatt, wohlthätig für die Lippen, brechen nicht leicht, nehmen nicht leicht was übel, sind dabei schlank und wohl gebacken und sehr vorsichtig ausgebrannt, über langsamem Feuer, der Holländer läßt Alles sacht angehen.

In Oldensal läuteten die Glocken zur Messe, aber die Sabbathruhe der Einwohner von Oldensal war durch kriegerische Gäste gestört. Pferde trampelten, Pallasche rasselten übers Pflaster, Reiter in aufgestreiften Hemdsärmeln striegelten ihre Thiere, trugen mit Heu und Stroh und nur hier und da schlich eine andächtige Seele bedrückt und seufzend nach der Kirche.

As u belieft, mijn Heer, en Pijpje, sagte der Wirth zu mir, vor dessen Hausthür Till ankerte. Es fehlte viel, daß es so angenehm klang, wie aus Antje's Munde. Der Wirth war eine lange, bleifarbige, tiefbrummende Orgelpfeife, behängt mit schwarzsammtnem Camisol und desgleichen Pluderhosen, Hut auf dem Kopf, weiße Pfeife vor dem Mund, wie gewöhnlich. Im Vorgrunde der saubern Hausflur war ein aufgetrepptes Zimmer vollgepfropft mit zechenden und lärmenden Reitern, im Hintergrunde saßen schwarze Männer und Frauen, Gebetbücher unterm Arm finster und

schweigend um ein Caminfeuer. Ich setzte mich zu ihnen, keine Seele achtete auf mich, außer einer blanknasigen Kaffeeschwester, welche trotz der allgemeinen Landescalamität das Cokettiren nicht lassen konnte, ich meine die spiegelhelle riesige Kaffeekanne, die in der Mitte des Tisches prunkte, umringelt von vierzig kleinen Täßchen mit buntjapanischen Jäckchen und Lilliputerärmchen, welche sie trotzig in die Seite stemmten. Aus dem aufgetreppten Zimmer wurde von Zeit zu Zeit zur Thüre herausgeschrieen, en glas Genever, en Spool kaarten, en glasje klaare met suiker, en glasje Bitters u. s. w. Die Wirthin zeigte sich als freundlich kluge Frau, lief ab und zu und bediente die unwillkommenen Gäste ohne Murren. Dagegen orgelte ihr langer Herr Gemahl sehr viele schwarze Flüche durch die schwarzen Zähne, lief in seinen vier Pfählen wüthend auf und ab, und hätte gern, wie es schien, sich seines Hausrechtes bedient, wären ihrer nicht zu viele gewesen. Endlich wurzelte er vor seiner Frau still, blies ihr den Dampf seiner Pfeife ins Gesicht und fragte sie, wo ist Grietje? In der Messe, sagte die Frau. In der Messe? Und Willem? Im Stall, glaube ich. Blixem! fuhr er auf und warf seine Pfeife an die Wand, blixem! weiß sie nicht, daß sie nicht in die Messe gehen soll ohne Willem? Keinen Fuß soll sie aus dem

Hause sehen ohne mich oder Willem. Wenn nun die verdammten Kerle sie aufgreifen und anpacken, das Volk kennt nichts als Fluchen, Spielen, Fressen, Saufen — seine Frau hielt ihm die Hand vor den Mund, und rief mit ihrer schmeichelnden fetten Stimme mehrmals beschwichtigend: Papatje, Papatje. Darüber kam die Tochter aus der Messe zurück und der Sturm ging glücklich vorüber. Ein blaßkatholisches Kind mit silbernem Kreuz auf der Brust. Der Brummbär streichelte ihr zärtlich die schwarzen Haare, küßte sie auf die Stirn und verbot ihr mit einer Stimme, die väterlich liebend durch den rohen Groll seiner Seele hindurchbrach, künftig nicht ohne Begleitung ihres Bruders die Messe zu besuchen.

Dann kam Till und nahm Abschied.

Ankunft im Haag.

Ein Traum, ein so himmlischer Traum mitten im Böotien! Träume, was sind Träume? haben sie Flügel, sind sie Engel, fliegen sie mitunter vom Himmel auf die platte Erde? — Ach nein! Träume sind keine Engel, Träume kommen nicht aus den Wolken, sie kommen aus dem Magen. Den schönsten Traum meiner Nächte verdankte ich dem fetten Steiker, den du gestern Abend verzehrtest. — Aber die Gestalt, die mich so himmlisch anlächelte, die mich, die ich — die Gestalt, die dich so himmlisch anlächelte, die dich, die du — genug diese Gestalt war eine seraphinische Bildung.

Blasphemie! rief ich aus, und sprang aus dem Bett, sehr aufgebracht über den platten Einfall, welchen ich im Zorn eine Einblasung des Edammer Apoll nannte. So wandelt denn, murmelte ich, kein Mensch ungestraft weder unter Palmen, noch unter Butterfässern.

[illegible] war es höchste Zeit aufzustehen. Die Uhr der St. Jakobskirche stand auf zehn, mein Nachbar zur Rechten, meine Nachbarin zur Linken, klapperten bereits seit einer Stunde mit den Theetassen, und meine Nachbarin zur Linken war gewiß schon bei der [illegible].

Die St. Jakobskirche hat einen langen viereckigen Thurm, darüber einen geschnörkelten Aufsatz, worin eine Versammlung großer und kleiner Glocken, die gerade im Augenblicke, als ich aus dem Fenster sah, den alten Wilhelmus von Nassauen herabspielten, und was der Zufall bedeutsam genug fügte, auf den Kopf eines Mannes(?), der vor meinem Fenster vorüberritt. Es war der Prinz Wilhelm von Oranien, ich hatte ihn schon gesehen bei Quatrebras, kampfschwingend und in bloßen Hemdärmeln an der Spitze seiner Reiter, nämlich im Kupferstich an der Wand einer Dorfschenke. Er saß leicht und schlank zu Pferde, blickte heiter und sorgenlos in die Welt, wie Göthe's Egmont auf dem Markt zu Brüssel, vielleicht war der Engländer, den er ritt, dasselbe edle Thier, das mit ihm über die Barrikaden der weichenden [illegible] glücklich hinweggesprungen war. Nun ritt der Prinz wieder über einen Markt, aber die Sache war nicht so gefährlich, Schildwachen präsentirten, ehrsame Bürgersleute nahmen ihren Hut ab und

lassen sie mit Ihrem einzig durch, es war der Markt im Haag, denn der Prinz, der Engländer, die St. Jakobskirche und ich, wir befanden uns sämmtlich in der Residenz des Königs von Holland, im grünen Haag. Ich sage im grünen, denn Haag oder s'Gravenhage ist eine Stadt, wie andere holländische Städte, und wie London schwarz aussieht, Paris weiß, Berlin roth, so hat der Haag wegen seiner Canäle, Bäume und Häuser einen grünlichen Anstrich, und als ich bei meiner Ankunft über eine Brücke fuhr, begegneten mir Nun in dem zwei Damen mit grünen Brillen, grünen Kleidern und grünen Regenschirmen, welche sie gegen den Nebel aufgespannt hatten.

Auf dem Sopha ausgestreckt, dachte ich an meinen Traum und legte in Gedanken meine schnelle Reise noch einmal wieder zurück. Wie glänzt man, wie leuchtet man, wie dichtet man, wenn man dahinfliegt, sagt irgendwo Jean Paul. Göthe würde gesagt haben, wenn man dahinrollet in bequemer Berline mit vier Rappen bespannt; Byron, wenn man dahinreitet auf einem langen Engländer. Jeder nach seiner Art. Göthe ist die Poesie in der Hofkutsche, Byron die Poesie zu Roß, Jean Paul die himmlische Fußboten-Poesie, die Poesie per pedes Apostolorum.

Die holländischen Dichter zeigen die Poesie

in der Treckschuite verschlafen. — In Holland sieht man selten einen Reiter, nicht einmal einen Probereiter, noch seltener einen Fußgänger. Alles fährt und schifft. Die holländischen Landstraßen sind aber auch vortrefflich. Selbst über die Haiden von Overyssel und Geldern läuft ein bequemer, grandchaussirter Weg; eingezäunt eine hohe obrigkeitliche Erlaubniß, sich den Hals zu brechen, wie auf der Haide von Westphalen. Hinter Amersfoort wird der Weg dielenplatt. Man denke sich, die holländischen Landstraßen sind belegt mit jenen abscheulichen gelben Klinkern, womit man bei uns zu Lande jährlich Häuser aufführt und Keller und Höfe auslegt. Darüber rollt der Wagen so leicht und freilich hinweg, wie uns über die Basaltstraßen am Rhein, oder die Lavastraßen von Italien. Diese zerdrückten, unter den Rädern des Wagens schwankenden Wege sind freilich nicht so fest und dauerhaft, wie die steinharten Chausseen in Norddeutschland. So einer von den schwerfälligen Frachtwagen, die caravanenartig die Lüneburger Haide durchziehen, würde in Holland seine Spur durch eine lange Verwüstung kenntlich machen. Allein solche Unbill haben die holländischen Wege nicht zu befahren. Alles, was Fracht und Last heißt, wird in Holland zu Schiff gepackt und auf Canälen weiter befördert. Die Canäle sind die eigentlichen Landstraßen in

[illegible]. Man sieht weder das Funkeln der [illegible] noch das [illegible] der [illegible]; wo [illegible] [illegible] sehen sie und sie und [illegible] der [illegible], und [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] gebaut. [illegible] gibt es in diesem kleinen Lande nach allen Richtungen; außer denen [illegible] für Personen, welche ein [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ab und zu gehen. Geht es mit den [illegible] auch nicht auf Flügeln des Windes, so kommt der reisende [illegible] doch immer um den [illegible] [illegible] eines [illegible] [illegible] weiter in der Welt; dabei kann er sein Pfeifchen rauchen und mit seinem Nachbarn im [illegible] ein Gespräch [illegible] über Wind und Wetter, Krieg und Frieden [illegible]. Vielleicht ist China das einzige Land auf der Welt, das einen [illegible] [illegible] von [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible] genießt.

Wir wollen die Reise nach dem [illegible] ein [illegible] [illegible]. O Vaterland! o [illegible]! rief ich, geliebtes Land meiner Vorväter, sei mir gegrüßt. Und auch du, o [illegible], alter [illegible], wie wenn ich so oft an der Erde [illegible] ging, als die [illegible] dich und [illegible] und ich noch ein [illegible] [illegible] trug, sei mir gegrüßt, alter [illegible], der mir so oft erzählt — [illegible] mich in die [illegible] [illegible] [illegible] — daß die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Brief in die Heimath.

[illegible]

[illegible], Stadt und Land [illegible] [illegible]. Ich bin [illegible]. Ich benutze oft die Gelegenheit, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie [illegible], [illegible] [illegible] hat, Holland in Holland zu verlassen, ich steige in die Dünen, [illegible] am Ufer der [illegible] und [illegible] meine Gedanken in Wind und Wellen.

Du fragst mich, was ich zu dem [illegible] Schritt [illegible] [illegible] sage: Ach, Fritz, geh [illegible] [illegible] mit Deinen Gedanken um, willst Du mir [illegible] [illegible] [illegible] thun, so laß mich [illegible] in Ruhe mit Deinen Gedanken. Mag jener [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] haben und behalten, wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und jener [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], wenn es den [illegible] [illegible] macht. Aber, eins möchte ich, [illegible] Du [illegible] [illegible] [illegible] Ohr [illegible]: [illegible] nicht so, [illegible] nicht so [illegible], nimm nicht so [illegible] auf, [illegible] die [illegible], [illegible] nicht mit [illegible] [illegible] über die [illegible], [illegible] nicht den Himmel an, laß den [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Philister, nimm den Schwerpunkt nicht [illegible] und vor allen Dingen [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Lieber Fritz, und [illegible] und [illegible] [illegible] „Aus dem Haus [illegible],“ [illegible] man doch immer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Siehst Du's denn nicht, daß diese einund-zwanzig Constitutionsartikeln und noch [illegible] machen in seinem [illegible] Jahr?

Begreifst Du's denn nicht endlich, vergiß nie, Fritz, wie haben sie oft darüber gesprochen, und da hast mir zugestanden, daß das preußische, [illegible] Ministerium [illegible] ebenso un-erträglich und [illegible] ist, wie das [illegible] Ge-[illegible], und daß es, [illegible] Deutschland in [illegible] Auflösung zu halten, sich nur gut gezeigt hat, um das alte [illegible] in Deutschland zu erneuern und hier und da einen [illegible], einen Schießstand, eine Straße und dergleichen zu Wege zu bringen. Aber das Volk, sagst du, muß doch [illegible] keine Ver-treter haben, damit es weiß, wo die Gelder ab-bleiben, welche ihm die Regierung auspreßt und damit die Regierung nicht mehr bekommen, als billig und nöthig ist. Aber Junge, ich meine, Du wirst [illegible] auf Deinem [illegible] und [illegible] Dei-nen [illegible] in den Topf. [illegible] Schwätzer [illegible] nicht [illegible]. Aber ich sage Euch, wenn ich erst an die Regierung komme, so will ich Euch ein anderes Evangelium lehren. Ich [illegible] schon sehr viel daran. [illegible] Macht hätte ich den [illegible] Einfall, mich zum König von Preußen auf einige Zeit [illegible]

zu lassen, vorvorige Nacht stand ich auf dem Straßburger Münster und hielt einen langen Stock in der Hand, der reichte so eben von den Alpen bis an die Ostsee — Du kannst denken, daß ich nicht lüderlich damit in Deutschland aufgeräumt habe.

Du fragst mich, ob und was ich lese in Holland. Sehr wenig, lieber Fritz. Drei Damen haben mir drei Bücher geliehen, darin blättere ich von Zeit zu Zeit. Hier folgen sie: 1) ein ziemlich dicker Quartant in bedrucktem Leder eingebunden, dem äußern Ansehen nach theologischen Inhalts, in der That aber eine chronique scandaleuse, ein unmittelbares Echo aller der kleinen Erbärmlichkeiten hiesiger Salons. 2) Eine Art Taschenalmanach, eingebunden in rothen Maroquin, goldner Schnitt, die Blätter gehen aber leicht auf und man liest den gewöhnlichen Inhalt: die Liebe und Freundschaft, die russische Melodie und andere neue Lieder und Tanzweisen. 3) Ein schlankes und schlankes Buch im Umschlag von weißer Seide mit eingestickten Blumenkränzen; es stehen darin viel allerliebste Märchen und Träume, in welchen Eis und Mond sich wunderschön begegnen, Alles mit silbernen Buchstaben auf rosenrothes Seidenpapier gemalt, und nach Art und Weise des christlichen Mittelalters mit Schnörkeleien und Zierblumen, Engelsköpfchen und Teufelsfratzen,

Meeres- und Schiffermährchen und dergleichen po- tenziellen Figuren abenteuerlich verziert. Fritz, es steigt mir zuweilen, wenn ich darin blättere, eine dunkle Erinnerung in der Seele auf, eine Ah- nung, als hätte ich die eine Geschichte vom ver- zauberten Prinzen schon einmal gelesen, oder gar erlebt und als wäre ich selbst der verzauberte Prinz gewesen und hätte den grünen Meeresspiegeln in der Ostsee bewohnt und die allerschönsten Tage mit ihr zugebracht. Anfangs wird es mir grün und blau vor den Augen, dann sehe ich Meere, dann leuchtet es durch die grünen Wellen wie Morgen- röthe, dann schimmert das reinste Goldlicht durch Wälder von Krystall und Smaragd, dann bin ich selig und glaube, daß die Prinzessin es auch ist, und dann höre ich plötzlich den fürchterlichen Knall, die zersprungenen Scherben fliegen mir ins Herz und ich liege wie ein elender entzauberter Mensch auf ödem Fels im Meer und Du, mein alter treuer Fritz, stehst bei mir und verbindest meine Wunden.

Tolles Zeug! — Jan, en Swavelstikje? Ik u bedankt, mijn Heer. Jan bringt mir ein bren- nendes Schwefelholz und ich zünde bedächtig meine Cigarre an. Einige Schritt von mir sitzt ein dicker Mijnheer und angelt nach der Amster- dammer Zeitung, die ihm vor fünf Minuten aus

der Hand fiel. Eben so lange sitzt er da und angelt, ohne die Zeitung erhaschen zu können. Ich springe auf und gebe sie ihm. Kann man sich als Fremder mehr Verdienste erwerben um Alt-Niederland? Die Holländer stecken mich an mit ihrem Patriotismus. Es ist auch unglaublich, wie viele Opfer sie in dieser Zeit auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen. Von freiwilligen Gaben zur Pflege und Unterstützung des Lagers sind die Spalten ihrer Zeitungen gefüllt; Wein, Branntwein, Taback, leinen, wollene Decken und was nicht alles Mögliche, denn es gibt fast keinen Gegenstand, auf welchen ihre patriotische Fürsorge nicht fällt. Diese geht so weit, daß sie sogar ihren alten Generalen Nachtmützen schenken, wenigstens dem alten Papa Chassé, wie ich so eben lese. Hier sind die Worte, welche schwarz auf weiß gedruckt in der Zeitung stehn, lies sie Deiner Frau vor:

bij het ministerie van Binnenlandsche zaken is ontvangen:

van —

van —

van vier Dames te Rotterdam eene witte gebreide wollen muts, bestemd voor den Lieutenant Generaal Baron Chassé, waarin gewerkt de woorden. „Leve Chassé 1831."

Das Volk ist so naiv, daß es keine Miene verzieht, wenn es dergleichen liest. Jeder hält eine weiße, warme, wollene Nachtmütze für ein sehr wohlthätiges Geschenk für einen alten General, der einen kahlen Kopf hat, besser, als ein Paar lustige Lorbeerblätter, die an der Stirne fröstelu. Und darin haben sie Recht. Ich glaube, Fritz, ich lege mir auch eine weiße gebreitete, wollene Mütze zu, obgleich ich weder alt, noch kahl, noch General bin; denn die Nächte, lieber Fritz, sind in Holland sehr feucht und kalt und daher habe ich auch den Schnupfen, wie gesagt.

Brief eines holländischen Matrosen.

Von Allem, was die holländische Literatur in dieser Zeit geliefert, und dessen ist sehr viel, da Gedichte und Broschüren über den Krieg scheffelweise aus der Presse kommen, von Allem gefällt mir am besten der Brief des Matrosen Hobein an seinen Vater, der, wie ich höre, im Haag Lampenputzer am Theater und seines sonstigen Gewerbs ein ehrsamer Altflicker ist. Ich will diesen Brief wörtlich mittheilen. „Lieber Vater," schreibt er, „lieber Vater und Schwester, ich bin noch frisch und gesund und habe euren Brief vom 5ten Februar erst am 2ten April Morgens früh erhalten; auch habe ich Israel (Bruder) gesehn und gesprochen, er ist wohl einen Kopf höher und viel schwärzer als ich, und ich bin eine Nacht mit ihm auf dem Strich gewesen, er kannte mich, aber ich kannte ihn nicht mehr; er hat mir gesagt, daß er bereits an euch geschrieben hat, so daß ihr nun

Alles wißt. Gegenwärtig bin ich zu Philippine, da haben wir gesessen, wie die Fischer, um sie zu fangen, aber wir geriethen so nahe ans Fort, daß wir in die Klemme kamen, das Gefecht ging los und wir gaben den Meutlingen von unsern Kortelettten zu schmecken, allein, ehe wir uns dessen versahen, blieb unsere Schaluppe auf dem Grund sitzen, warum wir sie verließen und durch den Schlamm wateten, bis wir ans Anland (het schor, angeschwemmtes Land) kamen, wir gaben ihnen aufs neue ein Pack vom halben Laken, und denkt euch, Vater, wir waren unserer nur dreißig Mann und ihrer waren wohl dreihundert, und doch hatten sie das Herz nicht, an die Schaluppe zu kommen, denn wir hielten den Strich sehr gut. Nachmittags um 5 Uhr stieg das Wasser so hoch, daß wir das Anland und die Schaluppe hätten im Stich lassen müssen, allein die Mannschaft wollte das durchaus nicht, und um sie zu kriegen, war kein anderes Mittel, als nach ihr hinzuschwimmen, weil sie nach ihnen zutrieb. Ich bedachte mich einen Augenblick und wagte es, schwamm darauf los und habe die Schaluppe an den Wall gebracht unter dem unaufhörlichen Feuern der Meutlinge, so daß es Kugeln um mich her ins Wasser regnete, und ich jeden Augenblick dachte, nun kriegst du eine vor den Kopf, aber ich kam glücklich durch

und wohlbehalten bei der Schaluppe an. Ich zog das Ankertau ein und ruderte die Schaluppe an den Wall und ließ die Mannschaft in die Schaluppe gehen. Wir setzten die Segel bei und gingen darauf an Bord, (des Kanonenboots), aber wenn wir nun wieder anfangen, wollen wir das Ding noch besser machen, das ist nun das dritte Mal, daß wir mit ihnen zu thun haben, an Bord sollen sie uns nicht kommen, und wenn sie kommen, so gehen sie, wie mit dem Boot No. 2, hübsch gebraten zum Himmel. Nun, Vater, bitt' ich an Alle zu grüßen

euer euch liebhabender Soh...

Meine Adresse ist auf dem Boot No. 33 ver Philippine."

Das nenne ich mir einen wackern Matrosen. Von einer solchen That weiß ich gewiß, daß nur ein Mann Manns dazu ist. Dagegen läßt mich der erste grausenhafte Vorfall vor Antwerpen noch immer in Zweifel, ob der Held desselben ein Held war oder nicht, vor Allem, nachdem sich das rechte Licht über diese Geschichte verbreitet hat. Es ist nämlich eine Thatsache, daß die holländischen Seeoffiziere, welche damals vor der Schelde lagen, untereinander sich den Eid abgenommen hatten, eher mit ihren Schiffen in die Luft zu fliegen, als sich gefangen dem Feind zu übergeben. Die hol-

ländischen Zeitungen erwähnen nichts hierüber, allein die Sache ist unbezweifelt: Van Speik hatte diesen Eid mit beschworen, und es scheint mir, das Gespenst desselben hat ihn gleich aufs äußerste gebracht und seine Kräfte zum Versuch der Gegenwehr gelähmt. Die Holländer vergleichen ihn in ihrem Enthusiasmus mit Reinier Klaassohn, mit Herrmann de Ruyter, zwei würdigen und markvollen Gestalten ihrer Geschichte. Allein alte vernünftige Holländer thun Einsprache gegen diesen Vergleich. Reinier Klaassohn schlug sich auf dem Meer zwei ganzer Tage lang unausgesetzt mit vier spanischen Gallionen herum, sein durchlöchertes Schiff drohte, jeden Augenblick zu versinken; da warf er sich mit der Mannschaft auf die Knie nieder, bat Gott um Verzeihung und sprengte den lecken Kasten in die Luft. Herrmann de Ruyter, dieser tapfere Schlachter von Herzogenbusch, Anhänger Wilhelms von Oranien, wehrte sich im Thurm von Löwenstein, in welchen er sich mit fünf und zwanzig Mann geworfen hatte, gegen dreihundert Spanier, bis auf das letzte Gemach im Thurm, bis auf den letzten Mann, den er bei sich hatte, bis auf die letzte Muskel seines Arms und dann erst ließ er den Thurm mit Todten und Lebendigen und sich selbst in die Luft fliegen.

Sieht man nun das Conterfei dieses jungen Mannes — ich habe außer den Kupferstichen, die ihn vorstellen sollen, zwei Gemälde im Palast des Königs gesehen, worauf seine That abgebildet — so fühlt man sich noch weniger geneigt, der Vermuthung beizutreten, als wäre in ihm ein künftiger großer Admiral untergegangen. Er sieht gar nicht so aus, als wäre er vom alten Schrot und Korn der holländischen Seehelden, er sieht fade aus, und dieses ist eben nicht der Fehler von Martin Hargerts Tromp, oder des großen de Ruyter's Seelöwengesichtern.

Wie man aber auch den Mann beurtheilt, so bleibt gewiß, daß seine rasche That elektrisch wirkte, die Holländer ermuthigte, die Belgier stutzig machte.

Die Nordsee.

Beim Anblick der Nordsee fühle ich theetrinkendes, civilisirtes Geschöpf, daß ich noch einige Blutstropfen meiner normännischen Ahnen in mir rinnen habe. Ich kam vom königlichen Antikencabinet, mir war so klassisch ruhig zu Muth, ich hatte die schönsten griechischen Idealformen vor Augen, ich ging nach Scheveningen, ich sah die See, die brandende, brausende Nordsee und verweht waren meine griechischen Ideale und ich fühlte mich im Kern meines Wesens ganz ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Athem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen, wie an ihrem Ufer.

Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Ueber seiner ionischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Fluth, glückliche Inseln, goldene

Aepfel, hesperidische Gärten. Die Nordsee ist lyrisch, leidenschaftlich, voll Klippen, Untiefen, Stürme, Strudel, Gefahren, Abentheuer. Im ionischen Meer sieht der Schiffer von Insel zu Insel den wirthlichen Rauch der Hütten aufsteigen, in der Nordsee schweift der Blick über eine unermeßliche wüste Fläche, und Land und Menschen ahnen sich nur in weiter Ferne. Im ionischen Meer ziehen die Schiffe wie stille Schwäne durch die Fluth, in der Nordsee kreisen sie wie Möven mit flatternden Flügeln am Horizont.

In beiden lebt die Seele der Menschen und die Seele des Nordens ist, wie ihre See, wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig, sich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie ein Grieche troß Winckelmann und Goethe.

Ich habe die See in allen ihren Zuständen und Beleuchtungen gesehen, bei Auf- und Untergang der Sonne, bei Mond- und Sternenlicht, im hellen Glanz des Mittags, leise athmend, wie im Traum, brüllend wie in der Wuth, gähnend wie ein nordischer Riese, der Langeweile fühlt, mit Schweiß und Schaum bedeckt, als käme sie aus dem Kampf, himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, immer anders, immer dieselbe.

Wie oftmals habe ich mich geschaukelt auf ihrem Rücken, als nackter Reiter die weißen Rößlein getummelt. Bald wollten sie mich am Strand absetzen, bald mit mir in die Wasserwüste durchgehen. Kam ich mir doch vor, wie Alexander, der den Bucephalus bändigt.

Alexander und ich — großer Gott!

Naivitäten.

Närrisches Volk das! Bin ich in Rotterdam, laufe umher, sehe den Tag über, was zu sehen ist, den Erasmus auf dem Markt, der in Erz gegossen, obgleich er nur ein pappener Kerl war, der Hafen, der von Schiffen wimmelt, die breiten schönen Canäle, die hohen festen Häuser, die Straßen, die hoch liegen, weil sie über Canälen erbaut sind, die Kaffeehäuser, wo die Holländer an kleinen Tischen herumsitzen und sich mit Dampf beschießen, die geschmackvolle Börse mit ihrer transparenten Uhr — der Weiser leuchtete auf halbelf, als ich aus der Stadt am Ufer der Maas entlang ging, um mich von der Hitze des Tages in kühler Nachtluft zu erfrischen. Das Wasser ladet mich ein zum Baden, der Mond flimmert über die Wellen und ich monde mich wie ein Fisch, indem ich ruhig ausgestreckt im Wasser liege, die Augen zumache, die Füße ein wenig heraushalte und nur leise unter

mir mit den Händen wiegte. Auf einmal höre ich Fußtritte herankommen. Eine Weiberstimme ruft mir zu: „guden Avend mijn Heer." — Ich antworte nicht und sehe nicht hin. — „Guden Avend mijn Heer, het Waater is seekerlijk lekker." — Ich rühre mich nicht und antworte nicht. — „Mijn Heer, hu laat is het wel?" — Ich sage nichts. — „Muder," flüsterte eine ängstliche Kinderstimme, „mijn Heer is dood." „Bin je dood, mijn Heer?" rief das Weib mir zu, indem sie näher an das Ufer trat; „mijn Heer, as ů beliest, bin je dood? bin je dood, mijn Heer, as ů beliest?" Ich mußte laut auflachen. Hat der Guggux je so etwas gesehn, einen Menschen, den man für todt hält, zu fragen, ob er todt ist, wenn's gefällig.

Ein andermal wanderte ich arglos in den Straßen von Amsterdam. Ich ging eben über eine Brücke, als mir ein tückischer Stiefelwichser hinterrücks mit der Bürste in die Stiefel fuhr, mein Bein festhielt und schrie, „as ů beliest mijn Heer ů Laarsen t' choon te maken," was so viel sagen will, als: beliebt es, mein Herr, daß ich Ihre Stiefeln blank mache. Stiefelwichser und Gurkenverkäufer sieht man in Amsterdam auf Schritt und Tritt, sie machen nebst den Juden einen Haupttheil der Amsterdamer Bevölkerung aus. Ich habe hinterher jeden Stiefelwichser als meinen per-

stattlichen Feind aufs Korn genommen, und alle erdenkliche Vorsicht angewandt, um den Nachstellungen dieser Leute zu entgehen. Dennoch erwischte mich ein Teufelskerl bei meinem zweiten Besuch in Amsterdam, als ich schwungslos das thun wollte, was Rubens seinen Ganymedes in der Luft verrichten läßt.

Im natürlichen gerirt man sich in Holland äußerst zwanglos, ja es gibt in diesem Punct in allen holländischen Städten musterhafte öffentliche Anstalten, deren man sich mit privilegirter Unverschämtheit bedient. Die Freiheit ist eine der ältesten Privilegien der Niederlande, im Norden sowohl, wie im Süden. Die Brüßler haben dieselbe sogar personificirt in der Person ihres berühmten Mannekepis. Dieser ist ein kleines Puppenkerlchen, vor Aller Augen auf der Straße in der Nische eines Bürgerhauses aufgestellt, besitzt verschiedene Kleidungsstücke, welche ihm die Weiber aus dem Volk an solchen Tagen anziehen, wo er fungirt, das heißt, wo er, nicht wie der heilige Januarius in Neapel Blut, sondern Wasser, mitunter sogar Wein laufen läßt.

Das sind unschuldige Sachen. Weniger unschuldig, obgleich nicht weniger niederländisch naiv ist der Umgang beider Geschlechter. Ein Fremder, der davon hört, begreift kaum, daß die holländi-

schen Städte nicht mehr uneheliche Kinder auf die Geburtsliste bringen. Von den Waffelmädchen spreche ich gar nicht, obgleich, wer den Holländer nicht in der Waffelbude gesehen hat, eine Hauptscene aus der Gallerie des holländischen Volkslebens nicht kennt. Ich spreche auch nicht von den Kirmissen und überhaupt nicht von der untersten Volksclasse, sondern vom Mittelstande und den ehrbaren Leuten, die einen eigenen Stuhl in der Kirche haben und einen blankgeriebenen Klingelzug vor ihrer Hausthür. Ich befand mich freilich niemals in ihren Gesellschaften und kann daher nicht als Augenzeuge berichten, allein ein deutscher in Holland ansässiger Kaufmann, von dem ich weiß, daß er nie ein Wort zu wenig oder zu viel sagte, hat mir ein Bild von denselben entworfen, das ich nicht in jedem Zuge genau wiedergeben kann, da er seine eigene Frau damit wegjagte. Anfangs — das ist das Wesentliche — geht es ziemlich langweilig und ehrbar unter den Gästen her. Dann setzt man sich zu Tisch, es kommen die Weinbouteillen oder der Punschnapf, die Gäste erheitern sich, es laufen derbe Scherze herum (hier fehlen die Citate), die jungen Mädchen setzen sich den jungen Männern auf den Schooß oder sträuben sich nicht lange, wenn sie herbeigezogen werden, Mund und Hände sind nicht faul, das trinkt, scherzt, lacht, singt,

recht so frei, keck und unbefangen in Gegenwart der Mütter und kleinen Schwesterchen, als säße es Paar für Paar in einsamem Mondschein oder im lustigen Stübchen einer Waschbude hinter zugezogenen Gardinen.

„Sie begreifen, mein Herr," sagte der Kaufmann, „dies sind Freiheiten, die in jedem andern Lande sehr ernsthafte Folgen haben würden. Aber zum Glück für die Ruhe der Mädchen bleiben die Männer zeitig noch vernünftiger, als sie selbst. Es sind geborne Schäfer, die Holländer, sie greifen das Capital nicht an, sie leben von den Interessen. Die Mädchen beklagen sich sogar nicht selten über ihre Kälte, ihr steifes Wesen, vor Allem, wenn sie Clauren und andere deutsche oder französische Romanenschriftsteller gelesen. Sie wollten dann auch ein wenig à la Mimili geliebt sein, allein ihre Schäfer verstehen sich nicht weiter dazu noch darauf. Nur ein einziges Mal habe ich die Caricatur eines schmachtenden holländischen Jünglings gesehen."

Die Erzählung des Kaufmanns ergötzte mich, ich machte einige scherzhafte Bemerkungen und mir mag auf der Straße noch der Scherz aus den Augen gelacht haben, denn ein niedliches Wasschmädchen, das mir begegnete und Wasser auf dem Joche trug, fragte mich mit schelmischem Blick,

es sehr etwas Besonderes an ihr gefiel. Von einem holländischen Mädchen auf der Straße freundlich angelacht und im Vorbeigehen mit einem Scherzwort begrüßt zu werden, das begegnet jungen Fremden so gewöhnlich, daß es mir nur in den ersten Tagen, aber nicht späterhin auffiel. Das gehört zu den liebenswürdigen Naturen dieser [illegible] Kinder.

Allgemeiner Blick auf die Beschaffenheit des Landes.

Land, Wasser, Sumpf, muß ich man sagen. Von der Natur zum Paradiese der Frösche und Fische bestimmt, ist Holland im Lauf der Jahrhunderte durch die zähe und [illegible] Gewalt eines kleinen germanischen Völkchens, das [illegible] [illegible] der Zwergen gebaut zu haben scheint, in einen fruchtbaren und stark bevölkerten Wohnsitz der Menschen umgewandelt. Man werfe einen Blick auf die Karte. Holland bildet, wie Unterägypten, ein Delta, nämlich ein Rhein-Delta. Ursprünglich von den Armen des Rheins umarmt ist es auch, allem Anschein nach, sein schlammiges Delta dem Schlamme, den dieser Strom auf seiner langen Fahrt von den Alpen zur Nordsee mit sich wälzt. Noch auf Karten des Mittelalters sieht man überall Seen, Meere und Sümpfe unordentlich durcheinander geworfen. Freilich, das Wasser ist seit jener Zeit eher mehr, als weniger geworden. Die Südersee ist erst durch

[illegible]

Will man sich eine [illegible] Vorstellung dieses [illegible] machen, so [illegible] man folgende [illegible] ins Auge.

Der größte und beste Theil des Bodens von Holland liegt unter dem Spiegel der See zur Fluthzeit, liegt daher [illegible] von beiden Seiten [illegible] durch Ebbe und Fluth [illegible] Stunden [illegible] Stunden unter Wasser und [illegible] Stunden wieder [illegible]

[illegible] gelegt werden, ohne das Gleichgewicht einer natürlichen Verbindung der Theile und [illegible] [illegible] der [illegible] Theile und [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] über ihre Stelle, der [illegible] [illegible] u. s. w. [illegible]. Und [illegible] [illegible] [illegible] in langer Zeit [illegible] [illegible] und in den [illegible] [illegible] Element [illegible], [illegible] man nicht [illegible] die große Menge [illegible] [illegible] [illegible], welche sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf Thon, Mergel, Lagern, [illegible], [illegible] [illegible] des [illegible] u. s. w. Die [illegible] [illegible] [illegible] man auf die einfachste und [illegible] Weise das [illegible] der Erde und [illegible], als [illegible] der größte Theil der [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] ist. Die Quellen, so nennt man die [illegible] [illegible], welche einer [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und ihre Erhaltung [illegible], welche [illegible] [illegible] sind, als Brunnen an [illegible]. Sie [illegible] sich nach der Seite des Meeres oder der großen [illegible], [illegible] der Wasserdruck von innen erfolgt und das [illegible] oder Meerwasser [illegible] Druck mehr durch einen Gegendruck [illegible], als zur Zeit der [illegible]. Das [illegible] Wasser der [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Theile der [illegible], so daß kein [illegible] in die Quellen tritt, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

einmal, da die Kammer immer Recht hat, wenn der Minister etwas verlangt und ob die Hand gemacht, wenn der Minister die [illegible] [illegible], [illegible], da die Kammer sich [illegible] [illegible] hat, [illegible] keine [illegible] Seite im Innern [illegible], so lange die Harmonie noch nicht [illegible] ist, so würde die [illegible], [illegible] Stimmgebung der [illegible] und Fragen auf der [illegible] [illegible] eine ganz überflüssige Rolle spielen. Sie braucht sogar nicht einmal so viele Worte zu machen, wie sie wirklich thut, denn, wie Tacitus in seinem Dialog von den Rednern sagt: quid opus est longis in senatu sententiis, cum optimi (sapientes) cito consentiant.

[illegible] besteht die zweite Kammer zum größten Theil noch aus dem [illegible] [illegible] oder solcher [illegible], auf deren Wahl, nach den [illegible] Wahlgesetzen, die Regierung bedeutenden Einfluß übt. So lange die jetzigen Wahlgesetze [illegible], wird nicht leicht irgend eine Politik des Ministeriums in den Kammern scheitern und die Constitution wird hin, wie [illegible], nur das [illegible] [illegible] sein, worauf die bewaffnete Gewalt ihre Volkslieder sagt und spielt. Selbst die Generalstaaten des vorigen Jahrhunderts, unter dem [illegible] [illegible], [illegible] kein [illegible] und [illegible] Volk.

Sie hatten den [illegible] unabhängigen [illegible] den alten [illegible] der [illegible] des [illegible] zum Opfer gebracht, [illegible] ihm in der Hand des [illegible], oder mit einem [illegible] Bilde zu [illegible], [illegible], worauf die Sonne schien. Wie bei [illegible] [illegible] läßt sie die wahrhaft bedeutenden Frauen, und nur bei zu [illegible] [illegible] die Stimmungen, die sie in diesem Schlosse hatten, das Gepräge der Schönheit, das die [illegible] [illegible] eines [illegible] und [illegible] Volkes [illegible]. Das läßt die Erinnerungen, die das alte Schloß für die Geschichte denkwürdig machen, [illegible] von jenem Augenblick, wo auf diesen Mauern der [illegible] dem König von Spanien und dessen Zeiten [illegible] [illegible] und von Seiten der vereinigten [illegible] Provinzen die Unabhängigkeitserklärung erlassen wurde, ein volles Jahrhundert hindurch, in welchem der hohe steinerne [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] mit [illegible] [illegible] Hüten und Standarten, die Gesandten aller europäischen Mächte, [illegible] [illegible] und prächtig, feierlich [illegible] und der Sonne der Majestät Könige über Krieg und Frieden, Bündnisse und [illegible] entschied. Tempi passati. Wie [illegible] und [illegible] [illegible] die alten Frauen mit [illegible], Degen und goldenen Kette in

[illegible] der heutigen lieben [illegible] hinzuschauen, unter die bekannten [illegible], die unverkennbar [illegible] Blicke nach dem Bildnisse seiner [illegible], [illegible] Königs der [illegible], richten.

Wandern wir nun alle, wie die Zeit und die Wache, von diesem abgeschlossenen alten Schlosse nach dem neuen, nach der Königsburg. Machen wir den Weg dahin in Gesellschaft. Wir wandern zunächst über den inneren, mit [illegible] umgebenen Schloßhof, [illegible] der Treppe am Thurme [illegible], auf welchem das [illegible] der [illegible] sich [illegible] und unter welchem [illegible] Haupt sich [illegible]. In der Schloßkapelle [illegible] ein katholischer Priester eine Seelenmesse, die [illegible] sich nach der [illegible] [illegible], wenn sie es [illegible]. Wir gehen durch ein Thor, welches das [illegible] Wappen in Stein; mit ein paar Schritten sind wir der Brücke entlang und [illegible] zur Linken einen Palast, den die Leute Prinz-[illegible]-Haus nennen, weil [illegible] für jenen [illegible] Helden von Preußen er[illegible] und eingerichtet wurde. Gegenwärtig befindet sich darin die Gemäldegalerie und das [illegible] des Königs, erstere im oberen, letztere im unteren Stock. Von der Gemäldegalerie wird noch später die Rede sein. Das Kunst- und [illegible]

täten-Cabinet ist angefüllt mit dem verschiedenen und kostbaren Gegenständen aus China und Japan, den Inseln der Südsee und des indischen Meeres, Persien, Indien, Afrika und Amerika. Den Schluß macht eine Sammlung holländischer Merkwürdigkeiten, die manche historisch bekannte Person durch eine sonderbare Reliquie lebhaft ins Gedächtniß rufen. Widersinnige indeß sind keine, oder doch nur zweifelhafte darunter. Die großartigste Erinnerung ruht ohne Zweifel auf dem Commandostab des großen de Ruyter, er hat den Namen der sieben vereinigten Provinzen auf der Themse, wie auf dem Tajo, im Gebrause der Wogen und Donner der Kanonen zuerst in Achtung gesetzt und mehr als alle Commandostäbe der Prinzen von Nassau zusammengenommen die batavische Republik gegründet und aufgebaut. Nicht weit von ihm liegt das blutige durchlöcherte Wamms, das der Stifter der Republik am 10. Juli 1584 trug, als er durch Balthasar Gerards im Prinzenhof zu Delft meuchlings erschossen ward. Daneben liegen die großen verbogen Pistolen und das kleine tödtliche Blei, das den größten Mann seiner Zeit in der Mitte seiner kühnsten und hochfliegenden Pläne hinwegraffte. — Setzen wir uns aber nicht auf jenen Standpunkt, so sehr uns auch die Gegenwart solcher Erinnerungen erschüttern mag, der gesammte Oberbaubereich sich

darauf und erhob sich nur von ihm, um aus dem Gefängniß nach jenem Platz zu wanken, wo des ermordeten Wilhelms leiblicher Bruder ihn durch den Scharfrichter ermorden ließ. Balthasar Gerards ward von Pferden jämmerlich zerrissen — er wollte nicht auseinander — er war eben so zäh an Leib, wie an Seele — den Prinzen Moritz zerriß das Volk beinah vor Liebe und Enthusiasmus, das niederträchtige Volk, das in allen Ländern sich ähnlich sieht, wie ein faules Ei dem andern.

In solcher Luft verklingen die fatalen Gedanken. Wie treten in eine teutsche Allee, die Kaiser Karl der Fünfte anlegen ließ. Es ist die Frage — und das ist wieder ein fataler Gedanke — ob Karl in den gesammten Niederlanden nur so viel Bäume gepflanzt, als er Köpfe hat abschlagen lassen. Die Zahl der unter ihm enthaupteten, verbrannten und verjagten Ketzer beläuft sich, wie man sagt, auf hunderttausend. Alba brachte es nur auf achtzehntausend, dennoch haben er und sein Herr, Philipp der Zweite, in den Niederlanden sich weit verhaßter gemacht, als Karl der Fünfte. Warum? Karl der Fünfte, obgleich er den Unterkiefer von einem Haifische hatte, sah menschenfreundlicher aus und betrug sich populärer, als sein Sohn Philipp, der übrigens weit ähnlicher war, und unter andern

nicht die Frechheit hatte, junge Bäume in den Niederlanden zu pflanzen. Und doch wollte ich es diesem Karl willig verzeihen, daß er als Spanier auf die Sprache der Menschlichkeit sich eben so schlecht verstand, wie auf die deutsche Sprache, hätte er nur den Schrei der deutschen Bauern besser verstanden und sich ihrer Sensen und Mistgabeln bedient, um die summa papavera im deutschen Lande abzumähen. Zur Zeit des Bauernkrieges fehlte Deutschland nur ein Ludwig XI.

Vorüber ist vorüber. Besehen wir jenen Palast, der uns auf dem Wege liegt, ein Hercules mit der Keule steht über dem Portal und contrastirt ein wenig mit der goldenen Inschrift: königliche Bibliothek. Ich kann derselben nicht erwähnen, ohne zugleich die Artigkeit der angestellten Beamten zu rühmen. Als einen der Bibliothekare lernte ich zu Anfang meines Aufenthaltes im Haag den bekannten Professor Ernst Münch kennen, er hat sehr viel geschrieben und wird noch sehr viel schreiben. Eigentlich war er vom König in die Niederlande berufen, um an der Universität Löwen geschichtliche Vorträge zu halten und in Verbindung mit den Lehrern des philosophischen Collegiums die Fackel protestantischer Aufklärung in die belgisch-katholische Finsterniß zu werfen, woran ihn auch nichts verhinderte, als der Widerwille der Studen-

ten, die ihn nicht hören wollten und bald darauf der belgische Aufstand. Sein College, der Oberbibliothekar, ist ein alter Mann mit geistlich würdigem Gesicht und Anstand, wirklich auch Priester und regelmäßig die Messe lesend. Seine gelehrte Bildung verdankt er einem Jesuiten-Collegium in Frankreich, von wo er zur Zeit der Revolution nach Holland flüchtete. Als alter Franzose hat er keine Idee von deutscher Literatur, als katholischer Geistlicher keine Idee von protestantischer, als perennirender Emigrant keine Idee von neuer Literatur überhaupt. Ich konnte bemerken, daß er und Münch nicht besonders gut mit einander walten. Der alte silberhaarige Jesuitenzögling schien dem protestantischen Professor seine politisch-liberale Schriftstellerei, dieser ihm unwissende Verachtung der neuen Geschichte vorzuwerfen. Münch fühlte sich daher in dieser Stellung eben nicht sehr behaglich und nahm in der Folge gern den Ruf nach Stuttgard an. Und so sieht man aus diesem Beispiel, daß selbst in der stillen Halle einer Bibliothek, im weltentlegenen einsamen Heiligthum der Wissenschaft die zwieträchtige Zeit einherwandelt und Collegen, Bibliothekaren, Gelehrten, denen die Welt in früherer Zeit nur einen großen Unterschied zu betrachten darbot, den von gebundenen und ungebundenen Büchern, das tägliche Zusam-

menleben mit einander widerwärtig, ja unerträglich macht.

Die Bibliothek ist sehr ansehnlich, enthält insbesondere eine fast vollständige Sammlung von Büchern, Broschüren und Handschriften, die zur Landesgeschichte gehören.

Sie enthält zugleich das Cabinet der Medaillen und geschnittenen Steine des Königs. Ich machte dessen Bekanntschaft erst im letzten Winter, wo ich denn bei fast täglichem Besuch nicht selten in Nebel, Regen, Schnee und Schmutz vor der Thür anlangte und schnell, nach Ablegung meines Mantels und einem Druck der Thürklinke mich an die Wärmeregion des Ofens und in den schönern ewigen Frühling der südlichen Kunst himmlisch behaglich hineinwarf. Verstohlene glückliche Stunden, die ich hier unter den Kameen und Intaglios der alten Griechen und Römer zubrachte. O diese Alten, die nie veralten, wie sie im Kleinsten das Größte, im zehnten, zwanzigsten Theil einer Spanne das Weltgeheimniß der Schönheit zu enthüllen Kunst und Genie besaßen. Solche „mehr als Juwelen und Perlen" muß man gesehen und mehr als gesehen haben, um zu begreifen, welchen Schatz im Sinne des Alterthums Polykrates, Tyrann von Samos, in die Fluthen warf, als er, um die neidischen Götter mit seinem

Glück zu versöhnen, von allen Schätzen, die er besaß, nur seines Siegelrings mit köstlichem Stein sich entäußerte.

Das haager Cabinet ist freilich nicht so reich, wie das pariser, allein, und darauf kommt es an, es besitzt einige Steine von so seltener Schönheit, daß es mir unmöglich scheint, als könnte irgend ein anderes Cabinet dieser Art, auch das reichste in der Welt, einen intensiv höhern Kunstgenuß gewähren. Namentlich fand und bewunderte ich solche in jenem Theil der Sammlung, der eine Zeit lang im Besitz unseres Goethe war, und von ihm, wie man sich erinnern wird, im fünften Theil von „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben" so anmuthig und geschmackvoll, als umständlich und unterrichtend weiter beschrieben worden. Diese kleine aber kostbare Sammlung hat interessante Schicksale gehabt. Friedrich Hemsterhuis, dem sie ihre Entstehung verdankt, machte der Fürstin Gallitzin, seiner vieljährigen Freundin, damit ein Geschenk, diese stand sie für einige Zeit an Goethe ab, worauf dieselbe, von Goethens Händen geordnet, mit der Tochter der Fürstin Gallitzin, einem kleinen deutschen Fürsten zu Theil ward, der sie zuletzt an den reichen König von Holland verkaufte. Goethe hat diese seine Lieblingssammlung, durch welche er zuerst in das Studium der geschnittenen

Steine, dieser verkleinerten Bildsäulen vom Markte zu Rom und Athen, eingeführt würde, auch späterhin nicht aus den Augen verloren, wie er's überhaupt nicht machte mit Dingen und Personen, die ihn einmal auf seinem Lebensgange förderlich waren. In „Kunst und Alterthum" 4r Band. 1s Heft, machte er ihre Vereinigung mit dem Cabinet des Königs von Holland bekannt und als dieser, sein zweiter königlicher Freund und Verehrer in Holland, ihm die Beschreibung des Cabinets (notice sur le cabinet des médailles et des pierres gravées de sa Maj. le roi des Pays-bas, mit späteren Supplementen) zusandte, verfehlte er nicht, dies im selbigen Blatt, 3s Heft, mit Betrachtungen über die Geschichte des königl. Cabinets dankbarlich anzuzeigen.

Goethe ist gestorben, ach wär' er jetzt erst geboren. Goethe, ein Kind unserer Zeit, welche eiserne Hand würde er aus der Wiege strecken.

Ausgeleuchtet hat die Sonne seines Jahrhunderts, das schöne griechische Kunst- und Südlicht, das Winckelmann am deutschen Himmel heraufführte; es ist verflogen, wie sein Widerspiel, das kalte Fouqueische Nordlicht und wie der romantische Mondschein der Schlegelianer und Tieckianer, der, Gott weiß, in welcher alten deutschen Burg- und Klosterruine steckt und verwittert. Wer aber führt

uns wie Winckelmann die Sonne des neuen Jahrhunderts am deutschen Himmel herauf, wer ist der Sonnengott des neuen Tages, der, gleich Goethe, im goldenen Sonnenwagen sitzt und die schnaubenden Rosse spielend bändigt? Hähne genug, die den Tag ankrähen, die auf dem faulen Mist des Eigendünkels dem alten Tage und der untergegangenen Sonne spöttisch nachkrähen. Häute genug, die fröstelt und schauert, Nasen genug, die Morgenluft wittern, Spreu genug, die im Morgenwinde, im französischen, umherfliegt. — Und über den greisen Sonnengott des vorigen Jahrhunderts sind sie hergefallen, haben ihm, als er unten am Horizont in die blassen noch im Sterben schönen Abendwolken hinabfuhr, Koth in den Wagen geworfen. Die Elenden! Mißgönnten sie ihm sein behagliches Ende, hatten sie so wenig Achtung vor seinen silbernen Haaren, so wenig Mitleid mit dem, vor dem sie Ehrfurcht fühlen sollten? Oder wie konnten sie dem Greise anmuthen, seine Natur zu verwandeln, sich, sein langes Leben, sein Jahrhundert zu verläugnen, die Jugend gegen das Alter zum Streit zu führen, sich einen neuen Begriff vom Volk und deutschen Philistern zu machen, die schöne einheitliche Kunstform seines Lebens zu zerschlagen und auf ihre Art und Weise aufs neue die Massen zu bearbeiten? Und welche Massen?

Wo war, wo ist denn das deutsche Volk, das einen Dichter, wie Goethe, aus der Sphäre der Weltpoesie gegenwärtig und mächtig in seinen Kreis zu bannen vermocht, wo wuchsen die Thaten, die einen Dichter (wie ihn) begeistern, wo grünten die Kränze, die eine Schläfe, wie die seinige zieren sollten? Verdenkt man es ihm, daß er nicht, wie Klopstock, erhabene Bardieten, prahlende Herrmannsschlachten sang, oder keine Gleim'schen Grenadierlieder oder keine Arndt'schen Vater-Blücherlieder dichtete. Glaubt ihr, daß Goethe ein Dichter war, dem erhabene Leere, nüchterner Phantasierausch, negative Begeisterung zusagte. Wähnt ihr, daß er seine Unsterblichkeit an Windeierlegen vergeuden sollte. Und was glaubt ihr, und wäre der alte Goethe 1830 in des alten Lafayette's Haut gefahren und hätte im Taumel der jungen Freiheit seine unsterbliche Leier am Apoll von Belvedere zerschmettert, und hätte mit vor Alter und Freude zitternder Hand Deutschlands Reichsfahne aufgepflanzt auf die Zinne des großherzoglichen Schlosses zu Weimar, worin er so oft Thee getrunken, und hätte gerufen, herbei, ihr Deutschen, herbei! und hätte gefleht und beschworen, herbei, ihr Enkel Herrmanns, herbei! und hätte mit steigender Angst, wie das wahnsinnige Klärchen in den Gassen von Brüssel, zu den Waffen, ihr Leute,

herbei, ihr Bürger! gerufen — was, denkt ihr, was hätten ihm die Spieß- und Pfahlbürger von Hamburg und Frankfurt, von Wien und Berlin dazu gethan und geantwortet, und wie viele glaubt ihr wohl, wie viele Enkel Herrmanns hätten sich unterwegs an den Bajonetten der Preußen und Oestreicher aufgerannt?

Ach! —

Verlassen wir, lieber Leser, einen Ort, der mir theils an sich, theils durch seine Erinnerungen an Goethe theuer geworden. — Wir treten wieder in die Allee, deren Ausgang gegenüber der wohnliche und sehr bescheidene Palast des Prinzen von Oranien steht. Von da gelangen wir durch eine schmale Gasse in eine der neuern Hauptgassen des Haags, die auf die Dünen und den Schevelinger Baumweg führt. Mitten unter gewöhnlichen Bürgerhäusern, mit denen es nach vorn Mauer an Mauer zusammenhängt, ragen die Flügel des königlichen Palastes hervor, gleichsam als wollten sie ihre ältern bürgerlichen Nachbarn aus den Zeiten der Republik durch diese zutrauliche Stellung mit sich aussöhnen. Von der hintern Gartenseite fällt der Palast besser ins Auge. Er mag immer unter den Werken der neuern Baukunst in Holland, nächst dem Stadthause zu Amsterdam, die erste Stelle verlangen; was denn freilich nicht

viel bedeutet, da das Baugenie der Holländer zu keiner Zeit eine ästhetische Richtung genommen, sondern sich, zum praktischen Zweck, an Schleußen und Schiffen eher als an Häusern, Kirchen und Palästen dargethan hat. Vergebens wird man sich in den holländischen Städten nach „einem erhabenen Gedanken des Michael Angelo" oder nach einem schönen Denkmal sogenannter gothischer Baukunst umsehen. Wer das Stadthaus von Amsterdam, auf kurze Zeit für den Aufenthalt des guten Louis Bonaparte zur Residenz eingerichtet, und den Dom von Utrecht in Augenschein genommen, dem bleibt in beiderlei Gattung von Gebäuden nichts zu sehen übrig. Kehren wir aber zum königlichen Palast zurück. Ein paar Schütter gehn davor auf und ab. Der König liebt es, sich von seinen Bürgern bewachen zu lassen. Eine hohe und weite Säulenhalle nimmt den untern Raum des Mittelgebäudes ein, Wände und Fußböden von Marmor. Wenigere Lakaiengesichter und goldbetreßte Nichtsthuer sieht man hier auf den Treppen und in den Vorzimmern, als in den Residenzschlössern kleiner deutscher Fürsten. Die Prunkzimmer, vor allen der Salon, sind glänzend, die Wohnzimmer des Königs und der Königin weniger prachtvoll, als gemüthlich, wie es Beider Art und Natur mit sich bringt. Nichts kann einfacher und heimlicher

sein, als das Arbeitszimmer der Monarchin. Rings an der Wand hangen die Bildnisse ihrer Kinder. Angefangene Zeichnungen, Stickereien, Bücher liegen hier und da auf den Tischen, und schlägt man eins von denselben auf, so wird man den Goethe oder sonst ein deutsches Buch finden. Eben so anmuthigen Eindruck machen die geschmackvollen Wohnzimmer, in denen die königliche Familie sich vereinigt.

Unter den Gemälden, welche die Wände des großen Familienzimmers bedecken, ist mir über dem Sopha eine raphaelische Madonna von überseliger Schönheit aufgefallen.

Die Diplomaten.

François de Thou, französischer Gesandte im Haag, begegnete in seinem Wagen dem spanischen Gesandten, Don Estevano de Gamarro, und schrie seinem Kutscher zu, dem Wagen des spanischen Don nicht auszuweichen. Daraus entstand zwischen den beiden Gesandten ein heftiger Streit, der auf der Straße nicht aufhörte, und nur durch die Dazwischenkunft der Generalstaaten beigelegt wurde.

Das waren die alten Herren, denn die Geschichte passirte im Jahr 1657. Dazumal stand die Diplomatie in ihrer Blüthe und der Haag war das Beet, wo sie am meisten aufschlug. Der Haag war der Focus der europäischen Diplomatie, wo alle ihre Fäden und Strahlen zusammenschossen. Von dieser Zeit, wo so viele Gesandte, Fremde, Abenteurer (Cagliostro, Casanova u. s. w.) nach dem Haag strömten und „der Marschall von Türenne," so hieß das berühmteste Wirths-

haus, ein Taubenschlag der Fürsten, Grafen und Minister war, gibt der Haag gegenwärtig nur ein sehr schwaches Bild. Die Zeiten haben sich verändert, der Haag ist nicht mehr, was er war und auch die Diplomatie ist es nicht mehr.

Heinrich der vierte, mit dem das französische Volk kein Hühnchen zu pflücken hatte, weil dasselbe seine Hühnchen selbst pflückte und Sonntags in den Suppentopf warf, Heinrich der vierte gab dem Schach von Persien, der mit dem Sultan im Kriege lag, den Rath, eine schöne Frau als Botschafterin nach Constantinopel zu senden. Der Schach that, wie ihm gerathen und die Sache war eilig abgethan und der Schach hatte Frieden.

Wie, wenn unsere Könige dem Schach von Persien nachahmten, denn die Völker bedürfen keine accrédités auprès des Souverains, und zu ihren Botschaftern schöne Damen wählten. Ich wüßte gleich eine, die ich schicken würde, wenn ich König wäre, auch eine, die ich nicht schicken würde.

Ach, die männlichen Diplomaten machen nichts als Wirrwarr in Europa, und ich will lieber ganz von ihnen schweigen und nur die Londoner Conferenz für mich sprechen lassen.

Schevelingen.

Schevelingen ist ein Fischerdorf, eine halbe Stunde vom Haag entfernt. Der Weg dahin führt durch die Dünen, ist aber mit Klinkern gepflastert und von mächtigen Buchen beschattet, eine Anlage von Vater Kats, einem berühmten Staatsmanne und Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Auf einer alten Karte von Schevelingen, die auf dem Haager Stadthause hängt, sieht man die Kirche, welche gegenwärtig am Ende des Dorfs liegt, ungefähr in der Mitte desselben: diese fehlende Hälfte des Dorfes ist, wie die Chronik berichtet, durch eine mächtige Fluth am Ende des sechzehnten Jahrhunderts plötzlich abgerissen und Beute des Meeres geworden, sie lag aber auch außer den Dünen und daher unbeschirmt vor der Wuth des Meeres. Im Grunde hatte das Meer Recht auf einige Repressalien; was die Schevelinger sind und haben, so wenig es sein mag, ver-

danken sie dem Meer, sie werfen ihre Netze seit mehr als tausend Jahren in die See und trotzen der starken Brandung, welche sie von ihrem Gewerbe abzuschrecken sucht. Der Fischfang muß sehr bedeutend sein, ich zählte an einem Sonntag über sechzig Pinken und außerdem fünfzehn bis zwanzig kleinere Schiffe, welche der Reihe nach am Strande lagen und statt der Segel mit Fischernetzen zum Trocknen behängt waren. Die Männer sind schlank und kräftig gebaut, man glaubt mitunter neapolitanische Schiffer zu sehen. Wenn sie nicht fischen, sieht man sie unter einem hölzernen Dach am Strande sitzen, das sie vor Regen und Sonne in Schutz nimmt, sie sitzen, liegen, sprechen, gähnen, schlafen, rauchen, sehen nach dem Wind, fegen die [illegible] und die [illegible], oder fassen sich zur Unterhaltung beim Kragen. Vom Gewinn des Fanges erhalten sie nur ein Viertel, der Rheder streicht die Hälfte für sich ein und das letzte Viertel geht auf für Ausbesserung ihrer Schiffe. Denn die Scheveninger sind ein armes Volk, die wenigsten Fischer sind Eigenthümer der Fahrzeuge, mit welchen sie auf den Fang gehen. Diese gehören etlichen reichen Leuten in Scheveningen und dem Haag, welche den Hauptgewinn ziehen und ruhig hinter dem Ofen hocken, während die armen Teufel im Ne-

gen, Wind und Wellen hinaus müssen. Dabei sind ihre Familien sehr zahlreich, ihre Weiber ungewöhnlich fruchtbar, Alles ist schwanger oder säugt, und wenn sie des Morgens in der Frühe hoch aufgeschürzt in der See stehen und ihre Lappen, Lumpen und Windeln waschen, so liegt ein Kinder-Völkchen hinter ihnen im Sande, gräbt, spielt, krault und krabbelt, streckt die Beinchen in die Luft und saugt an dürren Fischen. Sieht man von den Dünen herab in das kleine rothe Nest hinein, das an der See im Dünenkessel liegt, so begreift man nicht, wie so viele tausend Menschen darin wohnen und unter Dach und Fach kommen mögen; will man aber wissen, wie, so streiche man des Nachts, wenn der Mond scheint, durch die fischduftigen Gäßlein an den elenden Hütten dieser Leute vorüber. Da ist es nichts Seltenes, einen nackten Fuß aus der Thür stecken zu sehen, der einem großen Jungen oder Mädchen angehört; wo dann sicher vier bis fünf Familien zwischen die Lehmwände einer armseligen Fischerhütte zusammengepreßt sind. Diese Noth hat die Scheveninger vor etlichen Jahren beinahe zum Aufruhr gebracht; sie wollten nicht mehr fahren, verwünschten ihr armseliges Gewerbe, die Habsucht der Rheder, welche sie noch außerdem zwingen, Speck, Butter, Käse und andere Lebensmittel aus ihrem

Tagen, oder, wie sie's nennen, auf ihrem Winkel zu backen, die Sturmglocke ging, die Weiber kamen in Angst und der Dominé, das ist der Geistliche von Scheveningen, machte alle Federn seiner geistlichen Beredsamkeit springen lassen, um ihre aufgehobenen braunen Hände in den Schranken des christlichen Gehorsams zurückzuhalten. Wie hat die lächerliche und traurige Geschichte ein alter Seemann von Fischer erzählt, der am Ufer neben seiner Pinke lag und Netze flickte. Während er sprach und über die plötzliche Angst und Geschwätzigkeit der braven Weiber grinsete, lief ihm der Tabacksaft in die silbergrauen Bartstoppeln, die auf Kinn und Lippe emporstarrten. — Butterbrod, Fischdampf, Branntwein machen ihnen das Leben erträglich, wie der Kartoffelbau auf den Dünen ihnen leiblich möglich macht.

Ihre Weiber sind häßlich, ausgelebte Sirenen, mit kegelförmigen Fischkörben. Sie tragen die Fische in geflochtenen Körben auf dem Kopf, halten diese mit gebogenen Armen weniger anmuthig, wie die athenienischen Kanephoren, und legen sich, wenn sie zur Stadt gehen, in kleinen Trab, wobei sie mit ihren unverhältnißmäßigen Hinterbacken glockenschwingend hin und her wackeln. Doch sind mir auch mehrere junge Mädchen und Weiber begegnet, die weiß und schlank waren und

entfliehen wie die Puppen, welche sie selbst von sich an Fremde und Badegäste verkaufen. Diese ehrwürdigen Dinge sind belegt mit Muscheln, welche durch ihre verschiedene Farbe Schuh, Strümpfe, Rock, Hosen, Mieder, Hüte vorstellen, ein lieber [illegible], wenn diese Kinder der See höchst lustig [illegible] erscheinen.

Alt und Junge sind schmutzig wie die [illegible]. Die Knaben fahren auch, wie viele, mit Hunden. Da ein Schevelinger Hunde-[illegible], der, mit [illegible] oder [illegible] Mütze auf dem Kopf, nackter Brust und [illegible] Hosen auf seinem kleinen [illegible] Wagen sitzt, und durch Schnalzen, Schreien, Singen, Pfeifen, [illegible] seine vier oder sechs [illegible] Köter zum [illegible] [illegible], oder allemal ein Anblick zum Lachen, [illegible] es Einem nicht oft um die armen Köter, welche schwitzend und keuchend ihre rothe Zunge aus dem Hals hangen lassen.

Was in Schevelingen riecht nach der See und nach getrockneten und faulen Fischen.

Der Strand mit den Dünenhügeln, dem Kirchthurm des Dorfes, der hinter ihnen hervorragt, dem Leuchtthurm oder Feuerbaken, der eben auf den Dünen steht, hat nicht selten den Pinsel der großen holländischen Seemaler, wie Backhuizen, van de Velde und Anderer beschäftigt.

[illegible] wenn die [illegible] einer [illegible] eines Prinzen von Oranien von hier nach England hingeschafft werden sollte. Gegenwärtig ist das [illegible] des [illegible] noch mit zwei [illegible] [illegible] mit dem [illegible] der Königin und dem [illegible], beide in den [illegible], [illegible] über dem [illegible]. Das [illegible] ist ein großer, geschmackvoller Palast, [illegible] [illegible], wie es die [illegible] auf den hohen [illegible], der [illegible] [illegible], [illegible] und traurig genug aus. [illegible] geht es dem Sommer wenig oder gar nicht. Die Prinzessin von Oranien bewohnt ein [illegible] [illegible]. Spiel, Bälle, [illegible] gibt es nicht; nur [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], und [illegible] in den [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] auf einem [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] zu [illegible]. In Holland [illegible] [illegible] die [illegible] Revolution vom Jahre 1787 [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]; die Patrioten, welche den Statthalter [illegible], der Statthalter, welcher sich von den Patrioten [illegible] ließ, [illegible] [illegible] [illegible] auf dem [illegible] — die Preußen, welche den Statthalter an die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]. Man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], daß [illegible] Holland die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der [illegible] Hut [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einen [illegible] Hut in Holland [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ein [illegible] Hut auf dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]

[illegible]
[illegible]

Batavische Republik.

[illegible]

[illegible]

nahm keinen Antheil an den Angelegenheiten des Staats, es wurde nicht gezählt weder auf dem Lande noch in den Städten, weder am Hofe des Statthalters, noch in der Versammlung der Provinzialstaaten, noch in der Sitzung der Herren Staaten-General.

Das Volk machte Käse und Butter, [illegible] [illegible] und [illegible], wucherte mit dem Korn der [illegible], nahm [illegible] und einige hundert Procent vom Pfeffer, plünderte den Osten, [illegible] den Westen, füllte seine Säcke mit Ducaten und bekümmerte sich eben so wenig um die Verwaltung, als um die Vertheidigung des Staats. Die Republik kleidete dagegen zum Schutz des Landes eine Menagerie ausländischer Bestien, Soldaten genannt, aufgegriffen aus den Hütten des Elends, des Lasters, der Verzweiflung von ganz Europa, durch Spießruthen und Corporalstöcke in Zucht gehalten, zu Schildwachen und [illegible] abgerichtet oder im Fall [illegible] Wildheit nach Java [illegible] und gegen die [illegible] Insulaner losgelassen, die zu ihrem Unglück die Freiheit lieber hatten, als die weißen Holländer und ihre ostindische Compagnie.

Liest man die Annalen des Tacitus, so [illegible] man, daß schon in dieser Zeit die reichen [illegible] [illegible] Einfluß in der Volksgemeinde

entrissen. Ihr Civilis machte sie vom Joch der Römer frei, so lang es ihm gefiel; als es ihm nicht länger gefiel, unterhandelte er mit Cerealis und ließ die Römer wieder Besitz nehmen von der Insel. Dies geschah in einem Augenblick, wo es in seiner Macht stand, das ganze römische Heer durch Schwert und Wasser zu vernichten. Tacitus erzählt, Cerealis habe die Klugheit gehabt, des Civilis [illegible] zu schonen, während er alle übrigen plündern und verheeren ließ. Das läßt sich hören. Civilis hatte große Talente, Feuer des Unternehmens, Glück, allein man darf ihn nicht zugleich mit Hermann nennen, wie selbst deutsche Geschichtschreiber sich unterfangen. Civilis hatte nicht den Todeshaß gegen die Römer, nicht die Todesbegeisterung für die Freiheit, welche in Hermanns großer Seele loderten. Die Römer zeigten sich übrigens als gelehrige Feinde, sie nannten die Bataver ihre Freunde und Brüder, warben eine Menge Soldaten in der Insel auf und zogen die Bundesgenossen ihrer Freunde und Brüder jeder andern in Europa vor.

Zur Zeit der schrecklichen Grafen, welche über Holland regierten, sieht man den Nacken des Volks gewaltig unter das Joch der Feudalverfassung gebeugt. Die Grafen von Holland waren unumschränkte Gebieter, sie vereinten in ihrer Person

die kriegerische, gesetzgebende, richterliche und ausübende Macht. Große Vorrechte waren den angesehensten Vasallen vorbehalten, es gab unter diesen Vorrechten solche, die wohl einzig in ihrer Art scheinen. So führten die Herren von Wassenaar unter andern Titeln die Titel von Wasserherren und Federgrafen, ersteren, weil sie von allen Bürgern und Bauern in Rheinland, Delfland und Schieland für die Erlaubniß, Wasser zu schöpfen, eine jährliche Abgabe, das sogenannte Gruitgeld erhielten, letzteren, weil in dem besagten Wasserreichen kein Eigenthümer ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß Schwäne im Teich halten durfte. Andere große Geschlechter, wie die Egmont's, die Brederode's, standen nicht zurück und der politische, wenn auch nicht kriegerische, nicht ritterliche Adel theilte sich mit der Geistlichkeit*) in den Besitz des Landes. Während nun um diese Zeit die südlichen Niederlande, die Brabanter, die Flamländer von ihren Fürsten und Grafen sich Privilegien auf Privilegien errangen, über die gewonnenen mit unermüdlicher Eifersucht wachten, und ein für die Geschichte und unsere Zeit höchst interessantes parlamentarisches Leben entfalteten, sieht man Holland anfangs

*) Sie gab allein an sechzig Klöster, worunter sehr reiche, wie jene von Rhijnsburg bei Leiden.

schädlich, dann aber mehrere Jahrhunderte hindurch von zwei unheimlichen Parteien zerrissen, die gleich in ihrem Ursprunge nichts mit der Freiheit gemein hatten, in der Folge aber durchaus blind, zwecklos und fanatisch wurden. Der sogenannte Brod- und Käsekrieg, der im Friesland hausete, führte sein Verständniß doch schon im Namen mit sich; allein die Parteien der *Hoeks* und *Kabeljauer* haben Jahrhunderte lang gebrannt und gemordet, gefressen und geangelt *), ohne zu wissen, was sie thaten und was sie wollten. Man wirft den Brabantern ihre unruhige und blutige Geschichte vor — am Ende sollen sie sich noch vor den Holländern schämen.

Die Befreiung von Spanien, welche den Holländern geglückt und den Brabantern mißglückt ist, 1) weil Holland im Norden liegt und nicht wie Brabant an das katholische Frankreich grenzt, 2) weil Holland unter Wasser gesetzt werden kann — die Befreiung von Spanien, welche den Holländern nicht deswegen geglückt ist, weil sie sich muthiger zeigten, als die Brabanter, oder weil sie in Person so viel männlich trotzenden Muth an den Tag legten, wie die Ditmarser Bauern, welche den Junker Slenz zu Hause trieben und die Herre

*) Hoek ist ein Angelhaken.

des Königs von Dänemark vernichteten — die Befreiung von Spanien, sage ich, hat nur den Adel freigemacht und nicht das Volk. Der reichste, klügste und großartigste aus dem Adel, der Schüler des Macchiavelli, Wilhelm von Nassau, stürzte den Thron des Königs von Spanien in den nördlichen Niederlanden über den Haufen und brachte die Trümmer desselben für sich und seine Nachkommen auf die Seite. Diese haben ein paar Jahrhunderte daran gezimmert, um wieder einen ordentlichen Thron daraus zu machen, und man weiß, es ist ihnen geglückt. Der wiener Congreß hat aus holländischem Ducatengolde ihnen die Krone dazu geschenkt.

Schon der Prinz Moritz, der Sohn und nächste Nachfolger Wilhelms, saß, ohne König zu sein, sehr hoch und sehr fest. Er winkte nur und Oldenbarneveld's greises Haupt flog in den Staub, eben so rasch und wohlexecutirt, als hätte Alba's Henker in Brüssel dasselbe abgeschlagen. Oldenbarneveld's Verbrechen war sehr groß, zumal in einer Republik, er wollte die Bürger mann- und wehrhaft machen, um der rohen Soldatengewalt und der Willkür des Generalcapitains, Prinzen Moritz, die Stange zu halten. Derselbe Prinz beförderte Hugo Grotius auf das Schloß Lövenstein, das Spandau der Republik.

Dessen Verbrechen war nicht minder schreiend, zumal in einer Republik. Er hielt es mit dem Doctor Arminius und der Prinz war des Arminius Feind und hielt es mit dem Doctor Gomarus und mit der Dortrechter Synode ekeln Andenkens. Glücklicher Weise entkam der Verbrecher durch die Liebe und List seiner Frau.

Funfzig Jahr später hatte Cornelius de Wit Gelegenheit, einen lateinischen Spruch aus dem Horaz zu citiren:

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tiranni
Mente quatit solida

rief er aus, als er auf der Folterbank lag und gestehen sollte, er habe dem Prinzen Wilhelm nach dem Leben getrachtet. Unterdessen wurde sein Bruder Johann, der in einer Zeit von zwanzig Jahren das Staatsschiff durch Sturm und Wetter geführt, vom aufgehetzten Pöbel aus dem Gefängniß gerissen, gemartert, gesteinigt und über die Gassen geschleift, bis er seinen Geist und damit seine Macht aufgab. Mehr wollten die Orangisten nicht, sie hatten Wilhelm den Dritten, später König von England, zum Statthalter erwählt.

Johann de Wit saß über der Gefangenpforte des alten haager Schlosses, hinter den eisernen

rostigen Gittern, welche ich im Vorübergehen so oft betrachtet. Oldenbarneveld saß auch dort oben, auf jenem breiten Stein vor der Treppe ward er enthauptet. Dies Schloß hat den historisch interessanten Blutgeruch der alten königlichen Schlösser.

Neueste Geschichte.

Von der Flucht des letzten Statthalters, eines dick- und schwachköpfigen Mannes, der völlig unter preußisch-englischem Einflusse stand, bis auf die Flucht des Königs Ludwig und die Abdankung Napoleons hat sich Holland allen Metamorphosen der französischen Republik unterziehen müssen. Seit 1795 wurde keine Staatsaction in Paris aufgeführt, die nicht, ins Holländische übersetzt, auf dem Haager Theater nachgespielt wurde. Der Spaß kostete den Holländern schweres Geld. Gleich zu Anfang Hundert Millionen Gulden, für welchen Preis die Mutterrepublik ihre Tochter feierlich anerkannte. Aber die Franzosen klopften Anfangs nur an die schweren überfüllten Geldsäcke. Sie hielten sich an die goldnen Ritter und ließen dem Volk die Stüver in der Tasche. Das Volk stand sich nicht übel dabei, ausgenommen, daß der Tabak etwas theurer wurde, und daher

gab auch das neue französische Drama sein erstes Debüt so ziemlich zum Beifall des Volks, wenn auch zum Mißfallen der ersten Ranglogen; während früher die Sache umgekehrt stand, als noch die altfranzösische Hoftragödie mit Tressen und Puder auf der stadthalterlichen Bühne sich spreizte.

Am besten schien die neue Ordnung oder Unordnung der Dinge den verjagten Patrioten, die beim ersten Kanonenschuß der Freiheit ins Land zurückgekehrt waren. Feurige Leute und große Volksredner. Sie predigten von Tonnen, Tischen und Stühlen die Wiedergeburt der Dinge, nahmen sich in und außer der Nationalversammlung der unveräußerlichen Menschenrechte eifrig an. Ich habe Leute gesprochen, die zu jener Zeit sich im Strom befanden. Sie haben mir erzählt von Versammlungen, an deren Schluß keine einzige goldene oder silberne Schnalle an Schuh und Hosen übrig blieb, wo Alles, was die Versammelten an Geld und Kostbarkeiten bei sich trugen, in einem Guß der Begeisterung auf den Altar des Vaterlandes niederregnete. Ich bin jedoch nicht völlig von der Thatsache überzeugt. Ich denke mir immer, daß Einer oder der Andere, der Thür am nächsten, einer so kostspieligen patriotischen Rührung durch unvermerkte schnelle Flucht sich entzogen haben mag.

Zum Glück aber für die Beinschnallen und die goldenen Stockknöpfe der Holländer hatte die Nationalversammlung keine lange Dauer. Ihr folgte ein gesetzgebender Körper und eine executive Gewalt, ein Directorium, das aus fünf Leuten zusammengesetzt war. — Dann wurden aus Fünfmännern Zwölfmänner mit erweiterter Macht. Ihnen untergeordnet neue Minister, Administrationsräthe. Diese Staatsform schreibt sich vom Jahr 1801.

„Man hatte durch dieselbe," sagt ein Holländer in einer neuen Flugschrift, „eine centrale Regierung, woran es uns seit Jahrhunderten gebrach, zweckmäßig festgestellt, die Ausübung fürstlicher Macht an eine Zwölfzahl Leute aus den verschiedenen Theilen des Landes aufgetragen und rücksichtlich ihrer Wahl und Nachfolge alle Einrichtungen getroffen, die man für am meisten geschickt hielt, um sich eine sorgfältige Beherzigung der Staatsinteressen zu sichern und die bürgerliche Freiheit gegen alle Willkür zu schützen."

„Aber," fügt er hinzu, „es dauerte nur kurze Zeit, und man glaubte zu bemerken, daß der Staatskörper noch an einem Gebrechen leide und namentlich die abwechselnde Vorsitzerschaft große Uebelstände herbeiführe und mit der Zeit noch größere herbeiführen werde. Das Mittel dagegen

glaubten Einige zu finden in einem beständigen Vorsitzer des Directoriums. Aber Napoleon, der inzwischen erster Consul und in der Folge Kaiser der Franzosen geworden, hatte bereits ganz andere Absichten auf Holland, und gab uns, vorläufig unter dem wenig passenden Namen eines Rathpensionarius, nicht einen beständigen Vorsitzer oder ein Haupt der Regierung, sondern — den Vorschmack einer Alleinherrschaft."

In der That war der Rathpensionarius Schimmelpenning mit einer fast absolut fürstlichen Macht bekleidet. Es sollte ihm allerdings ein Staatsrath zur Seite stehen, aber ein von ihm selbst zu ernennender, den er um Rath anzugehen hatte, so oft es ihm gutdünkte, und dessen Gesetzesvorschläge er nach Willkür bekräftigen, oder in den Wind schlagen konnte.

Doch die Zeit des Rathpensionarius war sehr gemessen. Bald nach dessen Bestallung machte Napoleon den Holländern sein königliches Geschenk. Die Verfassung blieb unter Ludwig ungefähr dieselbe. Die königliche Herrschaft unterschied sich von der rathpensionirlichen nur durch den tiefern Schatten, welchen der Glanz des königlichen Throns in das Dunkel der Volksfreiheit und der unveräußerlichen Menschenrechte warf.

Nach seines Bruders Flucht einverleibte Napoleon das kleine Land seinem römischen Weltreich. Dem verblieb es bis auf die Leipziger Schlacht. Der Sohn des letzten Statthalters, in Holland eben so wenig bekannt, aber mehr willkommen, als Ludwig der 18te in Frankreich, kehrte aus England zurück und ward vom Stadthause zu Amsterdam zum König von Holland ausgerufen.

Nach der Schlacht bei Waterloo ward Belgien mit Holland vereinigt und eine neue Verfassung für das Königreich der Niederlande aufgestellt. Souverainität, zwei Kammern u. s. w.

Ueber die unglückliche Vereinigung zweier so spröden, ja feindlichen Bestandtheile hat die Zeit gerichtet. Im Griechischen heißt eine unselige Ehe γαμος ἄγαμος, Unehe. Das ist das Wort dafür. Der Hof wünschte sie, der Wiener Congreß befahl sie, die beiden Völker vollzogen sie mit Verdruß und Widerstreben; oder vielmehr sie vollzogen sie nicht: der Belgier schrie **non**, der Holländer brummte **neen**, aber die taube Gewalt legte ihre Hände zusammen und die blinde Weisheit sprach ihren Segen über sie aus.

Wer von Beiden, ob der Holländer oder der Belgier, durch die Vereinigung eigentlich gewonnen oder verloren hat, ist schwer zu sagen. Es

unterliegt keinem Zweifel, daß Belgiens Handel und Fabriken einen neuen und sehr bedeutenden Aufschwung nahmen. Antwerpen, zum Welthandel hundert Mal gelegener, als Amsterdam und Rotterdam, Antwerpen, die unverwüstliche Stadt, machte Riesenschritte. Die Wellen der befreiten Schelde tanzten vor Lust, während die alte Amstel von Tag zu Tag trauriger und stiller einherschlich und in grämlicher Eifersucht sich verzehrte. Dagegen sah sich Belgien mit der holländischen Staatsschuld belastet und von den entsetzlichen holländischen Steuern und Abgaben heimgesucht, deren Fluth auch über das goldreichere Holland verderblich und scheidewasserartig hinträufelt, und insbesondere den kleinen Besitz und das tägliche Brod der großen Menge wegfrißt.

Gegenwärtig, da der unvermeidliche Bruch geschehen ist, sollten die Holländer nicht noch obenein zu allen ihren frühern Verlusten den Knochenfraß eines fortdauernden Kriegszustandes hinzufügen. Schon hat der Krieg sie unermeßliche Summen gekostet, und, wie sie selbst am besten wissen, ihre Geldsäcke haben nicht den Zauber der Unerschöpflichkeit, wie Fortunati's Säcklein. Der Nationalreichthum ist seit dem Jahr 1795 furchtbar angegriffen. Frankreich, die Republik und das Kaiserthum, kam ihnen zu stehen auf drei-

malhundert Millionen Gulden baares Geld. Das ist noch das Wenigste. Die Verluste anderer Art sind unberechenbar. Allein in den Jahren 1796—1799 hat Holland nicht weniger als fünfundzwanzig Linienschiffe und neunundreißig Fregatten an England eingebüßt; wie denn seitdem fast alle übrigen holländischen Kriegsschiffe dasselbe Loos traf. Ihr auswärtiger Handel, den man vor dem Jahr 1795 auf einen jährlichen Betrag von dreihundertfunfzig Millionen anschlug, ging seit der Continentalsperre bis zum Jahr 1812 so gut als völlig zu Grunde. Der Fluch, den sie einst über die Schelde aussprachen, verwirklichte sich an ihren eigenen Strömen und Gewässern. Diese waren so gut als gesperrt, und die Schiffe, die vormals über die weite Erde streiften, vermoderten unthätig im Hafen. Batavia, die Gewürzinseln, alle ihre reichen Colonien in Ost- und Westindien wurden eine Beute der Engländer. Sie haben freilich seitdem Colonien und Handel wieder erhalten, allein ohne dieselben Früchte, wie ehemals, daraus zu ziehen, da nicht nur England seit der Zeit seinen Dreizack noch allmächtiger ausgebreitet hat, sondern auch Belgien miterndtete, wo sie früher allein erndteten. — Noch schlechter ging es mit der Wiederbelebung ihrer Fabriken und Manufacturen. Diese haben sich fast gar nicht erholt.

Der Belgier, viel kaufsinniger und handhabiger als sein Nachbar, hatte leichtes Spiel in dieser Rücksicht. So lange beide unter einem Scepter vereinigt waren, mußte der Holländer dem Belgier einen Ruhm und eine Quelle der Reichthümer überlassen, die er ihm kaum streitig machen wird, da sie offene Feinde geworden sind. Wie die Person des gewandtern Belgiers, gegenüber der Person des Holländers, so stand das belgische Fabrikat dem holländischen gegenüber. Und so fand sich selbst der Holländer gezwungen, überall, wo der Belgier und das Belgische in seinem Lande sich zeigte, ihm die größere Ueberlegenheit zuzugestehen, und demnach, so bitter es auch die Eigenliebe fühlte, selbst den Wetteifer als fruchtlos fahren zu lassen. Nächst der Handelseifersucht hat kein Stachel das holländische Volk mehr gegen das belgische aufgereizt, als dieser. Alles, klein und groß, theuer und wohlfeil, mußte direct von Brüssel kommen. Es gab sogar Stutzer im Haag, die wöchentlich mit der Post ihre feine Wäsche nach Brüssel sandten, um sie dort modischer und zierlicher steifen und einlegen zu lassen. Noch gegenwärtig sind solche Gewerke in Holland, die Geschmack verlangen und der Mode unterworfen sind, in den Händen von Belgiern oder Deutschen. Man wird wenigstens nur selten finden, daß ein

geschickter Stahlarbeiter, Posamentirer, Kunstdrechsler, daß ein beliebter Schuhmacher oder nun gar ein eleganter Schneider in Amsterdam, Rotterdam, Haag u. s. w. Holländer von Geburt ist; wogegen man allerdings recht brave Glasschleifer, Steinhauer, Tischler seit Alters unter den Einheimischen antrifft. Aber auch diese eingebürgerten Deutschen, Belgier, Franzosen konnten nicht gegen die Brüsseler anarbeiten, so ausschließlich hatten dieselben das Gebiet des Kunstgeschmacks an sich gerissen.

Ueberlegt man nun diesen Zustand der Dinge und den nachtheiligen Einfluß, den die Verbindung Hollands mit Belgien auf den holländischen Fabrik- und Handelsstand äußerte, so muß man glauben, daß diesem nichts Gelegeneres sich ereignen konnte, als der Aufstand von Brüssel und der hierauf erfolgte Abfall der südlichen Provinzen. In der That war es so. Darnach muß man es aber unbegreiflich finden, daß Holland seinen Nachbarn nicht in Frieden fahren ließ, und daß die Versuche, welche die Regierung machte, die abtrünnige Südhälfte des Königreichs mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu zwingen, so lebhaft von der Nation unterstützt wurden. Das ist ein Widerspruch, der, wie jeder andere, keinen Verstand hat, und bei so verständigen Menschen,

wie die Holländer sind, ganz besonders auffällt. Allein der auffallendste Widerspruch hat seine guten Ursachen, und wenn man auch oft das Wie nicht begreift, so kann man doch nicht selten hinter das Warum kommen. Warum aber die Holländer über ein glückliches Ereigniß in Harnisch geriethen, trotz dem, daß sie sich im Stillen dazu Glück wünschten, warum sie eine unerhörte Thätigkeit entwickelten, unerhörte Opfer brachten, um sich mit Gewalt ein Kreuz wieder aufzubürden, das ihnen abgefallen war, begreife ich, nach Allem, was ich gesehen, gehört und erfahren habe, ziemlich gut, obgleich ich gestehen muß, daß ich allerdings nicht begreife, wie die sonst so kaltblütigen und bedächtigen Holländer der Wirkung dieser Ursachen so stark ausgesetzt waren, um darüber ihr nächstes Interesse zu vergessen. Der Holländer haßte den Belgier; ich liebe ihn auch nicht. Der Holländer haßte ihn von Grund seines Herzens, und das will etwas sagen, denn, wenn auch in der Liebe nicht, im Haß kann es der Holländer sehr weit bringen. Sein Haß ging über in Rachegefühl, als der erste Stein in Brüssel einem holländischen Soldaten an den Kopf flog, als die holländischen Truppen schimpflichen Rückzug nehmen, und die belgischen Abgeordneten im Haag erschienen, um dem Könige von Holland katego-

rische Bedingungen vorzuschreiben. Dennoch weiß ich nicht, ob bei gleichem Haß es zu den Zeiten der Republik zu offenem Bruch, oder in diesem Falle zu Feindseligkeiten zwischen Holländern und Belgiern gekommen wäre. Ich vermuthe, die Holländer hätten, ihrem Charakter getreu, mit der „langen Ruthe" sich begnügt, das heißt, ihre Rache aufgeschoben, sich auf die bestmöglichsten Bedingungen von den Belgiern getrennt, dieselben vom Handel mit ihren Colonien ausgeschlossen, die Einfuhr belgischer Fabricate untersagt, die Abtrünnigen ihrem Schicksal und deren Bestrafung der Zeit überlassen. Daß nämlich die bloße Trennung eine Strafe für die Belgier, darüber sind auch jetzt die Holländer einverstanden. Doch sonderbar genug scheint eben diese Ueberzeugung ihren leidenschaftlichen Unmuth noch zu vermehren, ihnen steht der Verstand still bei dem Unverstand der Belgier, die sich, wie sie meinen, um nichts und wieder nichts in den Strudel einer Revolution stürzten und freiwillig die Bande ihrer Wohlfahrt zerschnitten, ihnen läuft aber zugleich die Galle über bei dem Gedanken, daß sie aus Hochmuth von einem Volk verschmäht worden, welches sie in moralischer und intellectueller Hinsicht — und das mit Recht — weit unter sich sehen. Und bei solcher Stimmung ward es dem Haager Hofe, den

der Verlust eines Königreichs schmerzte, möglich das ganze Land auf die Seite des Throns hinüberzubringen und den Gefühlen des Hasses und der Erbitterung gegen die Belgier nicht nur eine kriegerische Richtung, sondern sogar einen ritterlichen Schwung zu geben. Der König ruft — des
chen Schwung zu geben. Der König ruft — des
Volkes Ehre ist verletzt, die Majestät des Throns beleidigt, hinaus zum Kampf für König und Vaterland, Tod den Hochverräthern und Meuterern, den ehr- und pflichtvergessenen Unterthanen der niederländischen Krone. Solche Stimmen hallten durch das ganze Land wieder, die Deputirtenkammer, die Zeitungen, die Theater wurden damit gefüllt, die Bänkelsänger sangen sie durch alle Straßen *), und die Kinder, die Weiber im hellen Hause bis spät in die Nacht zogen umher und schrien sie nach. Die Wilhelmsritter, die Beamten, die Kammerherren, die Adeligen waren natürlich nicht die letzten, die mit einstimmten; theils liegt es in der Natur dieser Leute, servilisch angestimmt, theils fühlten sie, dem höhern Stande angehörig, der ohne Ausnahme bisher der belgischen Wuth gefröhnt und sich eben so sehr,

*) Kein Lied wurde häufiger von diesen gesungen und wohlgefälliger angehört, als das Ritterliche: der Ritter auf zum blut'gen Kampf hinaus.

wie der Belgier, von seiner Muttersprache und der alten Sitte des Landes sich losgesagt hatte, ganz besonders dazu sich aufgelegt, dem aufgeregten Volk Beweise ihrer anti-niederländischen Gesinnung laut an den Tag zu legen und die Ersten zu sein, die sich selbst oder ihre Kinder in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger stellten und ihr Scherflein zu den Bedürfnissen des Kriegs hergaben. Kein Mann aber hat die Kluft im Lande mehr vertieft, als ein Franzose, der im Solde der Regierung und von Maastricht aus Journal de la Haye schrieb. Er unterzeichnete die Artikel, die er täglich lieferte, mit dem Buchstaben X., doch sein Name Charles Durand war Jedem bekannt. Dieser leidenschaftliche [illegible], der die Belgier persönlich haßte, und [illegible], welche ihr nachtheilige Gerüchte auszubreiten, übte durch seine pathetischen Declamationen einen so unverkennbaren Einfluß auf die Stimmung der Holländer *) und besonders der jüngeren Leute vom Civilstande, daß er in Einem einzigen Blatt [illegible] sich öffentlich zu berühmen wagte, den Anstoß zum Feldzuge

*) Fast jeder Holländer aus dem Mittelstand kann so viel Französisch, um die Zeitung in dieser Sprache zu lesen, sehr oft sprechen sie es schlecht genug.

gegen die Belgier gegeben zu haben. Er war Carlist, bekannte sich als Anhänger der alten classischen Monarchie und Literatur unter Ludwig dem Vierzehnten, stellte sich verliebt in die holländische Nationalweise, sprach von dem alten holländischen Verhalten, wie ein Franzose vom Bonapart, dichtete
Verhalten, wie ein Franzose vom Bonapart, dichtete
eine Hymne auf den Spuck, rabotirte von Siegen über Quarten, pries den Übermuth der holländischen Soldaten, verhöhnte tagtäglich das haager Cabinet und schimpfte wie ein Rohrsperling auf Louis Philipp und William und durch Alles das erwärmte er die Gemüther der Holländer und versetzte sie in jenen ritterlichen Paroxysmus, von dem ich oben sprach.

Wie lange bleibt das so? — Es wird vorüber sein, ehe man sich's versieht. Der Holländer wird einsehen, daß er zum Ritter nicht geboren ist, aber wohl zum verständigen Mann, der sich nicht das Fell über die Ohren ziehen läßt, noch für ein Phantom seinen Nachbar mit Krieg überzieht, wenn er sich ehrlich und friedlich mit ihm verständigen kann. Der Holländer wird, was die Schelde und andere Streitpunkte betrifft, Vernunft annehmen; er wird es, denn er muß es, nach dem Princip: leben und leben lassen.

Politische Zukunft.

[illegible]

das Princip der Legitimität und [illegible] unter keinem Volk tiefere Wurzeln geschlagen, als unter den Holländern und sich gleichsam ihr Haß gegen den constitutionellen Radicalismus sich in Haß gegen alle Constitutionen verwandelt hat.

Allein ich kenne die Holländer zu gut, um
Allein ich kenne die Holländer zu gut, um
[illegible] zuzutrauen. Noch ist er im [illegible], aber er wird sich bald die Augen auswischen, und mit gewohnter Nüchternheit um sich her blicken. Er kann nicht, wie man geglaubt hat, ein [illegible], das Heilige und die Rechte anderer, allein nicht auf lange Zeit und kann in dem Maße, daß er deutlich seinen Vortheil ganz und dem [illegible] verliert und — vielleicht schützt ihn bald der Krieg gegen Belgien besser zu [illegible], als ich ihn meine [illegible] und [illegible] kann. Kein Volk ist mehr dazu geeignet, politische Freiheit in dem ganzen Umfange zu genießen, sowohl Charakter und Sitte dieselbe zu genießen ihm wünschenswerth machen. Stolz auf seinen Ruhm und seine Geschichte ist er freundlich, thätig, klug und immer [illegible], [illegible] kommt. [illegible] er in alter Zeit den Glanz von Spanien, weil ihm, bei allem Glanz, den die Krone [illegible] Indien auf [illegible] be[illegible] war, [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] sich schwerlich in den Inhalt dieser Sache, von welcher mit der Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache. Der geheime Proceß ist bekannt, er wirft ein ziemlich helles Licht in die Geschichte der Zeit, zugleich aber einen nicht unbedeutenden Schatten auf das [illegible] [illegible] in politischer Hinsicht. Daß [illegible], [illegible] und andere [illegible] Revolutionaire von der Regierung bereits [illegible] und [illegible], war billig und mußte nach Verlauf einiger Jahre dem [illegible] Publikum [illegible] gemacht werden müssen. Daß [illegible], [illegible] und die [illegible] sich in Zeitungen [illegible], sogar mit dem Wunsche eines [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich noch [illegible], zu haben. Daß aber die [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], an der [illegible] [illegible], der aus dem Munde eines [illegible] kam, [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] die [illegible] der Regierung, von der man mit Bestimmtheit wußte, daß sie alle Pläne und [illegible] zu [illegible] einer Constitution gänzlich [illegible] wollte, daß durch keinen [illegible] die [illegible], wenn man sie [illegible] so nennen konnte, [illegible]; ja, daß sie in [illegible] mit dem [illegible] des [illegible], die [illegible] und [illegible] [illegible] des [illegible] der [illegible] [illegible] Provinzen waren, daß, glaube ich, wird

[illegible]

[illegible] König Wilhelm [illegible]

Der Prinz von Oranien

[illegible]

Hoffnung hat, wenn er älter wird, gleich seinem Vater und seinen Vorfahren, ungemein dick und fett zu werden. Sein Kopf ist schon ziemlich kahl, aber sein Backenbart und der Mund sein lebhaftes Auge und rothes, frisches, freundliches Gesicht lassen dich, wenn man ihn in Gesellschaften sieht, leicht vergessen und übersehen. Sein Mund ist groß, ich möchte sagen, gemeinhin, aber er spricht gefällig, weich und eben so [illegible] angenommen, wie er sich benimmt. Er ist ein Freund der Geselligkeit, liebt eine gute Tafel, französische Weine, englische Pferde, die er immer Galopp reitet und die schönen Frauenzimmer aller Nationen. Doch in diesem Punkte scheint er in der neuesten Zeit enthaltsamer geworden zu sein; man sagt, daß er gegenwärtig seiner Frau treu ist und mit ihr im besten Vernehmen lebt. Er mag überhaupt nach den letzten Schicksalen, die ihn, seinen Vater und das Königreich betrafen, zu dessen künftigem Herrscher ihn das Loos der Erstgeburt erkoren hat, ruhiger, nachdenklicher und zurückgezogener geworden sein, als er es vor Zeiten war. Die Schritte, die er that, um sich an die Spitze der belgischen Revolution zu schwingen, sind [illegible], als bekannt. Der Bruch mit seinem Vater, mit der holländischen Nation war unvermeidlich. Er [illegible] sich, als seine Versuche

sich zum König von Belgien zu machen, Versuche, bei welchen er sich mehr erniedrigte, als man hätte von seinem stillen und offenen Charakter erwarten sollen, um ungeachtet [illegible] der Belgier willig [illegible], unter diplomatischem Vorwande nach England, wo ihm sein Freund und Beschützer, der Herzog von Wellington, unter dem er in Spanien und bei Quatrebras gefochten, solchen Muth einsprach und ihm mit Feuereifer an die Hand ging. Ob der Feldzugsplan, den er nach seiner Rückkehr so rasch und überraschend gegen die geschwächten belgischen Truppen ausführte, von Wellington, von ihm, oder einem Dritten herrührt, vermag ich nicht zu entscheiden. Der preußische Oberst [illegible], den ich darüber befragte und der selbst, oder [illegible], wie er öffentlich versichert hat, [illegible] gehalten wurde, wollte mit Bestimmtheit wissen, daß dem Prinzen ausschließlich [illegible] Entwurf als Ausführung angehören. [illegible] ob der Feldzug [illegible] in dem [illegible] Kriegsministerium [illegible], oder [illegible] von der Regierung und dem Könige [illegible] wurde, um dem Prinzen von Oranien Gelegenheit zu geben, sich wiederum mit der holländischen Nation zu versöhnen. Letzteres halte ich freilich für wahrscheinlich. Auf jeden Fall ist ihm viel geglückt.

Dieselben Bürger, die sich zur Zeit seiner Rückkehr aus England vorgesetzt hatten, ihn nicht zu grüßen (obgleich sie doch immer den Hut vor ihm abnahmen, nur nicht so tief) sie lieben und bewundern ihn jetzt, nach so wohlfeil geschickten Lorbeeren, als den Helden von Niederland und würdigen Sohn des großen Nassauers.

Der Prinz Friedrich der Niederlande.

Er sieht seinem Bruder schon im Äußern wenig ähnlich und ist ihm sonst in Allem entgegengesetzt, nur nicht in persönlichem Muth und gutmüthigem Charakter. Er ist bleich, hager und mager, und zwar von der Art, die wenig Hoffnung läßt. Er sieht ernsthaft nüchtern aus, ist auch von ernsthafter und bedächtiger Natur und weit weniger unternehmend und lebensthätig, als sein Bruder. Glücklicher Gatte, sparsamer Haushalter, fleißiger Arbeiter (er sitzt vom Morgend früh bis Abends spät in den Collegien, denen er präsidirt) genießt er die allgemeinste Achtung, obgleich im geringern Grad die Liebe der Nation. Der Prinz von Oranien wäre ein König für die Belgier, der Prinz Friedrich ein König für die Holländer gewesen.

Die Königin.

Die Königin ist lang, bleich, schmal, eine hinsiechende, leidende Gestalt von unendlicher Güte,

die den strengen Ausdruck ihrer Gesichtszüge, in den Augen eines Jeden, der sie eine Weile betrachtet, in Milde, Zärtlichkeit und Wehmuth auflöst. Sie ist bekanntlich eine Schwester des Königs von Preußen, und man möchte sagen, sie trägt den Schmerz der preußischen Monarchie nach der Jenaer Schlacht noch immer auf ihrem Gesicht. -- Ihre Schwiegertochter

Die Prinzessin von Oranien

ist eine liebenswürdige ernste Gestalt, auf deren schneeweißer Stirn sittliche Ruhe und Heiterkeit thronen. Schlank, üppig und wenn auch nicht schön, doch sehr gefällig und reizend, dabei von blendender Haut stellt sie sich sehr würdig als Großfürstin von Rußland dar. Ihre und des Prinzen Kinder, fünf oder sechs an der Zahl, sind gesund, liebenswürdig, ohne Ausnahme von gutmüthigem Gesicht und schön gewachsen, wie sie selber.

Die ganze Familie, Großvater, Großmutter, die Prinzen Wilhelm und Friedrich mit ihren Gemahlinnen und Kindern, die Prinzessin Marianne, einzige Tochter, an den Prinzen Albert von Preußen verheirathet, sind auf einem Steindruck versammelt, der ein Familienzimmer darstellt. Ich sah dies Stück oft vor den Fenstern der Buchläden im Haag und Betrachter in Menge, die

auf die einzelnen Personen mit Fingern deuteten und ihre Namen nannten. Vom kleinsten Jungen wissen die Haager den Namen, wie sie bei dessen Geburtstag den ganzen Tag mit den Glocken läuteten. Die Haager sind dafür bekannt, daß sie immer am lautsten: Oranje boven! schreien.

Delft und die Familiengruft der Nassauer.

Bei gutem Wetter bin ich sehr oft vom Haag aus nach der benachbarten Stadt Delft gegangen, aber das erste Mal auf der Trekschuite*) gefahren; denn ich fühlte große Neugier, es einmal mit diesen holländischen Gondeln ohne Schnabel zu versuchen. Sechzehn derselben gehen täglich zwischen dem Haag und Delft nach Rotterdam u. s. w. Welcher Verkehr. Unter einer

*) Holl. trekschuite. Ui spricht wie oi, also eigentlich Treckschotte, Ziehschiff. Fast alle Doppellaute werden anders ausgesprochen, als geschrieben. So lautet ou wie au, z. B. gouda, Gauda; ij wie ei, z. B. rijden wie reiden; eu und eeu wie ö, z. B. leeuw = löw; oe wie u, z. B. goed = gud; dagegen lautet unser u wie ü; z. B. lugt sprich lügt. — g spricht der Holländer aus der Gurgel, wie ch; sch, westphälisch, wie s—ch; s weicher wie s u. s. w.

Trekschente denke man sich ein Schiff, aus dem ein länglicher, oben flacher, an den Seiten schräger Kasten aufsteigt, der vorn für Ballen, Kasten und arme Leute, hinten für den Steuermann und die Bewohner des Rufs, die frische Luft schöpfen wollen, einigen Raum übrig läßt. Das Schiff ist grün und weiß gemalt, auf der Decke des Kastens aber schwarz, denn diese, die auch zum Spazierengehen dienen kann, obgleich der Schiffer, Capitain genannt, dies nicht gern sieht, ist belegt mit einer Lage Theer, der mit Steinchen und Muscheln fest getreten ist. Der Raum faßt ein dreißig, vierzig Personen, der Ruf (roof) aber nur zehn bis zwölf. Das Schiff wird im gelinden Trapp von einem Klepper gezogen, der von de jager, dem Jäger, geritten wird. Doch, ich bitte Johanna Schoppenhauer um Verzeihung, daß ich ihrer neuesten vollständigen Beschreibung einer Trekschente noch diese Skizze hinzugefügt. Verdrießlich ist das viele Bücken auf dem Deck, wozu man sich draußen gezwungen sieht, um den Stricken anderer Schiffe zu entgehen und nicht von ihnen erdrosselt, oder über den Hals geschnitten zu werden. Eine holländische Gegend muß man aus der Trekschente betrachten, welche Canal entlang streicht, wie eine italienische Gegend auf dem Rücken der Berge und eines Saumthiers, eine rus-

fische im Schlitten. Denn erstens sitzt man bequem und behaglich, zweitens sitzt man eben in der Treckschente und hat den Schiffer und andere schmauchende Mijnheers beständig im Gesicht und also eine fortdauernde Personenstaffage, die der holländischen Landschaft so eigenthümlich angehören, wie die Weiden am Ufer, die Kühe im Grase, die eckigen Lusthäuserchen und Landsitze im Grünen, die weite Aussicht in der Ferne und die nach allen Himmelsgegenden zerstreuten Mühlen. Die wenigsten von den Mühlen, die man auf dem Wege nach Delft und sonst in Holland (am dicksten und bei Tausenden gesäet hinter Amsterdam) sieht, sind Kornmühlen, die meisten Papiermühlen, Schnupftabacksmühlen, Oelmühlen, Pulvermühlen, hydrotechnische Mühlen u. s. w. In 1¼ Stunde, oder, wie der Holländer sagt, in fünf Quartier brachte mich die Treckschente nach Delft.

Delft ist die todteste Stadt von Holland. Es wohnen allerdings viele reiche Mijnheers darin, die von den Renten eines Vermögens leben, das ihre Vorväter wohl meistens aus Indien sich holten. Aber sie halten sich mäuschenstill hinter den Vorhängen ihrer Häuser, das größte irdische Glück, dem sich der reich gewordene Holländer

überläßt. Ein Capital in der Bank und ein Haus in Delft, seufzte der Holländer, der mich, als wir aus der Scheute gestiegen, noch durch einige Straßen begleitete; er trug einen abgeschabten Rock und sah fast ruinirt, aber glücklich aus, als er dies sagte.

Es scheint, als wäre diese Stadt nur darum so still und todt, um die großen Todten, die hier begraben liegen, nicht aus ihrem Schlaf zu wecken. Wilhelm von Oranien und Hugo Grotius liegen einige Schritt von einander im Chor der neuen Kirche zu Delft, Maarten Tromp und Pieter Hein in der alten. Das Familiengrab der Nassauer steht in der Mitte, Wilhelms Epitaphium steigt prachtvoll, aber steif daraus hervor. An den vier Seiten desselben halten vier erzgegossene Genien über ihn Wache, der Glaube, die Gerechtigkeit, die Freiheit und die Vorsicht mit dem Dornenknittel in der Hand. Auf der Vorderseite schwebt eine andere weibliche Gestalt, ebenfalls in Erz gegossen, und in Betreff der Kunst wohl die merkwürdigste, da sie, wie groß und schwer sie ist, nur auf einer Zehe ruht. Wilhelm von Oranien liegt in Lebensgröße ausgestreckt auf dem Grabe, von geschickter Hand sehr fein, und nach allen Originalbildern zu urtheilen, die ich von ihm

zeichen *), lebenstreu ausgearbeitet. Sein Gesicht ist nur klein und hager, und seine Stirn gefurcht von den Linien tiefer Berechnung. Seinen kahlen Schädel deckt wie gewöhnlich ein Käppchen. Finster kann man die Züge dieses großen Mannes durchaus nicht nennen, er war auch im Leben umgänglich, freundlich und gesprächig, und wurde nur deswegen der schweigende genannt, weil er seine versteckten Absichten und Pläne Niemand verrieth. Dagegen hatte sein Sohn und Nachfolger Moritz ein finsteres Gesicht und etwas von dem Lauernden, Tückischen und Gewaltsamen, was man an Tyrannengesichtern sich zu denken pflegt. Die röthlichen Haare trug er fast auf moderne Art gescheitelt, woran er auf dem schlechtesten Holzschnitt gleich zu erkennen. Friedrich Heinrich sah mehr gutmüthig, als geistreich aus; er zeigte sich auch, besonders im Alter, nicht von der unternehmendsten Seite. Wilhelm der Zweite hatte das schönste Gesicht unter den Nassauern. Von Geist und Charakter konnte er wenig Proben ablegen, da er durch einen Sturz vom Pferde im Jünglingsalter starb. Die Bilder dieser Nassauer findet man gemalt und gestochen in großer Menge

*) Eins, von Franz Miereveld, hängt in Delft selbst auf dem Rathhause, das man, seiner alten Gemälde wegen, sich zeigen lassen muß.

durch ganz Holland, und ich zweifle nicht daran, daß jeder Schulknabe sie kennt. So hat auch die Kunst, obgleich von den ersten Nassauern nicht sehr begünstigt, das Ihrige dazu beigetragen, um diese Familie, selbst während der Zeiten, als sie verjagt war, bei den Holländern in frischem Andenken zu halten.

Dem Monument Wilhelms gegenüber, an der Wand, steht das marmorne Denkmal, das die Stadt Delft ihrem Hugo Grotius errichtet hat. Hugo de Groot ist geborner Delfter, und die Stadt mag sich mehr seiner rühmen, als Rotterdam des Erasmi-Schleichers, den ich schon deswegen nicht ausstehen kann, weil er den todtkranken Hutten in Basel niederträchtig behandelte. Dialektischer und schärfer mag sein Hirn gewesen sein, als das Hirn des Grotius, aber so große Gedanken hat es nicht gefaßt, wie Grotius in seinem de jure belli et pacis zu Tage legte. Erasmus hatte vielleicht noch mehr gelehrtes Leder, als Hugo Grotius, allein ich gebe um gelehrtes Leder noch weniger, als um Katzenfell, aus dem doch, gestreichelt, elektrische Funken herausspringen. Und Hugo Grotius war im Besitz jener männlichen Gelehrsamkeit, die sich hoch über den Schulstaub erhebt und mit der Kraft eines ungeschwächten Geistes ins Leben eingreift, ähnlich,

aber noch weniger Pedant, ähnlich unserm Niebuhr, der ebenfalls eine massenhafte Gelehrsamkeit männlich zu beherrschen verstand. Hugo Grotius war Staatsmann, Niebuhr Staatsrath. —

In der alten Kirche zu Delft liegen Maarten Tromp und Pieter Hein. Ihre marmornen Denkmäler sind geschmückt mit Trophäen aller Art, die auf ihre Seesiege Bezug haben. Beide liegen steif ausgestreckt auf ihren Särgen, in der Cajüte haben sie gewiß nicht so gerade gelegen. Maartens Kopf ruht auf einer Kanone, ein besseres Kopfkissen hat er sich nie gewünscht. Schade, daß nicht de Ruyter hier der dritte Mann ist; dessen irdische Ueberreste befinden sich aber auf Seeland in der Familiengruft, Wassenaars im Haag, anderer großen niederländischen Seehelden zu Amsterdam und Rotterdam.

Zu den merkwürdigen Männern, die in Delft geboren wurden, zähle ich auch den bekannten David Joris, der einmal als Haupt einer wiedertäuferischen Secte viel Aufsehen gemacht hat. Bekanntlich predigten die Wiedertäufer des sechzehnten Jahrhunderts, den Hauptstücken nach, so ziemlich dasselbe Evangelium, was die Saint-Simonisten in unserer Zeit, nur mit dem Unterschiede, daß Jene sich gefürchtet, diese sich lächerlich mach-

ten. Ein Saint-Simonist ist kaum der Schatten eines alten Wiedertäufers, und Joris von Delft, oder Jan van Leiden würde sie nicht als ihre Schüler betrachten. Jan van Leiden ist unter uns bekännter, spielt doch noch heutzutage der Wind mit dem Käfich oben am Thurm zu Münster, worein er lebendig eingesperrt wurde und nun seit einigen Hundert Jahren als Gerippe hängt. Jan van Leiden war blutdürstiger, wilder, er betrug sich als König wie ein Vieh. Dabei hatte er ein verzerrtes häßliches Gesicht, und ich bedaure Niemand mehr, als die armen zitternden Weiber, die in seine Hände fielen. David Joris hingegen war ein bildschöner Mann, mit gedankenvoller Stirn, sein gebogener Nase, trotzig sicherm Munde und mit dem reichsten und krausesten Barte, der nur je einem sterblichen Manne vom Kinn bis auf die Brust herabrollte. Früher ein geschickter Glasmaler, lebte er später wie ein Fürst von den Geschenken oder dem Tribut der Gläubigen, die ihn als ihren Messias anbeteten. Die Weiber waren in ihm weg und er verführte eine große Anzahl Jungfrauen aus allen Ständen. Aus Delft verbannt flüchtete er nach Basel, wo er bis an sein Ende die kostspieligste Wirthschaft führte und vermuthlich aus Holland immer neue Schätze bezog, während er von seiner Seite Trostschreiben und

Hirtenbriefe dorthin sandte. Er wußte sich in Basel sehr auf der Hut zu halten, spielte den großen Herrn, umgab sich mit einer zahlreichen Dienerschaft und stand mit den Vornehmen der Stadt auf dem besten Fuß. Erst nach seinem Tode ward das Geheimniß seiner Person in Basel entdeckt, der Senat ließ seinen Körper aus geweihter Erde wieder ausgraben und that ihm allen möglichen Schimpf an, was er auch geduldig ertrug.

Auffallend ist die Beredtsamkeit im Munde dieser Männer, sie ging wie ein Strom aus ihnen heraus und riß ihre Zuhörer aus dem Volk gewaltsam hin. Man traut das in der Regel Holländern nicht zu, weil man sie für zu phlegmatisch und schweigsam hält. Allein, im Gegentheil, Volksberedtsamkeit ist ihre starke Seite. Davon kann man sich überzeugen, wenn man in die Kirche oder auf den Kirmis geht. Die holländische Sprache hat vier Töne in der Macht, welche unfehlbar in den großen Haufen einschlagen, den beweglichen und kläglichen Ton, den pathetischen und prahlenden Ton, den dumpfen Geisterton und den spaßhaften Kasperleton. Mit diesen vier Tönen der Sprache oder des Organs kann der Redner aus dem gemeinen Volke machen, was er will; daher die holländischen Demagogen äußerst

gefährliche Leute sind, wie die Rederijker *) und die spätern Patrioten bewiesen.

*) Die Rederijker sind eigentlich eine versificirende Zunft, die in früherer Zeit Aufzüge und romantische Possen zum Besten gab. Sie verspotteten die Spanier und Alba. Jan van Leiden und Joris waren in ihrer Heimath Rederijker gewesen, und man bemerkte, daß der Erstere schon damals am liebsten Könige spielte.

Leiden.

Die erste Frage, die ich bei meinem Besuch in Leiden that, war: „wo habt ihr Schill's Kopf." Der Leser muß wissen, daß der Kopf des unglücklichen Mannes, schändlich zerhauen, wie er ihn in seiner Todesstunde sinken ließ, von Stralsund durch die holländischen Truppen nach Holland kam, wo er zu Leiden in eine Spiritusflasche gesetzt, unter Mißgeburten aufbewahrt wurde. Auf der Anatomie von Leiden hat er gestanden noch im Jahr 1817, und der König, für den dieser Tollkopf fiel, hatte ihn bis dahin noch nicht abgefordert. Wo habt ihr Schill's Kopf, fragte ich also den Famulus. „Er ist seit einigen Jahren aus der Anatomie verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin; vermuthlich hat ihn Jemand gestohlen." „Das ist gut," antwortete ich, „so brauche ich nicht der Dieb zu sein."

Von der Anatomie in Leiden und gar von

dem ungeheuren Naturalienkabinet erwarte man von mir keine Beschreibung. Letzteres ist, wie in Göttingen die Bibliothek, das einzige Residuum von Leidens ehemaligem Ruhm und gelehrter Größe. Gegenwärtig kein eminenter Mann unter allen Professoren. Den Saal des akademischen Gebäudes, dessen Wände von oben bis unten mit den Bildern jener alten Herren behangen sind, habe ich gesehen, wenn auch nicht mit dem heiligen Schauer betreten, wovon Niebuhr einst sprach, als er uns Studenten in Bonn seine Empfindungen beim Eintritt in diesen Saal schilderte. Boerhave achte ich am meisten, er hat ein rothes, energisches Gesicht. Scaliger halte ich für den besten Kopf. War es nicht Scaliger, der bei Anwesenheit eines deutschen Kaisers seinen Doctormantel abwarf und, um dem Kaiser vom Kriegstanz der alten Griechen, der Pyrrhichia, einen anschaulichen Begriff zu geben, diesen Tanz mit allen möglichen Feinheiten und Schwenkungen vor den Augen des erstaunten Kaisers aufführte? Ich glaube, ja.

Merkwürdig scheint es mir, daß die Philologie in Aegypten entsprang und in Holland vorzüglich blühte. Eratosthenes war bekanntlich der erste große Pedant, der sich Philolog nannte, Ruhnkenius vielleicht der letzte, der dieses Nomens im alten Sinne würdig war.

Die Holländer — ich will bei dieser Gelegenheit einmal abspringen — haben überhaupt viel Aehnlichkeit mit den alten Aegyptern. Schon das sumpfige Element, das Land, das sie bewohnen, die Luft, die Canäle, Dämme, Schleusen, Treckschuyten, Schein, Nil, die wimmelnde Menschenzahl, im Aegypten auf 2000 Quadratmeilen, noch unter den Ptolemäern etwa 30000 Dorfschaften und sieben Millionen Menschen, in Holland, das ist in Nord- und Südholland auf 100 Quadratmeilen, Dünen, Meer und Seen mitgerechnet, ein 800,000 Menschen. Und diese selbst, die Aegypter hager und olivenfarbig, die Mijnheers in der Regel hager und käsefarbig; die Aegypter gute Mathematiker und Geometer, die Holländer ebenfalls; die Aegypter gute Aerzte, die Holländer ebenfalls; die Aegypter berühmt wegen Verfertigung des Papiers, der Leinwand, des Töpfergeschirrs, die Holländer ebenfalls; die Aegypter äußerst mäßig im Essen, die Holländer ebenfalls. Doch haben sie auch ihre Unähnlichkeiten, und die hauptsächlichste ist, daß der Holländer, so trocken er sein mag, dennoch das Feuchte liebt und viel trinkt, was der Aegypter nicht thut. Der Holländer tunkt seinen Zwieback in Thee, sein Anker in die See, seinen Geist mitunter in Genever und seinen Pinsel bald in den Theertopf zum

Anstreichen eines Schiffes, bald auf die nasse Farbenpalette, um Meisterwerke der Kunst hervorzubringen. Der Aegypter haßte und fürchtete die See und hämmerte und steinhauerte lieber, als er malte.

Hunger ertragen kann der Holländer eben so lange, als der Aegypter oder Jude; deß Zeugniß sind die holländischen Belagerungen im sechszehnten Jahrhundert. Die Belagerung von Leiden ist in dieser und anderer Hinsicht so interessant, daß ich ihr das folgende Capitel allein anweise.

Studenten waren nur sehr Wenige in Leiden zurückgeblieben, sie standen mit denen von Utrecht und Groningen im Grenzlager und machten den zehntägigen Feldzug mit, wobei sie einen ihrer Cameraden verloren. Ich glaube, es sind in den Schlachten von Löwen und Hasselt nicht zehn Mann geblieben. Ein Student hat in dem jährlichen Musenalmanach der Universität Leiden die Begebenheiten und Abenteuer des Studentencorps in diesem Kriege dargestellt; es ist unglaublich, wie wohlfeilen Kaufs die Holländer mit dem Sieg davongingen. Mit tausend holsteinischen Bauern hätte ich es der holländischen Armee ein wenig schwerer gemacht. Die holländischen Schütter wollten sogar einmal nicht vorwärts, bis ihr Anführer ihnen die Fahne voraustrug und sie auf diese

Weiße dazu eilfertig. Aufrichtig gestanden, ich glaube, daß die Holländer ganz gute Belagerungstruppen vor und in der Festung sind; als solche haben sie sich auch in Spanien unter Papa Chassé beim Sturm von Saragossa gezeigt, und im Nothfall würden sie uns auch bei etwaniger Belagerung Maastrichts oder der Citadelle von Antwerpen darthun; allein für Marsch- und Schlachttruppen halte ich sie nicht.

Später sah ich die Soldaten Sonntags auf ihrer Heimkehr zu Tilburg, einem am großen Canal zwischen [illegible] und [illegible] gelegenen freundlichen Orte, wo sie übernachteten. Es war ein heiteres Volksfest, die Weiber, die Häuser erleuchtet und in der Mitte des Canals, der im wechselnden Feuer sich mit zu brennen schien, eine Bande Musikanten, die patriotische Lieder aufspielten. Die jungen Leute spazierten theils draußen unter dem Volk umher, theils saßen sie mit ihren Wirthen und deren Familie am Tisch, aßen, tranken, sangen und waren guter Dinge. Die Jünglinge und Mädchen, die sonst immer stille gegangen sind, waren den Abend geöffnet und Jeder konnte in die Stube hineinsehen und die innere Wirthschaft nach Herzenslust betrachten. Das fand ich hübsch von den Holländern. Ich verließ dies schöne Fest mit bewegtem Herzen — ich dachte an

die Heimkunft unserer deutschen Jünglinge aus dem „heiligen Kriege," an den Heldentod, an das Empfinden ihrer Eltern, Geschwister, Bräute, an ihr eigenes Empfinden, ihren Stolz, ihre Hoffnungen — und denselben Tag hatte ich in der Zeitung den Namen des verdammten [illegible] gelesen. —

Die lieben Studenten, die den andern Tag fröhlich in Leiden einzogen, begleitete ich mit dem Wunsche, den Gebrauch der Waffen nicht zu verlernen *).

---

*) Gelegentlich machten sie später ihre Vorlesungen mit [illegible] aus.

Die Belagerung von Leiden.

[illegible]

[illegible] Bürgermeister trat hervor und sprach: „Bürger, ihr wißt, ich habe meinen eigenen Willen [illegible] gehabt. Jetzt [illegible] mich lieber hin, [illegible] mich, [illegible] mich, stillt euren Hunger mit meinem Körper; aber die Stadt übergebe ich nicht. Bürger, ich [illegible] euch, gebt der [illegible] noch einige Frist, wenn die Hilfe ist nahe." Nach diesen Worten [illegible] die Bürger [illegible] die [illegible] [illegible] Bürgermeisters, [illegible] sich wieder in ihre Häuser, auf die Wälle, um nicht mehr zu [illegible] und zu hungern.

Van der Werff hieß der Mann, [illegible] [illegible] [illegible] Bürgermeister [illegible] der Stadt und [illegible] [illegible] ganz [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] Hunger [illegible] [illegible] zu [illegible] lag. [illegible] [illegible] Brot und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ab. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] zum [illegible] der [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Hunger, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Stelle die zum [illegible] Glanz [illegible]. Ein-[illegible], [illegible], [illegible], Fisch-[illegible], [illegible] Feuer, goldene [illegible], [illegible] und hundert andere [illegible], die man in dem einen Rom sich [illegible] denken kann. Ja, sagte man, daß so [illegible] in dieser Zeit im [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], so wird man ungewiß, ob man selbst den Teich, den Brunnen in seinem [illegible] Pracht [illegible], die den alten Teich und alten Brunnen [illegible] ein [illegible] [illegible] haben soll, ähnlich dem goldenen Schlägel, mit dem der in die Welt [illegible] [illegible] auf öffentlichen Schaubühnen die Fische [illegible]. Wie Brunnen in die Freiheit [illegible], wie Rom in die Welt, ich wage es nicht zu entscheiden; nur so viel weiß ich gewiß, diese That hat mich oft begeistert.

[illegible] verhalten war auch die Zeit, die auf den [illegible] Frieden folgte, jene [illegible] Zeit, und deren [illegible] Willkür nicht allein die [illegible] [illegible] [illegible], sondern ein Bild [illegible] [illegible] und [illegible], die kein [illegible] Gemälde neben sich aufkommen ließen. Die Religion, und war sie anders zu dieser Zeit, als eine [illegible] [illegible] [illegible], und anders die Politik, als eine [illegible] [illegible] Convention und

[illegible] Beschäftigungsmittel, die Philosophie, als eine Liebhaberei [illegible] [illegible], die Poesie, als eine Liebhaberei des [illegible], die Kunst selbst, z. B. die Bildhauerkunst, als eine Liebhaberei, die Natur zu verschönern und eine [illegible] an die Stelle der Götter zu setzen. Und die Liebe der Kunst, was war sie anders als Liebhaberei der Reichen und [illegible] für glänzende und kostbare Privatcabinette? Wie Plinius in seiner für die Encyclopädische Kunde so [illegible] würdigen Naturgeschichte die Kunstkennerschaft seiner Zeitgenossen beurtheilt und rühmt, ist schon manchem meiner Leser bekannt. Die Neuern sind anderen Sinnes in diesem Punkt. Wir loben und preisen den Künstler [illegible] und [illegible] schönen Formen, die er sich mit Fleiß selbst schaffen, um die Wände ihrer Galerien mit Gemälden, ihre Mappen mit Kupferstichen, ihre Schränke und Glasschränke mit Münzen, Medaillen und geschnittenen Steinen anzufüllen. Wir belohnen sie dafür, denn, sagen wir, die Liebhaberei dieser Männer gereicht der Kunst und den Künstlern eben so sehr zur Aufmunterung, als dem Publikum zum Vergnügen und den Liebhabern zur Geschmacksbildung. Plinius dagegen ging von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkt aus. Wo wir Künstler sehen, sah er Dichter, und wir [illegible] nennen,

nannte er Hochmuth, und wir bezeichnen als Vorwurf eines Publicums, bezeichnete er als eine Versündigung an der res publica. Ohne Zweifel, wir werden seinen Gesichtspunkt theilen, sobald wir nur ein wenig aus der Dämmerung unserer Begriffe über das öffentliche Leben und über bürgerliche Tugenden in den altgriechischen und altrömischen Tag hineintreten. Bis dahin können wir vorläufig wenigstens eins zur Einsicht bringen, daß nämlich die Kunst- und Cabinetsliebhaberei des vorigen Jahrhunderts (im siebzehnten und achtzehnten gab es noch wenige Privatcabinette) so viele Tonnen Goldes sie auch für Gegenstände der Kunst verwendet hat, weder dieser noch den Künstlern zu gut gekommen, sondern nur zur Bereicherung der Mäkler und Kunsthändler gedient hat. Die alten bewunderten Künstler, deren Arbeiten man mit Gold aufwog, hatten gelebt und waren gestorben, zum größten Theil auch, in stiller Armuth. Sie nahmen die Kunst mit ins Grab und kein Vorrathsverzeichniß war im Stande, sie wieder zu beleben; auch wird sie dort begraben liegen trotz aller Protection fürstlichen Glanzes und Liebhaber und nicht eher auferstehen, als bis ihre Zeit gekommen, bis ein neues Geschlecht seine Liebe ihr zuwendet und der frische Lebenswind sie von ihrem Leichengewand befreit. Denn die Liebe

und nur die Liebe ist es, die schafft und bildet. Liebhabereien sind gut und unschädlich, taugen nichts, taugen dem Teufel nichts, so scheint sie sich auch bewährt.

Man halte mir meinen Eifer zu gut, ich betrachte da die ernsthafte Seite, die das Uebermaß der Liebhabereien darbietet, und es schien mir an der Zeit zu sein, einmal ein ernstes Wort darüber zu sprechen. Die Liebhaberei ist eine Schwäche, bald des Verstandes, bald des Herzens, am öftersten beider zugleich. Schwächen verzeihen wir nur zu leicht, sind sie noch dazu liebenswürdig, so erklären wir sie an unsern Freunden kaum dafür. Natürlich finden wir nur diejenigen, die mit unsern eigenen Schwächen im Verhältniß stehen; dann ziehen wir ein Gesicht, wie der [illegible], wenn er den Jäger mit der Flinte herumschleichen sieht.

Viele Liebhabereien, ja die meisten, haben aber auch ihre komische, von den Lustspieldichtern noch keineswegs erschöpfte Seite. Holland allein bietet noch Tausende von Liebhabereimaterialien, die so geartet sind, daß man den Spaß mit Händen herumtragen kann. Das holländische Lustspiel würde sich über erheben, wenn es ein holländisches Lustspiel gäbe. Es gibt entschiedene Liebhabereien und ich [illegible] dem durch die Holländer

zu zweien verführt, die für Kupferstiche und — für haarlemmer Leinwand, die aber beide glücklicher Weise für mich zu kostspielig sind, als daß ich große Gefahr dabei laufen sollte. Ich kann jedoch versichern, daß in einem halb Dutzend Mappen mit Kupferstichen, und ein Paar Dutzend feinen zu Haarlem gebleichten Hemden großer Reiz für mich liegt. Seitdem ich aber gehört und auch selbst in Erfahrung gebracht, daß die haarlemmer Leinwand ihre schimmernde Weiße einer gewissen Lauge verdankt, welche den Faden anfrißt und das Leinen weniger haltbar macht, als z. B. das schlesische, so bin ich nachdenklich geworden über diesen Punkt, und seitdem ich in Betrachtung gezogen, daß man für ein 70 bis 80,000 Gulden allerdings eine erträgliche, ziemlich vollständige Kupferstichsammlung anlegen kann, wie z. B. der Minister van Stolk im Haag eine ähnliche besitzt, ich aber immer um den letzten Gulden in Verlegenheit sein würde, so habe ich mich entschlossen, mich vorher erst durch einen steinreichen und kinderlosen Mijnheer adoptiren zu lassen, ehe ich es auf eine dergleichen Sammlung anlege.

Jedoch, die Erwähnung der haarlemmer Leinwand erinnert mich daran, daß ich dies Capitel nicht „Liebhabereien," sondern „Haarlem" überschrieben habe. Man sollte fast denken, daß ich

über Harlem nichts zu sagen wüßte, da ich mich so leicht bei Gelegenheit der harlemmer Blumen in eine allgemeine Betrachtung verlor. Großes Unrecht hat man nicht. Was ich über die Gärtnerei, die Bleichen, den berühmten Blumenkohl, das harlemmer Holz und dergleichen anführen könnte, haben deutsche Reisebeschreiber sehr gründlich und ausführlich beschrieben, zuletzt noch Herr von Greuner in seiner landwirthschaftlichen Reise durch die Niederlande. Nach Thümmel's harlemmer Wirthin habe ich mich nicht erkundigen mögen. Als ich zur Kirmißzeit in Harlem war, und vor dem Thor spatzieren ging, glaubte ich in der That das Gesicht ihrer Tochter oder Enkelin zu erkennen, es leuchtete mir so etwas vor dem offenen Fenster eines Wirthshauses, und die Trompeter und die gaffenden und einströmenden Holländer fehlten auch nicht. Es ging im Kirmis sehr bunt her, aber Alles ohne Geräusch, was einen seltsamen Eindruck auf den fremden Beschauer macht, der sich seiner heimathlichen Marktfeste erinnert. An jenem Tage sah ich die Blüthe der nordholländischen Mädchen in der Stadt und im Holz versammelt, blühende, goldne Gesichter, freundlich anlachende Augen, Kleidung national-holländisch, wodurch sie von den Südholländerinnen, die auch blässer und kleiner sind, sich unterscheiden. Sie

kamen in Familie angefahren auf zierlichen bunten Wagen, oder Bruder und Schwester, Braut und Bräutigam im engen Cabriolet, worin nach holländischer Sitte das eine Bein des Mädchens kaum anderswo Platz findet, als auf dem Schenkel des Fuhrmanns. Wegen der Nähe Amsterdams hatten sich viele Amsterdammer Familien zum Feste eingestellt. Dabei fällt mir eine Anekdote ein. Ich saß des Nachmittags mit mehreren holländischen Mijnheers und Mijfrouws im Harlemmer Holz vor der Thür eines Hauses, wo wir in gemächlicher Ruhe das wandelnde, fahrende und reitende Publicum betrachteten, nur einmal sprang die Gesellschaft auf, um dem in einer alten Staatscarosse mit vier Pferden vorüberfahrenden Gouverneur der Provinz Nordholland durch Bücklinge und Knixe ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Neben mir saß ein schwarzgekleideter Mijnheer, dem der Marqueur, sobald er ihn erblickt hatte, mit ungewöhnlichem Diensteifer und unter mehreren Scharrfüßen eine weiße Pfeife reichte. Mijnheer nahm sie an, spie vorläufig so geschickt in den Kopf, daß es einen eigenen gellenden Pfiff erregte, stopfte und drückte langsam Tabak hinein, schnippte mit den Fingern, hielt die Pfeife an den vorgehaltenen Fidibus, drückte wieder den Tabak zurecht, damit es überall gehörig anbrenne und blies

dann in langsamen und abgemessenen Zügen seine Knasterwolken vor sich hin, ohne Jemand aus der Gesellschaft weiter anzusehen. Desto aufmerksamer ward er von den Andern betrachtet und, wie ich bald merkte, als ein Mann von Bedeutung, als „der Hauptbaas“ in der Gesellschaft. Neugierig erkundigte ich mich nach diesem Mann, als mir der Marqueur (Jan oder Jantje heißen die Aufwärter ein für allemal) eine Tasse Thee brachte. Nun hätte man das wichtige Gesicht, das der Mensch machte, sehen sollen. Er fuhr mit der grünen Schürze über den Tisch hin, und vergewisserte sich erst, ehe er mir Antwort gab, durch einen Blick, ob Mijnheer Acht auf ihn gebe. Darauf drehte er seinen Mund spitz wie eine Pfefferdute und flisterte mir, indem er halb überm Tische lag und seinen Kopf nach mir aufrichtete, beim Wischen gelegentlich zu: **sijotig millionen, mijnheer van** — ich habe den Namen vergessen — **uit Amsterdam.** — Ich kann nicht daran denken, ohne herzlich zu lachen, beim Wiedererzählen freilich verfliegt das Beste.

Harlem ist eine der schönsten und saubersten holländischen Städte, und zeichnet sich überdies vor allen andern durch die Zierlichkeit ihrer gothischen Thore aus. Mit Leiden streitet sich Harlem um einen zwiefachen Ruhm, erstlich um den, die

meisten und größten Künstler des Landes sei's erzeugt, sei's begastet zu haben, und zweitens um den der Ausdauer und Tapferkeit zur Zeit der Belagerung durch die Spanier. Hatten auch die Harlemmer nicht dasselbe Glück, wie die Leidener, ihre Stadt durch eine Flotte entsetzt und gerettet zu sehn, so haben sie doch durch die verzweiflungsvollste Gegenwehr ihren Feinden den Sieg und die Einnahme der Stadt sehr theuer verkauft; zehntausend Spanier zogen weniger ins Thor, als gehofft hatten, wenn anders, wofür ich nicht stehe, die Zahl der umgekommenen Belagerer nicht übertrieben. Wybout van Ripperda heißt der Oberste von Harlem, der sieben Monate lang (1572 — 1573) die wüthenden Angriffe der Spanier zurückschlug, die Seele der Besatzung und der Bürgerschaft war, den spanisch gesinnten Stadtrath absetzte, Nacht und Tag unverdrossen gegen innere und äußere Feinde anging, endlich, nicht aus freien Stücken, sondern gedrängt und gezwungen durch die Bürgerschaft, die Stadt übergab, und vom spanischen Henker mit dem Schwert hingerichtet wurde. Sein Bildniß, gemalt von Franz Hals, Ostade's Lehrer, hängt in der Amsterdammer Gallerie; man stutzt, wenn man davor tritt, so „lebenslebendig" sieht Herr Wybout van Ripperda einen an und aus seinen feurigen Augen,

seinem brandgelben, kecken, struppigem Gesicht erkennt man gleich den Mann, der, wenn's gilt, Alles auf die Würfel setzt.

Hier zeigen sich die Harlemmer als Belagerte, sie haben sich aber auch, wie es in den Chroniken der Stadt und des Landes verlautet, schon in viel früherer Zeit in der umgekehrten Rolle als Belagerer gezeigt. Man frage nur einen Harlemmer Bürger, was es mit dem silbernen Schwert im Stadtwappen für eine Bewandniß habe; da wird man eine merkwürdige Geschichte zu hören bekommen. Die Harlemmer, mein Herr, wird er sagen, machten unter Graf Floris (Florens) den großen Kreuzzug mit, den Kaiser Friedrich und der König von Frankreich und Richard Löwenherz von England mit vielen andern Fürsten und Herren nach dem gelobten Lande anstellten. Die Harlemmer fuhren auf ihren eignen Schiffen dahin, und als der Kaiser und Richard die Stadt Damiette von der Landseite belagerten und angriffen, thaten die Harlemmer dasselbe von der Seeseite. Allein die Landmacht konnte eben so wenig etwas ausrichten, als die Seemacht, denn die Stadt hatte feste Mauern und Thürme und zum Hafen war der Zugang gesperrt durch eine eiserne Kette, welche die Ungläubigen von einem Thurm zum andern aufgespannt hatten. Darüber verging die Zeit

und Kaiser und König wurden sehr ungeduldig. Da fanden die Harlemmer einen neuen Rath und machten unten am Kiel der Schiffe eine stählerne Säge mit sehr scharfen Zähnen und warteten auf einen großen Sturmwind, kamen also mächtiglich gegen die Hafenkette gesegelt und, mein Herr, vermöge der großen Schiffslast haben sie die Kette gesprengt und aller christlichen Prinzen Fahrzeuge in den Hafen der Stadt Damiette eingeführt. Und dieser klugen That verdanken die Harlemmer das silberne Schwert in ihrem Wappen, der Kaiser Friedrich hat es ihnen geschenkt und der Patriarch von Jerusalem noch das Kreuz davorgesetzt.

Die Harlemmer sind große Aufschneider. Vor Damiette sind die Harlemmer gewesen, das unterliegt keinem Zweifel; allein daß sie mit Sägeschiffen die eiserne Kette vor dem Hafen Damiette's gesprengt, das ist freilich lustig anzuhören, unterliegt aber bedeutendem Zweifel, so, daß selbst die holländischen Gelehrten, welche gelegentlich dieser Historie gedacht haben, bei aller Achtung, die ihnen der erfinderische Kopf der Harlemmer einflößt, ungläubige Worte fallen lassen und die Geschichte beinahe für ein Mährchen halten.

Ueberhaupt, im Mährchenerzählen sind die Harlemmer stark. Man braucht sie nicht viel zu

bitten, so erzählen sie dem Fremden ein anderes Mährchen, das noch viel unglaublicher klingt, als das von den Sägeschiffen. „Es war einmal ein Harlemmer Küster oder Rathsherr, oder gar Burgemeister, der ging einmal im Harlemmer Holz spatzieren und schnitzte zufällig aus Buchenästen u. s. w." Dasselbe ist etwas weitläuftig und ich spare es daher für das folgende Capitel auf.

Der Harlemmer Koster.

„Es war einmal ein Küster zu Harlem, hieß Lorenz Koster, der ging einmal im Harlemmer Holz spatzieren und schnitt zufällig Buchenäste ab und schnitzte Buchstaben daraus und mit solchen hölzernen Buchstaben setzte er bei seiner Zuhausekunft A b c büchlein für seine kleinen Enkel.

Es war aber der Küster ein erfindungsreicher Kopf und führte diese ersten rohen Versuche der Druckerkunst mit der Zeit immer weiter, nahm Blei, dann Zinn statt Holz, erfand mit Hülfe seines Schwiegersohns die Buchdruckerschwärze und druckte größere Sachen. Nahm auch Druckergesellen in sein Haus und unter andern einen gewissen Faustus aus Deutschland. Dieser schlechte Mensch aber stahl seinem Herrn in der Christnacht Presse, Preßbengel, sämmtliche Lettern, kurz alles Druckergeräth, und flüchtete sich über Amsterdam nach Mainz, wo er auf seinen Namen fortdruckte. Den

Koster, als er sah, daß ihm Ehre und Verdienst geraubt, ergriff tiefe Schwermuth, so daß er kurz darauf Todes verblich."

So berichtet im Wesentlichen Junius in seiner **Batavia illustrata**, die im Jahr 1588 herauskam; aber ich habe die Stelle abgekürzt, sein Bericht ist viel länger, viel ergötzlicher und gegen das Ende weit kläglicher, als der meinige. Dieser Junius oder de Jonghe, war ein holländischer Alterthümler, ohne Kritik und Schärfe, voll kindischer Faseleien und aufgedunsener lateinischer Phrasen. Er hatte, wie er versichert, obiges Mährchen gehört von seinem alten Lehrer, dessen eisernes Gedächtniß er zu rühmen nicht vergißt; dieser hatte es gehört als Kind, von einem eben so alten Diener des Koster, der Stein und Bein darauf schwor, und regelmäßig bei Erwähnung des Diebstahls in einen Strom von Thränen und Verwünschungen ausbrach.

Daß aber Junius, der seine **Batavia** bereits gegen das Jahr 1575 bearbeitete, nicht rein aus der Luft gefaßt hat, sieht man aus einer Stelle in Ludovico Guiccardini's **descrizione di tutti i Paesi-Bassi**, in welcher ebenfalls, unter Harlem, eines solchen Gerüchtes Erwähnung geschieht, selbst von übergebliebenen Denkmälern der Kunst gesprochen wird. Guicciardini's Reisebericht erschien aber

bereits im Jahr 1567 zu Antwerpen. — Noch älter ist die Stelle aus der Vorrede einer 1561 zu Harlem edirten Uebersetzung der offic. Ciceron. Koornhart, ihr Verfasser und in selber Person zugleich notorisch erster Drucker zu Harlem, besagt darin, daß die Kunst zu Harlem erfunden, obgleich seine Mitbürger nicht daran glaubten und Harlem seit dem Tode des Erfinders keine Presse gehabt.

Vorhanden war also das Mährchen schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Frühere Spuren finden sich nicht. Alle jene Gelehrte der Niederlande, die zu Anfang und gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts blühten, Erasmus Roterodamus an der Spitze, wissen nichts davon, die Chronik von Holland, die im Jahr 1517 zu Leiden erschien, erzählt ganz einfach: im ersten Jahr, daß Friedrich III. Kaiser ward (1440) ist die Kunst zu drucken erfunden, und zu Alost in Ostflandern, auf dem Leichenstein des Buchdruckers Theodor Martini, der 1472 in die Niederlande kam, steht noch heutigen Tages zu lesen: hier liet begraven Dirk Martens, die de Letterkunst uit Duitsland en Vranckrijk in deze Nederlande heft gebracht.

Allein selbst zur Zeit, als Junius seine Batavia schrieb, muß das Mährchen wenig bekannt und noch weniger geglaubt worden sein. Gleich

wie Koornhart beklagt sich auch Junius über den Unglauben seiner Landsleute, die der Stadt Mainz ruhig die Ehre überließen und er könne nicht hoffen, selbst mit der Beredtsamkeit eines Cicero, das gleichsam wie mit Keilen in ihr Herz getriebene Vorurtheil auszureißen.

Allein hierin irrte sich der alte Junius. Ganz Holland lebt gegenwärtig seiner Meinung. Dem Koster sind Bildsäulen errichtet, goldene Inschriften über der Thür (vor dessen angeblicher Wohnung und Druckerei) gesetzt und im Jahr 1823 hat zu Harlem die gesammte Elite des Landes unter Pauken und Trompeten, Reden und Cantaten, Mahlzeiten und Feuerwerken „das vierte Jubeljahr der durch Lorenz Jansohn Koster zu Harlem erfundenen Buchdruckerkunst gefeiert.

Doch höre man zunächst, wie das kam und in welche gelehrte Hände die Altemännersage fiel. Der berühmte Scriverius legte nach Junius die erste Lanze ein für Koster, dann stand der gelehrte Seizius auf, dann warf auch der gelehrte Schreverlius den Mainzern den Fehdehandschuh hin und zuletzt erschien selbst der große Borhornius in den Schranken. Doch allen Rittern that es Meermannus zuvor. Dieser gelehrte und reiche Patricier von Rotterdam durchreisete halb Europa, stand mit halb Europa in Briefwechsel, verwandte sein hal-

des Vermögen und sein ganzes Leben, um seinem erdichteten Küster zur Würde einer geschichtlichen Person zu verhelfen und der Harlemmer Sage in den Augen des gelehrten Europa's Grund zu verschaffen. Als die Frucht seines Eifers und seiner Studien gab er im Jahr 1765, in zwei Quartbänden, die origines typographicas heraus, welche Schrift noch gegenwärtig, trotz der neuern und neuesten Abhandlungen von dem Holländer als das neueste Hauptwerk für Koster betrachtet wird. Geschrieben in vortrefflichem Latein mit besonders glücklicher Wahl neuer lateinischer Ausdrücke für die Werkzeuge und Handgriffe einer den Alten völlig unbekannten Kunst, gibt dieses Werk sowohl über die Person des Erfinders, dessen Stand, Herkunft und Familie, als über die Zeit, Art und Geschichte der Erfindung, über die ersten gedruckten Bücher, deren vermuthliche Jahreszahl und welche von Koster selbst und welche von den Kosterschen Erben gedruckt worden, die genaueste und ausführlichste Nachricht; man sieht sein blaues Wunder an den herabgefallenen Genealogien, Zahlen, Citaten und Angaben aller Art, und am Ende muß man eingestehn, daß nie eine Sage, ein Geschwätz, das ungereimt und kümmerlich mehrere Menschenalter hindurch, unter einigen alten Leuten der Stadt sich fortpflanzte, niemals geschickter aus ihrem

Nichts herausgegriffen und zu einem nationalen Etwas gemacht worden sei, als das Geschwätz von Koster in Meermann's originibus typographicis. Dennoch muß die spätere Zeit gefühlt haben, daß auch durch diese Schrift das mährchenhafte Dunkel, das auf der Person und Erfindung des harlemmer Küsters ruht, nicht völlig zerstreut worden und da man überdies seit jener Zeit noch manchen schönen Fund gethan, alte namenlose Holzschnitte, alte namenlose Bücher aufgegriffen hatte, so setzte der harlemmer Senat einen Preis aus, und es erschien im Jahr 1816 Herrn Jakob Konings gekrönte Preisschrift über Koster. Da aber Koning, wie es scheint, die Erwartung der holländischen Gelehrten nicht befriedigt und auch in der That bei noch größeren Ansprüchen, die er dem Erfinder hinsichtlich der völligen Vollendung und Ausbildung der Druckerkunst vorbehält, indem er ihn selbst mit Metall gegossenen Typen drucken läßt, was Meermann durch eine wunderliche Bescheidenheit damals noch ablehnte, dennoch sich keiner andern und stärkern Beweisgründe und Beweismittel bedient, als sein Vorgänger (ausgenommen, daß er weit mehr Gewicht legt auf den Ochsenkopf, womit das Papier gestempelt), so sah man mit großer Spannung der neuesten Arbeit

eines holländischen Gelehrten entgegen, die, wie ich hier, gegenwärtig auch erschienen ist.

Man kann sich nun leicht vorstellen, daß auf der andern Seite die Mainzer und Straßburger, die sich herkömmlich in Guttenbergs Besitz getheilt, auch sogar um denselben in Streit gerathen waren, bei dem Lärm, den die Holländer von Koster machten, nicht ganz ruhig blieben. Aehnliche, obgleich stärkere und gegründetere Besorgnisse fühlten wohl jene Wirthe zu Harlem, deren Nachbarin durch ein neues Wirthshausschild und zwei aus Leibeskräften blasende Trompeter, ihr älteres aber verfallenes Wirthshaus wieder in Flor zu bringen gedachte. Stießen doch auch Seiz und Meermann und wie sie hießen, so laut in die Trompete der Fama, daß es selbst über den Canal erscholl und manche alte Anhänger von Mainz harlemitisch gesinnt wurden. Begnüge ich mich aber, nur zwei deutsche Streiter aus dem großen Haufen namhaft zu machen; die Literatur über diesen Gegenstand in lateinischer, deutscher, holländischer, französischer und englischer Sprache, ist bereits schon so mächtig angeschwollen, daß sie keine unansehnliche Bibliothek bildet; gesichtet freilich, bleibt auch hier nur ein kleiner Rest, der in Betracht kommt. Ich erwähne also nur Schöpflin und v. Heinecken, — die

allerneueste Mainzer Schrift ist mir so unbekannt, wie die allerneueste Harlemmer. Schöpflin in seinen vindiciis typographicis, Straßburg, 1760, 4. verbreitete über die Person des deutschen Erfinders, dessen Schicksale, Freunde, Feinde, Beschuldigungen, Rechnungen das erste vollständige Licht; ein ehrlicher deutscher Advocat, der bei seiner guten Sache sich aller Ränke und Kniffe enthielt und das Eigenthumsrecht seines Clienten auf streng gerichtlichem Wege darthut. Von Heinecken in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen (Leipz. 1769) gab eine Kritik der Meermannischen Schrift, die nebst Bemerkungen über den angeblichen Lorenz Janssohn Coster und die Ungereimtheit der Druckstabengeschichte eine auch sonst lesenswerthe Abhandlung über die Erfindung, Figuren in Holz zu schneiden und über die ersten in Holz geschnittenen und gedruckten Bücher enthält. Man muß nämlich wissen, daß die Holländer ihrem Lorenz Janssohn nicht nur die Erfindung der Druckerkunst, sondern der noch weit ältern Holzschneidekunst zuschreiben und ihm daher alle ältesten Holzschnitte, die sich ohne Angabe des Künstlers und der Jahrzahl in Europa vorfanden, eben so eigenmächtig und gläubig unterlegten, wie sie jenes unschätzbare Werk beweglicher Letternkunst, jenes Buch, das Rabbi Joseph Hallschem mit der Jahrzahl 1428 zu Venedig

gelesen haben wollte, die entsprechende Costerianische ausgaben. Was die Holzschneidekunst betrifft, so hat schon Heineken ihnen so gute Aufklärungen geliefert haben, daß es in der That nicht seine Schuld ist, wenn die Holländer noch immer bei ihrer Meinung verharren. Und auch hinsichtlich jenes venetianischen Buches gab er ihnen, abgesehen von dem Einfall, ihrem Koster schlechthin ein Buch anzueignen, das sich zu Venedig fand, wenigstens einen sehr glücklichen Wink an die Hand. Hat der Rabbi, sagt er, das Buch wirklich gesehen und war dasselbe wirklich ein mit beweglichen Lettern gedrucktes Buch, so wird es ein französisches gewesen sein, auf dessen Titel er die Jahrzahl 1480 mit lateinischen Ziffern, MCCCCXXVIII, nach französischer Art vermerkt fand und irrthümlich 1428 statt quatre vingt huit herausgelesen.

Doch es war vergebliche Mühe, die Holländer in einem so schmeichelhaften Glauben zu stören. Gegenwärtig, das wird der Leser aus dem Angeführten ersehen haben, stimmen sie sogar mit Ehren nicht mehr zurück. Daß der Koster gelebt, die Buchdruckerkunst erfunden und durch Faust oder Gutenberg bestohlen worden, das fragt sich nicht mehr, wie ehemals, das ist seit dem Nationalfest im Jahre 1823 über alle Frage hinaus, und in

seiner Gewißheit als patriotischer Glaubensartikel durch nichts zu erschüttern.

Wir kommen [illegible] Gelegenheit der Schweiz zu Tell und Winkelried. Tell, in der Republik der Berge, ist eine eben so wichtige Person wie [illegible] in der Republik der [illegible]. Beide gleichen sich auch darin, daß sie [illegible] [illegible] Compagnie's und [illegible] [illegible] [illegible] Personen sind und unterscheiden sich vielleicht nur durch den kleinen Umstand, daß ganz Europa den Schweizerhelden, seiner heiligen poetischen Verherrlichung wegen, von Europa gern als wahr und wirklich anerkennt. Welche Macht in der Welt könnte aber auch den Schweizern ihren Tell entreißen, nun, da er einmal als Gedanke des [illegible] [illegible] und [illegible] Werke in den Volksglauben und die Volkslieder eingedrungen ist. Und zu erklären wäre, den Schweizern vorzuwerfen, Tell's Person und That ist so unerweislich als unerwiesen, ist weder durch gleichzeitige Schriftsteller, Urkunden und Chronikenschreiber erwähnt, noch durch irgend einen Schein von historischem Zeugniß bestätigt, vielmehr, es habe diese Person und That mit den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] eine ähnliche Geschichte [illegible]

[illegible]

[illegible]

*) [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] am Rhein, [illegible] und [illegible] hat, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] Stadt [illegible] und [illegible] zu [illegible] [illegible] Stadt, zu [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible]

[illegible] von ganz Europa [illegible] und [illegible] [illegible] zu haben, daß er ein [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] Die [illegible] haben, wie gesagt, daß [illegible], daß die Familie [illegible] einige Zeit nach dem [illegible] mit einem [illegible], [illegible] auch mehrere [illegible] auf, die diese Zeit [illegible] haben; allein es ist [illegible], daß in der [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] der König von England [illegible]

einem Spion nach Hanau schickt, u. s. w., und in einer einzigen Nacht mich einem [illegible] Mann mit Uhr und Rechen auf dem breiten Rücken eines Dickes und dem Hanauer Thor getragen und den Dieb munter wohlgemuth nach Mainz und lacht ins Fäustchen, wie der Teufel, als er Peter Schlemihls Schatten in die Tasche gesteckt hatte. Nicht einmal nach dem Rathhaus geht der Mann und läßt die Geldbriefe ad acta nehmen, thut es sich, seiner Familie, seinen Mitbürgern nicht zu lieb, ein gerichtliches Instrument bei den Räthen der Stadt zu deponiren, worin die genauesten und zugleich tragische Geschichte der durch ihn zu Hanau erlittenen [illegible], beglaubigt durch eine Anzahl edler Deutscher, beschworen und eidlich ist durch eidliche Aussagen seines Schwiegervaters, seiner Geschwister und Freunde, wie durch eigene, die die Nachwelt zu lesen gefunden. Alles das thut der Mann nicht, sondern legt sich hin und stirbt

post Christum natum

man weiß nicht mehr das Datum. Man weiß auch nicht das Jahr, in dem er gestorben; eben so wenig das Jahr, in dem er geboren, eben so wenig wie irgend ein Jahr aus dessen Leben, in dem er Dieb oder Jemand gesehen oder erlitten, die Erfindung vervollkommt, ein Buch gedruckt, ein Kind bekommen,

Gewerbe erfunden, Lichter oder Matrizen gewonnen, einen Proceß geführt*) und dergleichen mehr.

Recht verstanden, man weiß es nicht; allein beständigerweise fehlt es den Holländern nicht an Jahreszahlen zur geschichtlichen Bestätigung ihres Mährchens; im Gegentheil, sie haben durchgängig mehr Zahlen, als sie brauchen, überzählige Jahrzahlen, die man kurz auch wohl widersprechende nennt, und in der historischen Kritik als verdächtig betrachtet. Im vorigen Jahrhundert feierte z. B. die Stadt Harlem Kosters drittes Jubiläum im Jahr 1740, in diesem Jahrhundert 1823. Im vorigen Jahrhundert hatte Koster demnach die Buchdruckerkunst im Jahr 1440 erfunden, in diesem erfindet er dieselbe bereits 1423. Warum gerade 23, das soll ich schweigen; auf der alten Tafel über Kosters Hausthüre las man 1440, früher 1440; denn Scriverius übersetzte den Hau-

*) Wie viel wollten die Mährchens Holländer nicht aus dem Prozeß solcher Prozesse ziehen, wie sie die Straßburger Gesetz von Gutenberg aufbewahrt. Fuste bezeugt Hans Dünne, der Goldschmidt, daß er dem Gutenberg schon im Jahr 1436 hundert Gulden verdient, allein für Druckerzeuge und Bedienung helfen, was zum Druck gehört.

lemmer Senat zur Annahme der ersteren Jahreszahl, weil Rabbi Hassehen, wie schon gesagt, ein gedrucktes Buch von 1429 zu Venedig gesehen. Die Väter der Stadt waren schlimm genug daran, sie wußten von nichts, und sollten dennoch auctoritate Senatus Harlemensis das wahre Jahr der Erfindung sanctioniren. Die Buchdrucker von Harlem, die Koster ein Standbild aus ihrer Tasche errichteten, setzten das Jahr 1430 darunter, das Harlemmer Collegium medicum bescheidete sich dagegen, geheimnißvoll den Finger auf den Mund zu legen, sie setzten dem Erfinder ebenfalls ein Monument, schrieben aber keine Zahl darauf*).

So steht es auch mit den Jahreszahlen, deren sich die Kosterianer bedienen, um ihr Mährchen

*) Es ist überhaupt lächerlich, ein bestimmtes Jahr und nun gar einen bestimmten Tag als Geburtsjahr und Geburtstag einer Kunst zu betrachten, die erst in Jahren langsam und mühevoll sich ausbildete, wie wir an Gutenbergs Verfahren in Straßburg sehen. Die Deutschen, die nach dem Vorgange des alten Hans Fust den Johannistag und das Jahr 1440 dazu gewählt, begehen diese Lächerlichkeit nicht; das Jahr ist ihnen eine runde Zahl (jedenfalls keine zu frühe), und ihr Gutenberg hieß — Johannes.

auf dem Boden der Geschichte festzunieten. Aehnliche und noch ärgere Varianten liefern die Nachrichten über die Person des Erfinders selbst. Zunächst kommt es einem sehr ergötzlich vor, wie mit dem wachsenden Mährchen auch diese Person an Ehren und Aemtern wächst und zunimmt. In der ursprünglichen Sage und bei Junius ist er nur ein Küster, allein schon Seiz nimmt den Küster in den Senat auf, und Meermann gibt zu verstehen, daß er wohl gar Bürgermeister gewesen; das nicht genug, er leitet dessen Geschlecht von den Brederode's ab, indem er den Vater oder Großvater zum Bastard macht. Küster bleibt er dessenungeachtet, ja er heißt nur deswegen Koster, weil das Küsteramt in seiner Familie erblich war. Ob es aber in Holland und jedem andern christlichen Lande ein erhörter Fall, daß ein Rathsherr oder Bürgermeister zugleich das geistliche Küsteramt bekleidet, darüber geben diese Herren keine weitere Auskunft. Sie begnügen sich damit, zu sagen, das Küsteramt zu Harlem sei ehemals sehr ehrenvoll gewesen und gar nicht zu verwechseln mit dem Küsteramt von heute. Allein damit wird der Stein des Anstoßes nicht aus dem Wege gehoben, und ich muß es den Gelehrten, die von der Gemeindeverfassung des Mittelalters genauere

Kenntnisse haben als ich, überlassen, ob sich ähnliche Beispiele vorfinden. Aus Harlemmer Kirchen- und Stadtbüchern ist von der Person eines Küsters oder Rathsherrn, oder gar Küsters und Rathsherrn, der Koster hieß, keine Nachweisung erfolgt. Sie findet sich also nicht darin. Allein auch in diesem Falle, welche Kluft zwischen einem Harlemmer Küster und dem Erfinder der Buchdruckerkunst. Kein Zeitgenosse weiß etwas von ihm, und der Harlemmer Küster unterscheidet sich durch nichts von jedem andern dunkeln Küster und Rathsherrn der Harlemmer Vorzeit, als daß man dessen Namen und Stand benutzte, um ein albernes Mährchen daran zu knüpfen. Zwischen dem Helden dieses Mährchens und dem Harlemmer Küster ist durchaus kein geschichtliches Band sichtbar; ein solches existirt nur in der Phantasie der Kosterianer.

Wie thätig aber diese sich erweist, sieht man eben aus den verschiedenen Recensionen des Mährchens, wie dasselbe von Junius erzählt wird. Jeder spätere Kosterianer nahm sich die Freiheit, daran zuzusetzen und wegzulassen, was ihm gut dünkte. Und wie naiv sie unter einander von ihren Einfällen sprechen. Junius und Scriver las-

ten, wie oben erwähnt, den Koster nach dem Diebstahl so muthlos werden, daß er die Druckerei völlig aufgibt und sich todt ärgert. Nollem, sagte darauf Meermann, nollem Scriverio nostro, nollem aliis hoc excidisset; ich wollte, es wäre unserm Scriverio und Andern dieses nicht entfahren. Es hatten sich nämlich zu Meermann's Zeit die auf Kosters Namen zusammengeraffsten Bücher bereits so stark vermehrt, daß es räthlich schien, zur Erklärung der verschiedenartigen Drucke und jenes halb gedruckten, halb geschnittenen Werkes verschiedene Epochen der Druckerkunst anzunehmen. Deren machte Meerman drei, worin ihm die heutigen Kosterianer nachfolgen. Die erste von Erfindung der Kunst bis auf den Diebstahl, die zweite vom Diebstahl bis auf Kosters Tod, die dritte von Kosters Tode bis zum Stillstande der Druckerei unter Kosters Erben. Sie unterscheiden also Bücher, die von Koster selbst vor und nach dem Diebstahl gedruckt, und Bücher, die nach dem Tode des Erfinders von den Erben gedruckt worden. Die fortdruckenden Erben sind also erst spätere Erfindung. Junius, Scriver, selbst Koornhert, der erste Drucker von Harlem, kennen dieselben nicht. Wann und warum die Erben, die erst im Jahre 1724 ausgestorben sein sollen, den Druck

aufgegeben, warum Martini und alle übrigen Drucker, die in holländischen Städten in der Folge sich niederließen, aus Deutschland oder Frankreich kamen, und keiner sich rühmte, die Kunst zu Harlem erlernt zu haben, darüber, wie über Hundert andere Fragen, bleiben Meermann und Koning die Antwort schuldig.

Eine andere Art von Varianten und Phantasiestücken der Kosterianer sind die Gemälde und steinernen Bildnisse, „die den großen Mann vorstellen." Diese Art hat mich am meisten unterhalten. Man erinnere sich des Scriverius, auf dessen Anstiften der Harlemmer Senat die Jahrszahl über Kosters Hausthür verändern ließ. Derselbe bewog die Väter der Stadt, Kosters Bildniß über die Thür zu setzen, damit Jeder männiglich an solchem Anblick sich erbauen möge. Das Bild ward in der That ausgearbeitet, und zwar nach dem Kupferstich, der Scriver's Quartanten, Lorbeerkranz betitelt, auf der Vorderseite verziert, die Zeichnung des Blattes ist von van Kampen, der Stich von Jan van de Velde und — die Erfindung von „unserm Scriverio" selber. Ex ingenio, sagt Meermann, hat Skriverius dies Bild entwerfen lassen. Muß man nicht lächeln über die

Geniestreiche der alten Perrücken in us und ius, die ex ingenio die Züge des Erfinders der Buchdruckerkunst erfinden, in Kupfer stechen und durch den Senat der Stadt Harlem in Stein hauen lassen?

Umsonst aber ist Meermann nicht so offenherzig. Das Bild vor „dem Lorbeerkranze" sieht dem Bilde vor „den origines" ungefähr so ähnlich, wie ein Lorbeerblatt einem Kohlblatt; mit andern Worten, das Portrait, das Meermann in Kupfer stechen ließ und seinem eigenen Werke vorhängte, sieht dem Portrait von Scrivers Erfindung in keinem Zuge ähnlich. Das Portrait, das Meermann als das echte empfiehlt, ist allerdings nicht ex ingenio, sondern abgezeichnet nach einem Oelgemälde im Besitze der Familie Enschede zu Harlem. Der Himmel weiß, welchen alten Mijnheer dies Gemälde vorstellt; die Familie Enschede glaubt, daß es Koster, den Erfinder der Buchdruckerkunst, vorstellt. Der Käufer will es erstanden haben aus der Nachlassenschaft der Kosterschen Familie und hielt es für eine Arbeit von Albert de Oudewater, oder Gerhard von Harlem, Malern aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, also Zeitgenossen des fraglichen Koster. Allein wie sehr der gute Mann

in dieser Hinsicht sich irrte, ist für Jeden, der das Gemälde gesehen und sich etwas auf die verschiedenen Epochen der Malerei versteht, außer Zweifel. Dies Gemälde ist so augenscheinlich aus späterer Zeit, daß auch Meermann, der ein geschmackvoller Kunstkenner war, dies nicht abläugnen konnte; und er versetzt dasselbe in die Zeiten von Hans Holbein und Lukas Kranach. Da nun Niemand die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit eines Bildes mit einer unbekannten Person weder bejahen, noch verneinen kann, so fragt es sich, mit welchem Grad von Wahrscheinlichkeit ein Bild, funfzig Jahr nach dem Tode einer solchen Person gemalt, die, nebenher gesagt, höchst wahrscheinlich nicht gelebt hat, dieser Person als dessen Original beigelegt wird. Die Kostersche Familie hätte auf jeden Fall nur die Copie einer Copie besessen und eine an sich unsichere Familientradition, hier noch bedenklicher, da sie, im Fall des wirklichen Vorhandenseins, ihren Ursprung, wie es zu gehen pflegt, aus der Sage genommen haben mochte, wäre noch unsicherer geworden, da sich die doppelte Geschichte vom Bilde eines Bildes hineinmengte.

Allein, wer sagt, daß dieses Gemälde wirklich im Besitz der Familie Koster war? Der Käufer,

Herr Enschede, hat es freilich gesagt und Meermann hat es wiederholt. Könnte man den Leuten nur über den Weg trauen. Derselbe Meermann hat auch gesagt und behauptet, eine gewisse Bücherkiste, die im sechzehnten Jahrhundert im Haag in öffentlicher Versteigerung ausgeboten, und durch den Harlemmer Senat für die Summe von dreihundert Gulden angekauft worden, aus der Nachlassenschaft der Kosterschen Erben stamme *). Letzteres wäre in der That ein nicht unwichtiger Umstand, wäre es nicht eine Unwahrheit. Denn, mehr Glauben als Meermann verdient der Kaufschein, der sich noch heutigen Tages im Archiv des Harlemmer Stadthauses befindet." In diesem ist nicht von der Nachlassenschaft der Kosterschen Erben, sondern von der einer ganz andern Familie die Rede.

Wahrlich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich glaube nicht an das Vorgeben der Kosterianer, nicht an Koster, nicht einmal an den Kü-

*) In dieser Kiste befanden sich unter Anderm das **Speculum salvationis**, die **Figurae apocalypseos**, die Chronik von Kölln vom Jahre 1499, die **Officia Ciceronis, ed. Faust.** 1466.

ster, geschweige an den Erfinder der Buchdruckerkunst *), ich glaube eben so wenig an dessen Person, wie an dessen Bildniß vor Scrivers und Meermanns Schriften und wie an das lateinische K, von welchem oben die Rede war. Ich glaube nicht an die silberne Kiste, zu welcher allein der Harlemmer Senat den Schlüssel besitzt; nicht als wollte ich ihr Vorhandensein läugnen, sie steht wirklich da, aber man versteht mich und ich glaube nicht daran.

Am wenigsten glaube ich an das verläumderische Mährchen vom Diebstahl. Die Holländer, die dasselbe ausgesprengt, mögen es mit ihrem Ge-

*) Bereits von Heinecken machte darauf aufmerksam, daß der alte ausführliche Karl von Mander im weltberühmten Schilderboek keinen Koster unter Harlems Künstlern des funfzehnten Jahrhunderts kennt und nennt. Dies ist in der That ein stärkeres Argument gegen die Wirklichkeit eines so benannten Künstlers und Holzschneiders zu Harlem, als je ein Kosterlaner eins für dieselbe geliefert hat. Sonst ist nicht zu läugnen, daß Karl von Mander Lücken gelassen; so erwähnt er der berühmten Brüder Crabeth, Glasmaler zu Gouda, nicht.

wissen, die Ausländer, die dasselbe nachsprechen, mögen es mit ihrem Verstande ausmachen; sind aber Deutsche darunter, so wünsche ich ihnen nichts angelegentlicher, als durch Straßburger oder Mainzer Druckergesellen mit Hülfe eines echten alten Gutenbergischen Preßbengels eines Bessern belehrt zu werden.

Das ist mein kurzes Glaubensbekenntniß in der Sache zwischen Koster und Gutenberg, zwischen einem Gespenst der Sage, das auf dem dunkeln Chor der Harlemmer Kirche umwandelt, und dem lichtverklärten deutschen Genius, dessen Name im Tempel des Ruhms zugleich mit dem Namen aller großen Männer der Vergangenheit wiedertönt.

Ich könnte hier diesen Aufsatz schließen, das Capitel ist ohnehin schon länger gerathen, als es anfänglich meine Absicht war. Allein ich vermuthe, manchem aufmerksamen Leser hat bisher eine Frage auf den Lippen geschwebt, die er gegen mich äußern würde, im Fall wir persönlich zusammenträfen. Ich meine, sie ist diese: wie in aller Welt hat sich nur das Gerücht von Koster und dem Diebstahle zu Harlem gebildet, kann man

demselben nicht auf die Spur kommen, dessen erste Quelle nicht entdecken?

Ich glaube ja, und, irre ich nicht, so ist die Quelle eben so schmutzig, wie der Ausfluß.

Man höre. Es ist bekannt, daß ein gewisser Johann Schott, eines bekannten Straßburger Buchdruckers, mit Namen Mentel, Tochterenkel, nach dem Tode Gutenberg's, das falsche Gerücht versprengte, als sei Mentel zu Straßburg der Erfinder der Buchdruckerkunst und Lehrmeister des Johann Gutenberg gewesen; Letzterer habe Mentel bestohlen, sich nach Mainz geflüchtet und mit den gestohlenen Typen sein erstes Werk gedruckt. Dies Gerücht erregte Anfangs Aufsehen, schlief aber eben so bald wieder ein. Mentel selbst, obgleich er ein aufgeblasener Mensch war, sich famosissimus nannte und vom Kaiser sich in den Adelstand erheben ließ, hat dergleichen niemals behauptet. Nun gab es vielleicht zur Zeit des Johann Schott einen Harlemmer, der das Geheimniß der Druckerkunst, das allmählig durch die vielen Arbeiter, die aus Mainz und Straßburg in verschiedene Städte Deutschlands, Frankreichs und Italiens auswanderten, aufhörte, ein Geheimniß im strengen Sinne des Wortes zu sein, sei es nun

an der Quelle selbst, oder zu Harlem an den aus Deutschland dahin verschlagenen Büchern *), theoretisch oder praktisch in Erfahrung gebracht und, mit kleinen und wenig kostspieligen Versuchen sich begnügend, selbst geschnittene hölzerne Buchstaben zu mancherlei Kleinigkeiten abdruckte. Großes Aufsehen macht der Mann nicht, aber es kennt ihn dieser und jener, und nach dessen Hinscheiden fällt einem Gevatter ein, ihm die Ehre der Erfindung zuzuschreiben und das Straßburger Geschwätz von Mentel und Gutenberg zu einem Harlemmer Geschwätz von — (der Name Kester tauchte erst später auf), und Faust zu machen. Da hat man den Ursprung des Mährchen, wie er möglich war. Dazu bedenke man noch, daß Junius des Erfinders Schwiegersohn als Gehülfen und Vervollkommnerer der Buchdruckerkunst angiebt, Faust aber bekanntlich den Peter Schöffer zum Schwiegersohne nahm, weil dieser ihm in derselben Eigenschaft nützlich ward **); und ich hoffe, man wird meine Vermuthung wenigstens nicht ungereimt finden.

---

*) Man denke nur an die Officia Ciceron., ed. Faust, in der Bücherkiste jener Harlemmer Familie.

**) Peter Schöffer erfand die metallgegossenen Typen.

Was werden aber die Kosterianer dazu sagen, wenn ich jene über den Canal aus England schwimmende Sage, die Meermann als Hauptbeweis für Koster und Harlem so begierig aufflicht, nur als Bestätigung dessen betrachte, was ich so eben meine Vermuthung nannte? Und doch scheint mir nichts klarer zu sein. Man urtheile. Der Engländer Atkyns erzählt in seinem Buche, growth of printing. Lond., 1664, von einer Handschrift auf der Lambethischen Bibliothek zu Oxford, worin es heiße: der König Heinrich der sechste habe von der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Harlem durch John Cutenberg gehört und in Folge dessen einen verschmitzten Kerl dorthin gesandt, damit derselbe in den Besitz des Geheimnisses sich setzen und damit nach England zur Ueberpflanzung der Kunst zurückkehren möge; dieser habe einen Arbeiter des John Cutenberg bestochen und durch solchen, der Corsellis geheißen, sei die Kunst wirklich nach England und zwar zunächst nach Oxford entführt. Die ganze Stelle ist noch weitläufiger und trägt eben so viele Spuren des Fabelhaften an sich, wie die Stelle im Junius, allein es schwirrt doch durch den Wirwarr ein Ton der Wahrheit, ein Name hindurch, Johann Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst. Sonst

ersieht man daraus, daß die Harlemmer Sage vom Diebstahl selbst ein Echo der Straßburger, schon früh als zweites Echo von Oxford wiederhallte; obgleich nicht rein, sondern von der Gewinnsucht der Oxforder Buchhändler aufgefangen und verändert. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß die Oxforder Buchhändler mit den übrigen Buchhändlern von England über vermeintliche Privilegien einen Proceß führten. Daher muß der Dieb nach Oxford entfliehen, und König Heinrich, persönlich der Anstifter des Diebstahls, muß ihm Privilegien zum Geschenk machen. Die Wahrheit ist, daß England seine ersten Drucker aus den Niederlanden erhielt. Dies geschah einige Zeit später, als die Niederlande selbst ihre ersten Drucker aus Deutschland und Frankreich bezogen, und es sind eben die Gesellen und Lehrlinge dieser Leute, die sich nach England begaben.

Da hast du, lieber Leser, die Historie des Mährchens, wovon ich am Schlusse des vorigen Capitels äußerte, dasselbe sei noch unglaublicher, als das Mährchen von Sprengung eiserner Ketten durch Harlemmer Sägeschiffe. Wahrlich, wer die Buchdruckerkunst erfunden, hat stärkere Ketten gesprengt, als die Hafenkette von Damietta, des

Aberglaubens und der Feudalherrschaft diamantene Kette, die der kühnen Seglerin Europa den Zugang zum Hafen des Lichts und der Vernunft versperrte.

Ende des ersten Theils.

Holland

in den

Jahren 1831 und 1832,

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doctor.

Zweiter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

[illegible] . . . . [illegible]
Der Rhein und [illegible] . . . . . [illegible]
Der Rhein und ich 16
Die [illegible] . . . . . . [illegible]
Geschichte der [illegible] . . . . . [illegible]
[illegible] und [illegible] . . . . . [illegible]
[illegible] . . . . . [illegible]
Der holländische [illegible] . . . . . . [illegible]
[illegible] . . . . . . [illegible]
Holländische [illegible] . . . . . [illegible]
[illegible] und [illegible] Gemäldesammlung . [illegible]
Gegenstände der heutigen Malerei . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
Die [illegible] Maler . . . . . . [illegible]
Die holländische Schule . . . . . . [illegible]
Alte biblische Maler . . . . . [illegible]
[illegible] . . . . —
[illegible] . . . . . . —
[illegible] . . . . . . [illegible]

Seite

[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]
[illegible]:
[illegible] . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . [illegible]
[illegible] . . [illegible]
[illegible] . . [illegible]
[illegible] . . . [illegible]
[illegible] . [illegible]

Vorwort.

Ich habe Holland und die Holländer in einer merkwürdigen Zeit kennen gelernt. Ich sah ein Volk, das vor Kurzem einem Könige, [illegible] zu haben, abgeneigt ist, daß eine Macht zu einem [illegible] König verwandelte. Ich sah ein Volk, das einst von Republikanern bestand, die Spaniens Scepter gebrochen und Ludwig XIV. Übermuth gedemüthigen, für einen — — König den [illegible] [illegible], um [illegible] [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

durch den Willen der dem französischen Geist, welchen die Fürsten und Mächtigen der Zeit hinter dem Bild der Kirche [illegible], immer wieder der alten [illegible] in die Arme zurückgeworfen. Er [illegible] sich nach dem [illegible] [illegible] der einheitlichen Reich oder germanischen Stämme, nach Frieden und Einheit im ganzen Europa's, er glaubte, daß man auf dem Felde des Staates [illegible], also auf dem Felde der Religion die [illegible] [illegible], den einzigen [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] zu einer Zeit, die vom [illegible] der Religion [illegible], ein starker Glaube, der glaubte, daß die [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] ihre [illegible] [illegible] [illegible] am [illegible] Reich, der auch von ihrem [illegible] [illegible], ein [illegible], den die Zeit völlig [illegible] hat, [illegible], [illegible] und [illegible] eine andere Hoffnung an diese Stelle zurückgelassen. Wer so viel [illegible] von dem [illegible] [illegible] gewußt, will er [illegible], [illegible], daß sich [illegible], was sich geschichtlich hat, so wird er nicht unter den [illegible] [illegible], so wird er unter [illegible] [illegible] sein.

Im Leben ging es dem Dichter nicht allgemein. Er hatte eine [illegible] [illegible], und da er mit [illegible] und Geist immer in der Opposition wirkte, an [illegible], und sich [illegible], [illegible] [illegible] nehmen, seinen Glauben nicht verbarg, [illegible] [illegible] nicht verläugnete, die Wahrheit nicht [illegible] und [illegible]-

von Mächtigen [illegible], so [illegible] er viel Staatsgeschä[illegible] [illegible] in der Welt [illegible] wollten, so er ging [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] in [illegible] alten Tagen. Nicht ein einziges [illegible] [illegible] ihn die Feinde des Staates, der Prinz Moritz haßte ihn, denn er allein hatte in Holland Macht gehabt, [illegible] [illegible] zu [illegible] und [illegible] nen Plänen der Tyrannei zu [illegible], obwohl er wußte, daß [illegible] Schwert auch über seinem eigenen Kopf hing. [illegible] mit seinem Sohn dem jüngern. Um diesen vom [illegible] Schande zu retten, gab er Alles hin, was er noch an Geld und Gütern besaß, und ließ in seinem [illegible] Jahre sich ge[illegible], sich an die Schreiber-[illegible] des [illegible] zu [illegible], eine Stelle, die ihm eine Dame verschaffte, die sich [illegible] bei einem Bürgermeister oder Schöppen von Amsterdam eindringlich verwendet. Die Natur hatte ihn so unverwüstlich gemacht, daß er noch zwanzig Jahre darnach lebte und starb in seinem neunzigsten, weniger glücklich, aber so unvergeßlich, wie Goethe. Der Senat ließ ihn begraben, wie einen Bürgermeister und errichtete ihm in der Kirche ein marmornes Denkmal, worauf die Worte:

„Hier liegt der zweite große Deutsche, der, [illegible] dem Rhein, in Holland einen [illegible].“

nicht zu lesen sind.

Vondel hat aus der holländischen Sprache gemacht, was man daraus zu machen war. Er hat in ihr einen Schatz von Gedanken, Bildern und Wendungen niedergelegt, der größer sein mag, als alles Uebrige, was holländische Poesie seit der Zeit enthalten. Denn er war ein reicher Mann und hatte Ueberfluß an Allem, woran die Anderen Mangel litten, namentlich an Gedanken.

Man kann mit demselben Rechte sagen, Vondel hat aus seinem Genie gemacht, was er in seiner Zeit und an seinem Ort daraus machen konnte. In London am Hofe Elisabeths, in romantischer Luft, Ende der englischen Geschichte, im Genuß italienischer Novellen, Maskenspiele und Zeitgenosse witziger humoristischer Dichter in London, sage ich, wäre Vondel allem Anschein nach geworden, was Shakspeare in Amsterdam in der Kammer der holländischen Rederyker „door yver in liefde bloeyende."

Vondel hat sehr viel hinterlassen, Trauerspiele, Lieder, Festgedichte, Epigramme, Aufsätze in Prosa.

Seine Trauerspiele sind ihrem Inhalt nach biblisch mit Ausnahme etlicher, wie sein Gysbrecht van Amstel, ein Stück, das man noch alljährlich einmal auf die Amsterdammer Bühne bringt. Sie sind mit Chören durchflochten wie die griechischen. Vondel kannte den Euripides in Uebersetzung, er

hatte sogar im Alter Latein gelernt, um Seneca zu lesen. Die Personen, welche im Gedichte von Lucifer und anderen ihm eigenthümlichen Stücken auftreten, sind sich und doch geschieden, die Ehre oft mit Rembrandtschem Pinsel zu einander in Licht und Schatten gestellt, wie denn eine Manier, die auf den Prachtsälen Jerusalems im Relief ausbildet, wie ich von Zeugen schreibe.

In der starken Sammlung seiner Gedichte nehmen die sogenannten Gelegenheitsgedichte viel Raum ein, wie leicht zu erwarten von einem so lebhaften Mann, der die Augen überall hatte und mit den bedeutendsten Köpfen seiner Zeit in Verbindung stand. Gelehrte, Künstler, Staatsleute, Seehelden, Jeder fühlte sich geschmeichelt, wenn Vondel seiner Person und seinen Verdiensten einige Verse schenkte. Da er nun nicht der Mann war, blinde Worte zu machen und selten verfehlte, in diesen kleinen Sachen irgend einen bedeutenden Zug anzubringen, so liefern seine Epigramme einen sehr schätzbaren Beitrag zur Kunde jener für Hollands Ruhm so fruchtbaren Zeit.

Der Rhein und ich.

Ich ritt über eine Brücke, die nicht viel länger war, als vom Kopf zum Schwanz meines Pferdes, hörte die Frösche quaken, die Sumpfblasen quirlen und ritt über den Rhein, über denselben Rhein, der das Juragebirge durchbrach, bei Schaffhausen vom Fels donnerte, bei Bingen hindurchschoß wie Tells Pfeil und über Bonn dem langen Schatten des Drachenfels Raum gab, um sich auszubreiten über seinen Spiegel.

Und als ich hörte, daß es wirklich der alte Rhein war, ich ließ es mir sagen durch einen Fischer von Katwyk, der nach Leiden zu Markt ging — da band ich mein Pferd an einen Busch und setzte mich zu ihm ins Gras.

Weißt du es noch, rief ich, weißt du es noch, Vater, als wir uns zuletzt sahen. Es sind nun drei Jahre her, und ich glaube, es ist heut derselbe Tag. Ich nahm Abschied von dir, und du

nahmst Abschied von den Bergen und Reben an deinem Ufer. Laß mich dir erzählen, es erleichtert mein Herz und führt vielleicht einen schwachen Strahl der Erinnerung in deine verschüttete Brust zurück. Wir sind allein und geht auch ein Käferkind vorüber und sieht mich bei dir sitzen.

Damals umgaben uns nicht Sandhügel, sondern zerrissenen Gipfel des Siebengebirgs. Der Tag neigte sich, wie er sich jetzt neigt. Der lange Thurm von Godesberg lag schon im Dunkel, nur auf den Ruinen des Drachenfels blühte noch das Abendroth. Ich lag zum letztenmal unter einer Rebe und benetzte ihre grünen Blätter mit meinen Thränen, denn ich hatte viele Stachel im Herzen und dachte, daß meine Lebenslust vorüber war und meine Jugend und alles Glück der Täuschung. Ich legte mich hinterüber und versank in trostlose Gedanken. Ich weiß nicht, wie lange ich so lag, als mir plötzlich Wasser übers Gesicht gesprengt wurde. Wie ich die Augen aufschlug, stand der Mond hoch am Himmel, die Rebenstöcke, unter denen ich saß, waren in voller Unruhe, eben so die Wellen zu meinen Füßen und ich sah daraus mit großem Erstaunen die allerschönsten Mädchengesichter herauslachen. Sie hatten ihren Schleier zurückgeschlagen, und die Eine streckte ihren schneeweißen Arm nach mir aus, als

wollte sie sich mir als die Thäterin zu erkennen geben. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte, ich rieb mir die Augen, aber an den Augen lag die Schuld nicht allein, denn zu gleicher Zeit schlugen Töne an mein Ohr, wie sie nur der arme Fischer gehört hat, von dem Goethe singt. Ich sprang auf. Gleich fühlte ich, daß der Boden unter mir bebte, so daß ich nur mit Mühe das Stehen behielt. Ich versuchte aber einige Schritt weiter ans Ufer zu kommen, wo eine alte hohle Weide stand, an die ich mit beiden Armen mich festklammerte. Aus der Ferne hörte ich den Nachtwächter von Oberwinter ganz geruhig blasen, woraus ich den Schluß zog, daß er von Allem, was in der Natur um mich her vorging, nichts sehen und merken mußte. Dieser Umstand überzeugte mich noch mehr, daß ich bezaubert war. Da ich nun damals den Kopf voll von Rheinmährchen hatte, so dachte ich gleich an deine Nixen, Vater. Ich glaubte, sie hätten mich mit magischem Wasser besprengt, und mir dadurch zu meinen fünf natürlichen Sinnen, fünf übernatürliche gegeben. Wie es auch damit war, ich hatte nur den Anfang der erstaunlichen Scene erlebt, die vor meinen Augen vorging. Statt des Nachtwächterhorns hörte ich von Oberwinter her einen entsetzlichen Lärm von Becken, Trommeln und kreischenden

Weiberstimmen, als wenn die Winzerinnen es auf der Hochzeit allzutoll machen. Das Getöse lief an den Bergen entlang, verlor sich zuweilen in die Schluchten, kam aber dann jedesmal näher und näher. Zuletzt wurde ich springende Gestalten ansichtig, die etwas Weißes in der Luft hin und herschwenkten. Bei diesem Anblick dachte ich bei mir selbst, sind es nicht wirklich Mänaden, so sehen sie wenigstens so aus und das weiße in ihren Händen kann auch sehr gut den Thyrsusstab vorstellen, auf dessen Blätter und Rebengewinde der weiße Mondschein fällt. Wie sie näher kamen, bemerkte ich, daß sie Alle nackt waren, ihre Haare flatterten im Winde und sie mutheten ihren schlanken Leibern die halsbrechendsten Schwenkungen an. Der Zug ging nahe an mir vorüber, ich hatte mich zur Vorsicht in die hohle Weide hineingepreßt, so tief ich nur konnte. Hinter ihnen her stürmte ein junger Mann, bei dessen Anblick ich wieder Athem schöpfte, denn die besessenen Weiber hatten mir ein wenig Angst gemacht. Er war schön wie der Tag, und hatte einen Kranz von Epheu und Weinlaub in den Haaren, und seine Haare fielen ihm vorn in zwei großen Locken auf den Hals. Im besten Rennen hielt er sich an und schien über etwas stutzig zu werden. Er fühlte sich an die Stirn und ich bemerkte, daß

seine Glieder frostig zitterten. Darauf hielt er die flache Hand gegen den Wind, welcher den ganzen Tag, wie ich wußte, aus Süden geweht hatte und eben jetzt sich in Nordwest umsetzte. Er drehte sich um, und sagte zu einem alten Mann, der ihm zu Esel nachgeritten war, wie geht's dir, Alter? Dieser machte ein weinsaures verdrießliches Gesicht und grunzte, wie es mir geht? welche Frage, so geht es mir, und mit diesen Worten schleuderte er einen großen gelben Weinkrug, der am Sattel hin, mit solcher Gewalt über den Rhein, daß er am andern Ufer in Plitterdorf niederfiel, unweit der Capelle. Basta, fügte er trotzig hinzu, weiter geht meine Gefälligkeit nicht, und hätte ich nicht noch einen kleinen Nachgeschmack von Mosel und Bleichert auf der Zunge gehabt, ich wäre nicht einmal bis hierher dir nachgeritten. Mag diesen sauren Landwein trinken wer da will, ich nicht, und ich weiß, daß es genug katholische Pfarrer, preußische Lieutenants und bonner Studenten gibt, die mir Dank wissen dafür. Aber um den Krug thut es mir jetzt leid, und ich bereue, daß ich ihn weggeworfen habe in der ersten Hitze. Es war kein gemeiner Krug, er hielt dicht, er hatte einen schönen tiefen Resonanzboden, und wenn er ein wenig voll wurde und in Schwung gerieth, gurgelte er die schönsten und verrücktesten Wein-

lieder und nicht etwa so traurig hohles Zeug, wie der rothe leipziger Krug. Dionys, Dionys, zu welcher schnöden Aufwallung verleitest du mich in meinen alten Tagen. Ich bitte dich, kehr um und laß den Rhein laufen, wohin er will. Merkst du denn nicht, daß dies die letzten Berge sind.

Der Jüngling hörte nicht auf sein Geplauder. Er sah in die mondhelle Fluth, er sah wie die Nixen ihm zuwinkten und wie sie verschwanden, Eine nach der Andern immer tiefer den Strom hinab. Seine Brust hob sich vor Sehnsucht und schon setzte er einen Fuß an, um dem Zuge der Wellen, der Fische, der Nixen und seines eignen Herzens zu folgen, als ein neuer Windstoß durch seine Locken fuhr, der noch mehr, als der erste, verrieth, daß er aus dem rauhen Norden kam. Zugleich ließ sich der Alte mit etlichen Kernflüchen vernehmen, und der Esel stieß aus Sympathie mit seinem Reiter einen gellenden Schrei aus.

Wohl, sagte der Gott — denn dies schien mir eines Gottes würdig, sich über einen Esel in Geduld zu fassen — wohl, bis hierher und nicht weiter.

Nun gab es einen so wirren und wilden Lärm, daß mir noch jedesmal der Kopf schwirrt, wenn ich daran denke. Die Weiber waren zurückgekehrt und der Ausspruch des Jünglings brachte

den wüthendsten Freudentaumel unter ihnen zuwege. Sie packten sich um den Leib und sprangen baumhoch in die Höhe, die Berge sprangen, der Esel tanzte, und der Alte schrie, wie besessen, das ist der Abschiedsball, den der Weinkönig dem Rheinkönig gibt.

Du hast Recht, alter Trunkenbold, sagte der Jüngling, weiter will ich auf meinem Zug von Indien in den nordischen Himmel nicht vordringen. Darauf breitete er seine Arme aus nach den krystallnen Fluthen und sang ein Lied von der ewigen Jugend der Götter und des Weins, und wie er stand und sang küßten sich die Nixen, die Fische begatteten sich, die Vögel in der Luft feierten ihre Hochzeit und die Wellen schmiegten sich stummselig an die goldenen Sandalen des Gottes.

Einer aber war traurig und das warst du, Vater Rhein. Du hobst dein Haupt aus den Wellen und sprachst, singe nicht so schön! singe nicht so schön, denn nun du mich verlässest, verläßt mich meine Jugend. Reißt mir das letzte grüne Blatt aus den Haaren, es verspottet mich durch seine Erinnerungen. Ich will vergessen, wer ich war, ich will nicht denken, wohin ich gehe. Ich will vergessen, daß ich über Wolken geboren bin, vergessen, daß ich als Knabe schon mit kühnen Thaten spielte, daß ich mit schäumender Begeisterung

ins Leben stürzte, ich will meine Jugend, dein Lied vergessen. Fort mit den Bergen, fort mit den Gesängen, fort mit den Reben, weg mit euch Nixen. Leb wohl Dionys und grüß' die andern Götter. Goldne Gemeinheit, nimm mich auf, flache Gesichter, von nun an bin ich euer Bruder. Ich von Götter Gnaden in Poesie empfangen und geboren will sterben und verderben in eurer Prosa.

Und als du diese Worte gesprochen, Vater Rhein, da wandte sich ab der blühende Jüngling und eine dunkle Wolke flog über seine Stirn, über den Mond und todesmuthig warf ich mich zu dir in's Wasser und rief: nimm mich mit, Vater, ich will sterben und verderben mit dir; denn auch für mich sind deine Kränze zerrissen und für mein Volk, und unsere Geschichte spiegelt sich in deinen Wellen, und das Reich und unsere Größe ist mit dir stromab gefahren und in Schmach verloren und untergegangen. Philister über uns, Vater! Deutschland verräth seinen Strom und seine Jugend und die einst die Alpen überströmt und die Pyrenäen durchbrochen und die Trümmer der Welt in ihren Strudel rissen, sie schleichen jetzt träge, ohnmächtig, vertheilt, abgestochen und eingedämmt durch die Welt und sind zu nichts mehr gut, als

um die Heerden ihrer Könige zu tränken und deren Felder und Aecker zu bewässern.

Vater, da hobst du mit starken Armen mich übers Wasser und sprachst: Jüngling, verzweifle nicht. Verzweifle nicht, es kommt der Tag, wo wir uns wiedersehn.

Und nun, Vater, der Tag ist da und wir haben uns wieder gesehn.

Philister über uns! murmelte eine sterbende Stimme aus der Tiefe und ich jagte des Weges weiter, immer tiefer in die Dünen hinein.

Die Maatschapijen.

Nichts beweiset mehr für den aristokratisch-republicanischen Geist der Holländer, als die auffallende Menge der von ihnen zur Erreichung verschiedener Zwecke gestifteten Vereine. Wer den Holländer von einer seiner besten Seiten kennen lernen will, muß auf diesen Gegenstand seine Aufmerksamkeit richten. Er wird aus der Anzahl, Stärke, Einrichtung, Verzweigung und Wirksamkeit der **maatschapijen** in Holland einen sehr vortheilhaften Schluß auf den regsamen öffentlichen Geist machen, der in diesem Lande herrscht. Ich will nur einige dieser Gesellschaften namhaft machen und zwar solche, die entweder ihren Hauptsitz oder wenigstens eine bedeutende Mitbesteurung im Haag gefestigt haben. Zunächst führe ich an:

Die maatschapij tot nut van't algemeen.

Dieselbe ist im Jahr 1784 zu Edam errichtet, hat aber in der Folge ihren Hauptsitz nach Amsterdam

verlegt. Die Anzahl ihrer Departemente, durch ganz Holland zerstreut, beläuft sich auf 192, welche 13,188 Mitglieder befassen. Die Provinz Süd-Holland hat 35 Departemente aufzuweisen, wovon eins auf die Hauptstadt. Der jährliche Beitrag der Mitglieder 6 Gulden. Dafür empfängt Jeder ein Exemplar von den Werken, welche die Gesellschaft im laufenden Jahr herausgibt.

Das Haager Departement hat folgende vortreffliche Einrichtungen für die Stadt ins Leben gerufen:

1) Eine Lesebibliothek, seit dem Jahr 1798. Der Katalog befaßt die Titel von 1800 Büchern für das Volk und die Jugend. Die Bücher werden unentgeldlich ausgeliehn und am Donnerstag Abend für vierzehn Tage gewechselt.

2) Eine Schule, gestiftet im Jahr 1804, mit sechs Lehrern.

3) Eine Zeichenschule vom Jahr 1809. In derselben wird am Montag, Mittwoch und Sonnabend Unterricht im Zeichnen ertheilt, sowohl wie nach antiken Büsten, wie nach Handzeichnungen und Kupferstichen. Für den dreimaligen Besuch in der Woche wird Jahrs zwanzig Gulden entrichtet, für den zweimaligen Besuch nur sechzehn.

4) Eine Sparbank, aufgerichtet im Jahr 1818. Schon im Jahr 1830 besaß die Bank

einen Werth von 347,632 Gulden. Sie gibt vier von Hundert und nimmt Alles an, was über einen halben Gulden ist.

5) **Volksunterricht durch öffentliche Vorlesungen etlicher Werke der Gesellschaft**, seit dem Jahre 1825. Der Stadtrath hat dazu die kleine englische Kirche hergegeben, wo 150 Zuhörer auf Vorzeigung einer Karte zugelassen werden.

Maatschapij van weldadigheid.

Diese Gesellschaft verdankt ihren Ursprung dem unermüdlichen Eifer des bekannten Generallieutenants van den Bosch. Als dieser würdige Mann sich auf der Insel Java aufhielt und für geringen Preis sehr bedeutende Ländereien an sich gebracht hatte, führte ihm ein glücklicher Zufall einen aus China geflüchteten Mandarinen zu, dessen sinnreicher Kopf in kurzer Zeit seine Güter dermaßen verbesserte, daß sie beim Wiederverkauf dem Herrn van den Bosch, wie auch dem Mandarin selbst, der vom Verwalter zum Miteigenthümer gestiegen war, einen überraschenden Gewinn abwarfen. Voll von diesem Resultat kehrte Herr van den Bosch nach Europa zurück. Hier faßte er den Gedanken, wüste Strecken seines Vaterlandes, nach den Grundsätzen des chinesischen Mandarinen urbar zu machen, und zwar nicht zu eigenem Vortheil,

sondern zum Besten nothleidender Menschen, die sich darauf als Anbauer niederlassen sollten. In dieser Absicht gründete er die obige **Maatschapij**, eine Gesellschaft, die gegenwärtig nicht weniger als 15,000 Mitglieder zählt und vielen hundert fleißigen, dem Mangel und Elende entrissenen Familien Brod, Arbeit, Aussicht auf Wohlstand gewährt. Die Colonien Frederiksoord in Drenthe, Wilhelmsoord in Overyssel, Wilhelminasoord in Friesland sind nach der Beschreibung sachverständiger Reisender, wie z. B. des Herrn von Gruner, Muster in ihrer Art. Der Fleiß findet dort Mittel und Wege, etwas vor sich zu bringen, der tüchtige Arbeiter kann mit der Zeit freier Eigenthümer werden, kann den Besitz, den er mit seinem Schweiße gedüngt hat, beim Tode seinen glücklicheren Kindern überlassen. Das lasse ich mir gefallen. Sonst, ich hasse diese Hungergaben, diese Haide-Sibirien, diese Zuchthäuser in freier Natur, diese Armen-Colonien mit ihren todtblassen Gesichtern, die muthlos auf den Boden starren, mit ihren gespenstischen Weibern, die, ihre Säuglinge an der welken Brust, die langen dürren Hände zum Betteln ausstrecken, mit ihren Hütten, die das menschliche Elend selbst gebaut und aufgezimmert zu haben scheint, um sie von ihrer leibeigenen Tochter, der Hoffnungslosigkeit, bewohnen zu lassen;

ich hasse diese Colonien, wo das Land kein Wasser, die Mutter keine Milch, der Vater keinen Muth in der Seele und kein Mark in den Knochen hat. Dagegen bin ich überzeugt, daß die meisten von den 2200 Menschen, die in den holländischen Colonien einen Grund von 1100 Bundern Land ur- und fruchtbar machen, Schullehrer, Prediger und Bücher haben, die Wohlthat der Gesellschaft dankbar anerkennen und segnen. Sie haben nicht viel, aber sie haben die Hoffnung, sie sind arm, aber sie sind keine Bettler, sie wohnen einsam, aber sie sind nicht ausgestoßen von der Gesellschaft, sie werden von ihren Nachbarn vielleicht nicht beneidet, aber auch nicht bemitleidet, sie haben einen Weg hinter sich, einen Weg vor sich und niemals, wenn sie nur wollen, Noth und Kummer an ihrer Seite. Da läßt es sich leben. Und selbst jene zwei andern Colonien, welche die Gesellschaft außerdem errichtet hat, um eine wohlthätige Scheidewand zu ziehen, zwischen dem Fleiß der Armuth und der in Faulheit versunkenen Bettelei, selbst diese beiden Colonien sind menschlich, sind mit menschlichem Sinne auf menschliche Bedürfnisse berechnet, lassen der Furcht und der Hoffnung eine Thür offen, und gewähren *dem Bettler, der arbeitet* die nahe und gewisse Aussicht, kein Bettelcolonist zu bleiben, sondern in die achtbarere Gesell-

schaft der drei oberen Landbaucolonien einzutreten. Das eine dieser Stifte befindet sich an der Ommerschans in der Provinz Overyssel, das andere zu Veenhuizen in der Provinz Drenthe. Ersteres zählt 1400 Seelen mit 800 Bundern Grund, letzteres 1100 Seelen, mit einem mir unbekannten Inhalt von Moor und Ländereien.

Zu Veenhuizen hat die Gesellschaft noch zwei andere wohlthätige Einrichtungen getroffen. Sie hat 2 bis 3000 Bunder Landes bestimmt für Waisen, Findlinge, verlassene Kinder, alte Soldaten, nothdürftige Leute, welche sie auf eine ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihren Kräften angemessene Art auf dessen Raum in Thätigkeit setzt.

Endlich hat die Gesellschaft eine Landbauschule zu Wateren errichtet, wo sie einer Zahl von 60 jungen Leuten Gelegenheit gibt, durch die dort erworbenen Kenntnisse sich einmal zu Beamten in den verschiedenen Colonien der Gesellschaft aufzuschwingen. Vortrefflicher konnte die Maatschappij van weldadigheid den Kreis ihrer Colonisationsthätigkeit nicht schließen.

Maatschappij tot onderwijs van doofen en stommen.

Diese Gesellschaft zum Unterricht für Taubstumme hat ihren Hauptsitz zu Groningen, woselbst sie im Jahre 1790 durch den Prediger an

der Taufgesinnten Gemeinde, Edam, gestiftet wurde. Sie ist gegenwärtig in vier und siebenzig Departemente ausgebreitet.

Genootschap tot onderwijs van blinden.

Die Wörter genootschap, gezelschap klingen im holländischen bescheidener als maatschappij und werden daher von weniger ausgedehnten Vereinigungen gebraucht. Jedoch hat die obige genootschap, die im Jahre 1808 zu Amsterdam sich aufthat, in den vornehmsten Städten des Landes ihre Correspondenten und überall, auf dem Lande wie in der Stadt, ihre Theilnehmer. Der jährliche Beitrag ist fünf Gulden.

Genootschap ter zedelijke verbetering der gevangenen.

Diese Gesellschaft ist im Jahre 1823 durch den Herrn Suringar zu Leeuwarden errichtet.

Sie hat zum Zweck: sittliche Verbesserung der Unglücklichen beider Geschlechter, welche in Zucht-, Gefangen- und Werkhäusern eingesperrt sind. Sie hat aber bei diesem edlen Ziel nicht nur die Zeit während der Gefangenschaft vor Augen, sondern vor Allem die Zeit nach derselben.

Der jährliche Beitrag der Mitglieder beträgt drittehalb Gulden, was für die 4000 Mitglieder, welche die Gesellschaft bereits einige Jahre nach

ihrer Stiftung zählte, eine Summe von 12,500 Gulden zur Verwendung stellte. Wie hoch sich gegenwärtig die Zahl der Mitglieder beläuft, ist mir nicht bekannt.

Nederlandsche huishoudelijke maatschappij.

Niederländische haushälterische Gesellschaft. Sie bestand bereits seit dem Jahr 1778, und machte damals eine besondere Abtheilung der hollandsche maatschappij van weetenschappen aus. Im Jahr 1796 ward sie von der Nationalversammlung als selbstständig mit obigem Titel anerkannt. Süd-Holland zählt sieben Departements derselben.

Maatschappij tot bevordering der toonkunst.

Der Zweck dieser Gesellschaft geht dahin, den Sinn für Tonkunst zu erwecken, musikalische Kenntnisse zu verbreiten und zu diesem Behufe Preisfragen auszuschreiben. Ihre Hauptdirection ist abwechselnd zu Amsterdam, Rotterdam und im Haag. Ihre erste Versammlung hielt sie im Jahr 1829; diese bestand aus 700 Mitgliedern. Sie hat ihre verschiedenen Abtheilungen, welche aus nicht weniger als 20 Personen bestehen dürfen, an deren Spitze stets ausübende Künstler stehen.

Maatschappij voor natuur- en letterkunde.

Diese Gesellschaft führt den Namen Diligentia und besteht seit dem Jahr 1793. Sie soll zur Ausbreitung der Wissenschaften durch ihre gelehrten Mitglieder viel beigetragen haben. Der Zuschuß ist für zwei Jahr 11 Gulden. Die Mitglieder besitzen ein schönes Local im Haag. Damit verbunden ist die Societät, zur Lesung von Druckschriften, Zeitungen u. s. w., in welcher der gebildetere Theil der Einwohner vom Haag, das diplomatische Corps u. s. w. täglich verkehrt.

Maatschappij van fraaije kunsten en wetenschappen.

Die Gesellschaft schöner Künste und Wissenschaften ist gestiftet worden im Jahr 1773. Die Haager Abtheilung derselben war Anfangs auf Poesie gerichtet, en dichtkunstig genootschap mit dem Sinnspruch: Kunstliebe spaart geen vlijt. Später hat sie sich mit der obengenannten Gesellschaft vereinigt.

Maatschappij tot bevordering van welstand.

Diese Gesellschaft geht, wie die folgenden, von einem religiösen und sittlichen Princip aus. Die protestantischen Mitglieder haben sich dazu vereint, um, so viel in ihren Kräften steht, sittlichen

von ihren Glaubensbrüdern hülfreich unter die Arme zu greifen, die trotz aller Anstrengung, durch Noth und Krankheit vergeblich gegen widerwärtige Umstände ankämpfen. Die Gesellschaft macht zinsfreie Vorschüsse zum Ankauf von [illegible], Geräthen, Geschäftssachen und andern Bedürfnissen, jedoch mit solchen Bedingungen für die Rückgabe der Sachen und Gelder, welche sie nach ihren Einsichten für zweckmäßig hält. Dieselbe hatte im Jahre 1829 [illegible] Mitglieder und ein Capital von gegen 32,000 Gulden.

Maatschappij tot uitbreiding van het Christendom onder de Slaven en verdere heidensche bevolking der Kolonie Suriname.

Oder: Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Sklaven und der übrigen heidnischen Bevölkerung der Colonie Surinam. Dieselbe wurde im Jahre 1828 zu Surinam [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Entfernung war unmöglich, die Indianer
betrachteten ihn als ihren Engel, als göttlichen [illegible]
[illegible]. Den Caciquen ließ der [illegible] an
alle [illegible] nach und nach entfernt, ihn zu [illegible]
ten, aber auch nur zu halten, bisher er ihm [illegible]
[illegible] gegen die Portugiesen, ganz [illegible]
[illegible] mit ihm ein und [illegible] ihm
[illegible] die Neigung von [illegible] an die
[illegible] seiner Jesuiten, [illegible]
zu den Portugiesen [illegible]
[illegible] und [illegible]
den Caciquen Anfang und Ende aller [illegible]
gen, in [illegible] ihrem Volk zu halten. In der
That [illegible] die [illegible]
[illegible] mit den Eingebornen, die den
[illegible] der Caciquen in [illegible] auf die
Probe [illegible], als [illegible]
den Portugiesen, welche sie schon vor ihrer An-
kunft [illegible] und sie [illegible]
und Tapferkeit, wie durch jedes andere Mittel, das
ihnen zu Gebote stand, [illegible]
[illegible] zu verdrängen, [illegible] zur [illegible]
[illegible]. Allein schon im Verlauf dieser
Kämpfe und Siege, lehrte ihnen die Eingebornen
durch die Macht der [illegible] und [illegible]
[illegible] und darauf begann eine [illegible] und
ein [illegible] Geist der [illegible] gegen

die [illegible], die sich noch in die heutige Zeit hinzieht und bald hier, bald da, bald offen, bald heimlich ausbricht, keinen Ausbruch aber die Ent-[illegible] [illegible] durch [illegible], [illegible] und die Macht eines [illegible] [illegible], die ihr [illegible] so [illegible] [illegible] vor Augen hatte, [illegible] durch [illegible], [illegible], [illegible] [illegible], oder im Fall der [illegible] zu [illegible] [illegible] hat und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], die auf ihre Opfer [illegible] und nichts [illegible] [illegible], als das ganze [illegible] [illegible] zu-[illegible] zu Füßen legen, [illegible] sie, ihrer [illegible] [illegible] als [illegible] [illegible] nach, die völlige [illegible] der Herrschaft über [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible], dem [illegible] des [illegible] der Jahrhunderte, völlig [illegible], die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], was sie [illegible], aber noch mehr, was sie [illegible], ist [illegible] nicht vor der [illegible] der Jahrhunderte, welche sie über diese Men-schen [illegible], vor der Gewalt der [illegible], welche sie [illegible], vor dem [illegible] des [illegible], das sie allmählig [illegible]. Die [illegible] [illegible] mir zu [illegible], wenn ich an die [illegible] der [illegible], die [illegible] und [illegible] und ihre Nach-folger an den [illegible] und [illegible] [illegible]

ren, allein ich kann mich eines Gefühls der Bewunderung nicht erwehren über die glänzende Genialität dieser Männer. Lese ich hingegen die Geschichte der holländischen Colonisation in Asien, so überläuft mich kalter Schauer und ich ergrimme über den niederträchtigen Wuchergeist, der mit der rauchenden Mine und mit dem tückischen Blut alle Blüthen der Menschheit mit Füßen tritt, um nur Muskatblüthen und Kaffeebohnen dafür einzutauschen. Es ist nicht meine Absicht, den düstern Vorhang von diesen Scenen zu lüften, obgleich ich sehr wünschte, daß eine unpartheiische Hand einmal versuchen möchte, sowohl aus früheren Quellen, wie aus gegenwärtiger Anschauung das Betragen der Holländer auf den asiatischen Inseln, insbesondere auf Java ins rechte Licht zu stellen, eine Beleuchtung, die gewiß wenig die blühenden Geschichten der alten Gouverneure und Befehlshaber der Colonie überglänzen würde; ich will nur den Leser dieser Blätter darauf aufmerksam machen, daß auch Kenntniß der Thatsachen für ein edles, menschlich fühlendes Herz kaum möglich ist, sich der Abneigung gegen eine Nation zu erwehren, deren Merkantilismus sich so wohl mit dem kaufmännischen Egoismus vertragen hat. Montesquieu schreibt in seinem besten genommenen den Sieg der Holländer und die Verluste der Portugiesen in

Ostindien hauptsächlich dem Umstande zu, daß diese gegen die Eingebornen menschlicher gewesen, als die Spanier und nicht auf Bekehrungskriege ausgegangen. Montesquieu hat Unrecht, wenn er hierbei der Tugenden der Holländer erwähnt, die auf jeden Fall der portugiesischen glichen, wenn nicht oft in Verbindung mit größerer Falschheit [illegible], noch mehr aber Unrecht, wenn er der größeren [illegible], größeren Bekanntschaft und vor Allem der durch nichts gestörten ununterbrochenen Vaterlandsliebe derselben nicht gedenkt, welche die nöthige Klugheit im Verfahren gegen die Indianer durch nichts störte. Man höre und urtheile aus dem einen Beispiel, das ich anführen werde, auf welchen Fuß die Holländer zu Anfang des 17. Jahrhunderts sich gegen die Beherrscher der Indischen [illegible] haben. Der Vizeadmiral van Weert, der im Jahr 1603 auf der Flotte, die Georg Spilberg als Admiral commandirte, nach Ostindien geschickt war, suchte mit dem König von Zeylon Unterhandlungen anzuknüpfen, bestand aber darauf, daß der König die ersten Schritte thun und ihn auf seinem Schiffe besuchen sollte. Der König von Zeylon nahm diesen Anspruch so übel auf, daß er im Zorn zu seiner Leibwache die Worte: mattu [illegible] sprach, worauf der Vizeadmiral und seine Begleiter am Ufer nie-

dergemetzelt wurden. Man würde der Portugiese, der Franzose, jeder Andere vielleicht, der sich an der Spitze einer solchen Ausrüstung, wie die holländische war, gesehn hätte, in der ersten Entrüstung über die Verrätherei des Königs sich dem Gefühl der Ehre und Rache hingegeben haben, ohne Erwägung wie viele Schiffsladungen Zimmt dadurch für die Zukunft verloren gehen würden, allein die holländische Mannschaft setzte diesen letzten Punct keineswegs außer Augen, sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Stelle des todten Viceadmirals mit einem lebendigen zu ersetzen, der, als wäre nichts von Erheblichkeit vorgefallen, umgehend die zerrissenen freundschaftlichen Verhältnisse wieder anspann und durch dies unbefangene Benehmen sich beim König so sehr in Gunst setzte, daß ein vortheilhaftes Handelsbündniß abgeschlossen wurde und Georg Spilberg mit einer vollen Ladung von Zimmt im Jahr 1604 nach Vlissingen zurückkehrte.

Kaum kann ich bei dieser Geschichte aus dem ersten Zeitraum der holländischen Niederlassungen in Ostindien mich einer Menge bitterer Vergleiche enthalten, welche ihre Ausführung in der Folgezeit darbietet, ja, die aus diesem Jahrhundert und seit dem Wiederabtritt der niederländisch-asiatischen Colonien von Seiten Englands an Holland mir vor Augen schweben. Man schlage nur das Februar-

heft vom Jahr 1818 auf und lese einen Vorfall, der nach dem umständlichen Bericht englischer Zeitschriften, wie des Asiat. und Colon. Journal im Jahr 1816 sich auf Java ereignete, nachdem kurz zuvor eine Proclamation der Regierung den Einwohnern der Insel die schöne moralische Versicherung gegeben hatte, daß die Grundsätze, welche sie leiteten, gerecht, liberal und milde seien*). Kann, wird er ausrufen,

*) Die Sache ist im kurzen die: im Jahr 1816 machte sich ein zahlreicher Haufe Javaner, welcher sich über die Bedrückungen eines holländischen Beamten zu beklagen hatte, nach landüblicher Sitte auf den Weg, um einer entfernten höheren Behörde ihre Klagepunkte vorzulegen und um Abstellung der Mißbräuche zu bitten. Sie vergriffen sich unterwegs an keines Menschen Eigenthum und führten sich tadellos auf, wurden aber dennoch als Empörer angesehn, auf ihre Weigerung, sich ruhig zu zerstreuen, angegriffen, besiegt und in ein Salzvorrathshaus zu Indramayo eingesperrt, das nach der Versicherung eines englischen Residenten, gleich der berüchtigten schwarzen Höhle zu Calcutta, für die eingesperrte Menschenmenge viel zu eng war. Die Gefangenen suchten sich Luft zu machen, durch die Latten des Dachs und die Lehmmauer zu entkommen, wurden aber bei diesem Bestreben von den wachthabenden Soldaten im Ge-

kann das im neunzehnten Jahrhundert geschehn, welche Verbrechen und Greuel müssen dann das achtzehnte und siebzehnte Jahrhundert brandmarken.

Doch beende ich dies Capitel mit einer erfreulicheren Erinnerung aus den Zeiten des holländischen Ruhms; sage ich einige Worte von den kühnen Seefahrern dieser Nation, die als Entdecker auftraten. Diese würdigen Männer hatten keine persönlichen Vortheile im Auge, als sie sich den Gefahren unbekannter Meere Preis gaben, sie folgten nur einer unwiderstehlichen Neigung, sich in der weiten Welt umzusehn und ihre Namen durch neue Entdeckungen von Inseln und Seewegen im Vaterlande bekannt zu machen. Undank war der Lohn der Meisten unter ihnen, die ostindische Compagnie spielte ihnen zu Batavia die schlechtesten Streiche, nahm sie gefangen, beraubte

---

genwart und auf Befehl der Officiere wie Sperlinge niedergeschossen und nach Beendigung dieser Blutscene, die 300 Gefangenen das Leben kostete, nach Samboeng eingeschifft, auf welcher Fahrt der zweite Act des Trauerspiels verfiel und noch viele in die andere Welt befördert wurden, so daß zuletzt von 594 wehrlosen Gefangenen nur 113 am Orte ihrer Bestimmung eintrafen. — Lebt ein Gott im Himmel! —

sie ihrer Güter, bemächtigte sich ihrer Tagebücher, Instrumente und Charten und ließ ihnen oft nichts, als das Leben, ihren Ruhm, einen Winkel in einem Packschiff, worin sie nach Europa zurückkehrten und eine Klage an die Statthalter und Generalstaaten, auf die man nicht achtete. Ein sehr lebendiges Interesse erregen ihre Reiseberichte, Quartanten, Folianten mit Kupfern, werth, daß man allein ihrethalb sich die leichte Mühe gibt, die holländische Sprache zu erlernen, die seemännisch-holländische Naivität ihrer Darstellungen ist unübertrefflich. Ueberhaupt die ganze niederländische Literatur kann mir gestohlen werden, außer Hooft's Geschichte des Abfalls der Niederlande, Vondels Gedichten und diesen Seemannstagebüchern, der einzigen würdigen Producte, welche die holländische Feder dem holländischen Malerpinsel entgegenzusetzen hat.

Anfangs versuchten die Holländer einen Seeweg nach Indien in nördlicher und östlicher Richtung, weil die gewöhnliche Fahrt von spanischen und portugiesischen Schiffen durchkreuzt und also unsicher und gefährlich gemacht wurde. Jacob Heemskerk war der letzte, der das schauerliche Nordeis zu durchdringen strebte. Er segelte im Jahr 1596 mit zwei Schiffen aus, gab der Insel Spitzbergen ihren Namen, fror, nachdem das eine Schiff

im Sturm gegen die russische Küste getrieben war, bei Nova Semla im Eise fest, wo er mit sechszehn Matrosen in der schrecklichsten Kälte eine dreimonatliche Nacht zubrachte, aus Treibholz sich Hütten aufzimmerte und sich des Todes durch Eisbären, Frost und Hunger männlich erwehrte. Das Schiff war noch im Brachmond zugefroren, sie setzten sich daher auf Kähne und landeten unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten an der Küste von Lappland. Hier fand er zu Kola das andere Schiff und kam 1597 nach Amsterdam glücklich zurück. Dies war, wie angeführt, das letzte Unternehmen dieser Art; denn nun entschlossen sich die Holländer, keine neue vergebliche Versuche mehr nach Norden und Osten anzustellen, sondern in befahrenen Meeren ihren geschwornen Feinden Trotz zu bieten. So ward im Jahr 1613 die Insel Ascension durch Willem Schauten und Jacques le Maire entdeckt, die Straße le Maire, das Kap Horn, die Inseln Barneveld im Jahr 1616 durch le Maire, auf einer Reise um die Welt, auf welcher er starb. Schon Olivier van Noort hatte zwischen 1595 und 1601 muthvoll die Welt umsegelt, er brachte von vier Schiffen nur ein einziges nach Holland zurück. Ein Theil von Neu-Holland erhielt im Jahr 1632 durch einen Seefahrer van Lieven den Namen

seines Entdeckers. Jacques l'Hermite und Jan van Skapenham machten ihre dritte Reise um die Welt in den Jahren 1683—1686; in Kallao de Lima verbrannten und versenkten sie dreißig spanische Schiffe. Van Diemens Land ward 1642 durch Abel Tazman aufgefunden, die Insel Barbadoes im Jahr 1680 durch Sharp, zu allen welchen Inselentdeckungen auch noch die durch Holländer neu entdeckten Seewege hinzuzurechnen sind.

Java und die Javanesen.

Um das Unglück der Javanesen und ihren Schmerz in seiner ganzen Tiefe zu begreifen, muß man wissen, daß sie Nachkömmlinge eines alten gebildeten Volkes sind, das einst diese paradiesische Insel bewohnte und verschiedene mächtige Königreiche bildete. Sie sind im Besitz einer Art von Literatur, haben dramatische Spiele, geschichtliche Werke, Lieder des Kriegs und der Liebe, große Erinnerungen von Königen und Helden, steinerne Denkmäler, Ruinen, die durch ihren Kunststyl, ihre kolossale Anlage noch gegenwärtig den einsamen Forscher in Erstaunen setzen, das Herz der Eingeborenen mit wehmüthiger Trauer erfüllen. — Die heutigen Javanesen selbst sind ihrem Körperbau nach schlank und stark, regsam, sinnlich-poetisch von Geist, künstlich und zierlich in allerlei Handarbeiten, wie ich denn im Königlichen Museum im Haag unter andern die allerkünstlichsten Dolche und

Waffen bewundert habe, die nur wenige Stahlarbeiter und Waffenschmiede in Paris und London nachzuahmen im Stande sein möchten. Ihre Krieger sind gewandt, in Unternehmungen kühn und unermüdlich, voll unauslöschlichem Haß gegen die Unterdrücker ihres Volkes. Es ragen von Zeit zu Zeit Talente unter ihnen hervor, die sich Jahre lang gegen die holländischen Bajonette im Kampf erhalten, Haufen sammeln, die Gebirge flüchtig durchstreifen, siegen und geschlagen werden, überall und nirgends sind, dort immer am ehesten, wo man sie am wenigsten erwartet. Sie verspritzen ihr Blut für die Freiheit mit demselben Jubel, mit demselben Liebesleichtsinn wie — die Polen in Europa, auch mit demselben Erfolg. Alle ihre Unternehmungen hatten bisher ein tragisches Ende, und das nicht allein, weil sie der europäischen Taktik in offener Schlacht nicht gewachsen waren, sondern hauptsächlich, weil die Holländer unter ihren eigenen Fürsten den Samen der Verrätherei ausstreuten. Der letzte Aufstand ist erst seit kurzer Zeit gedämpft, einer der furchtbarsten, welche die Holländer zu bestehen hatten; er erfüllte die Regierung mit Schrecken und Besorgnissen. Auf die Dauer, so versicherte mir ein holländischer Arzt, der sehr lange auf der Insel gelebt hatte, müsse die Besitzung für Holland verloren gehn,

es bedürfe dazu nur noch zwei oder drei Stöße von der Natur des letzten. Wer wünscht nicht, daß dieses prophetische Wort recht bald in Erfüllung gehe, oder, wenn die Vorsehung es anders beschlossen und die ausgestorbene geschichtliche Lebenskraft dieser Insulaner und ganz Asiens nur durch europäischen Bildungssamen neu geschwängert werden kann, wer möchte nicht den Engländern oder Franzosen hundertmal lieber als den Holländern die Oberherrschaft über Java und die andern asiatischen Inseln wünschen. Scheinen doch namentlich die Engländer von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, um durch Uebernahme des Geschäftes großartiger Colonisationen die einst in grauester Vorzeit von Asiens Hochgebirgen, als ihrer Urwiege, ausgegangene, von dort in Europa eingedrungene, durch das Christenthum und die Völkerfreiheit eigenthümlich umgestaltete Bildung, nach einem vieltausendjährigen Kreislaufe über Länder und Meere nach Asien zurückzuführen. Wenigstens ist dies der große Gedanke, der mir oft das Herz erwärmt, der mir aber, sobald ich an die Stelle der Engländer mir die Holländer denke, sogleich als die bitterste Satyre erscheint. Der Britte — ich liebe ihn nicht — er ist stolz und ich liebe die Stolzen nicht — aber er trägt den Strahl der Humanität an seiner stolzen Stirn.

Einen guten Anfang hatten die Engländer schon gemacht, wovon das schöne Werk des Sir Raffles, ehemaligen englischen Gouverneurs von Batavia, ein erfreuliches und ehrenvolles Zeugniß ablegt. Es handelt von Java, dem Lande, den Einwohnern, ihrer Geschichte, Literatur, Sitte und Lebensart und von den Einrichtungen, welche die englische Regierung zur Verbesserung ihres sittlichen und bürgerlichen Zustandes in der kurzen Zeit getroffen, zwei Bände in Quart, das ausführlichste Werk, das uns über Java aufklärt. Unter dem Vorsitz dieses verdienstvollen Mannes bildete sich außerdem eine Gesellschaft der Wissenschaften, deren Eifer man die reichste Ausbeute für die geologische, botanische, geschichtliche und statistische Kunde des Landes verdankt, Forschungen, die sich nicht allein auf Java beschränkten, sondern die sämmtlichen östlichen Inseln umfaßten und selbst bis nach Japan sich erstreckten. Auf Kosten und Veranlassung der Gesellschaft ward eine Reise durchs Innere von Java unternommen, welche über den Zustand desselben sehr schätzbare Aufklärungen gab. Nachstehende Resultate, die hauptsächlich die alten Denkmäler auf der Insel betreffen, in sofern diese selbst noch in ihrer Zerstörung die sprechendsten Beweise liefern von ehemaliger Macht und Pracht großer javanischer Reiche, theile ich nach dem am

11. December 1815 gehaltenen Vortrag des Präsidenten willfährig meinen Lesern mit, ihre Theilnahme dafür stillschweigend voraussetzend.

Die Insel Java, sagt der Präsident, ist sechshundert englische Meilen lang und fünfundneunzig Meilen breit. Die geologische Natur der Insel scheint ausschließlich vulcanischen Ursprungs zu sein, ohne einige Mischung mit den Urfelsen des Festlandes. Java weicht von der Richtung Sumatra's und der Halbinsel Malacca östlich und westlich ab. Dieser Richtung folgen auch die größeren naheliegenden Inseln Bali, Sumbawa, Endi und Timor, so wie auch einige kleinere Inseln. Diese Richtung sowohl als auch die geologische Beschaffenheit aller genannten Inseln zeigt deutlich das Dasein eines ausgedehnten vulcanischen, mit dem Aequator beinahe parallel laufenden Schlundes in diesem Theil des Erdballs. Daher ist auch der Umstand erklärlich, daß, während Sumatra viele Metalle enthält, Java von denselben entblößt ist, dagegen Sumatra viele ausgedehnte völlig unfruchtbare Landstriche aufweist, während Java mit wenigen Ausnahmen einen durchgehends im höchsten Grade fruchtbaren, alle Gattungen des Pflanzenreichs in größter Ueppigkeit hervorbringenden Boden hat.

Bei dem ausgedehnten Thermometerstande

der Insel hat der Naturforscher wenigstens sechs verschiedene Flora's zu beobachten, welche in eben so viel verschiedenen durch die größere und geringere Erhöhung des Bodens über die Meeresfläche hervorgebrachten Climaten einheimisch sind.

Die größten Berge auf der Insel sind sieben bis achthundert Fuß über der Meeresfläche erhaben. Auf der höchsten Spitze des Berges Sindoro stand im Mai 1813 das Fahrenheitische Thermometer auf 36°, während der Nacht wechselte es zwischen 36 und 14°.

Wenn Java den Naturforschern eine so ausgedehnte und wunderbare Mannigfaltigkeit von Gegenständen darbietet, so findet der Alterthümler, der Philolog nicht mindere und selbst größere Seltenheiten in der Beschauung der glänzenden Ueberbleibsel alter Tempel und Städte, in Erforschung der Landessprache und Literatur und im Studium der Sitten und Gebräuche der Eingebornen.

Die ausgezeichnetsten jener Denkmäler finden sich zu Prambanam, Boro-Bodo und Singa-Sari. Der Ursprung dieser weitläufigen Ruinen ist im tiefsten Alterthum zu suchen und ohne Zweifel bezeichnen sie den Sitz der Könige, die in frühester Zeit über Java geboten. Ein gelehrter Forscher, der diese Ruinen kürzlich bereisete, drückt sich so darüber aus:

Nichts gleicht dem traurigen Gefühl, das beim Anblick dieser Verwüstungsscenen sich dem Forscher aufdringt, wenn er über den Ursprung dieser einst bewunderten, jetzt verödeten Hallen nachdenkt. Hier zeigten sich in großer Vollkommenheit schöne Künste, deren Spur auf Java verschwunden ist; hier sieht man die Sinnbilder einer Religion, die in unsern Tagen kaum noch dem Namen nach dem Volk bekannt ist; hier erblickt man die unverkennbaren Spuren grenzenloser Thätigkeit, außerordentlicher Geschicklichkeit und Geduld; hier erkennt man in den noch lesbaren Inschriften den edlen Geist eines schönen Wetteifers und des Schutzes, der vormals den Künsten und Wissenschaften verliehen ward; hier sieht man den unerschöpflichen Reichthum an Hülfsquellen, welche Java in jenen Zeiträumen besaß. Nie sah ich solche erstaunungswürdige vollendete Beweise menschlicher Arbeiten und des verfeinerten Geschmacks der frühesten Zeit auf einen so mäßigen Raum zusammengedrängt.

Nächst den Ruinen von Prambanam sind die von Bodo die merkwürdigsten. Sie liegen im Bezirk von Boro. Der mit einer Kuppel verzierte Tempel von Bodo liegt am obern Theil eines schmalen Hügels und bildet ein regelmäßiges Viereck mit sieben Terrassen. An jeder Seite des Vierecks führt eine breite Treppe zu dem Ein-

gänge. In abgesonderten Nischen oder viereckigen Tempeln, welche in den Mauern der Terrassen angebracht sind, befinden sich mehr als dreihundert Bildsäulen von Heiligen in sitzender Stellung, jede über drei Fuß hoch. Aehnliche Bildsäulen zieren die Kuppel des Tempels und an den äußern und innern Mauern sind Gruppen, welche geschichtliche Bilder und gottesdienstliche Festhandlungen vorstellen, in vortrefflicher halberhabener Arbeit angebracht. Sowohl die Gestalten, als die Trachten sind sichtbar indisch, und man ist zweifelhaft, ob man die Größe und Erhabenheit des ganzen Baues, oder die Schönheit, den Reichthum und die Sorgfalt der Bildhauerarbeiten am meisten bewundern soll. Die Aehnlichkeit der Namen und Gestalten, mit denen des Gottes Budha hat zu der Vermuthung geführt, diese Tempel wären ausschließlich seinem Dienst gewidmet gewesen; allein zur Widerlegung dessen mag dienen, daß in benachbarten kleinen Tempeln noch eine Menge Bildhauerarbeiten und Bildsäulen sich befinden, welche offenbar dem Dienst des Brama angehören. Vielleicht gab es auch eine Zeit, wo beide Gottheiten zugleich verehrt wurden.

Auch zu Singa Sari im Bezirk von Pasuruan gibt es merkwürdige Ruinen, welche trefflich gearbeitete Bildsäulen des Brama und and-

der Gottheiten enthalten. Nicht minder sehenswerth ist in einem andern Bezirk eine kolossale Statue eines auf den Knien liegenden Mannes, zwölf Fuß lang und zwischen den Schultern neun und einen halben Fuß breit, mit verhältnißmäßigen Abständen der übrigen Körpertheile von einander. Diese Bildsäule scheint von einer benachbarten Terrasse herunter gestürzt zu sein, obwohl es schwer zu begreifen, wie sie ohne mechanische Hülfsmittel, deren Kenntniß man für jene Zeit, woraus die Bildsäule stammt, kaum voraussetzen kann, auf die Höhe der Terrasse gebracht werden konnte. Eine zweite Figur vom nämlichen Umfang, hat man neuerlich in der Nähe der ersteren aufgefunden. Ohne Zweifel wird man, nach Aushauung des nahen dichten Waldes, Spuren des Tempels finden, zu welchem diese beiden Bildsäulen anscheinend den Zugang bildeten. Unweit Singa Sari, wo vor Alters der Sitz des Reiches sich befand, und im Bezirk von Malang sind ebenfalls sehenswürdige Ruinen von Tempeln ähnlicher Bauart und Verzierung.

Alle diese Gebäude, welche in mäßiger Entfernung von einander liegen, bezeichnen einen Zeitpunct hoher Kunstbildung, und bestätigen die einzelnen Thatsachen der Landesgeschichte, welche in

mehreren inländischen historischen und dramatischen Werken enthalten sind.

Zu den javanischen Alterthümern gehört in archäologischer Rücksicht der Berg Gunung Prahu auf der Westseite der Insel, welchen die Einwohner als den Sitz des Gottes Arjuna und der Halbgötter und Heroen verehren, die sich einst im heiligen Kriege hervorthaten. Hier sieht man noch die Ruinen eines Palastes, von dem die Sage berichtet, er habe einst goldene Bildsäulen enthalten.

Große Aufmerksamkeit verdienen auch die mannigfaltigen Inschriften, welche man in mehreren Theilen der Insel findet und die bereits durch Raffles's veröffentlicht sind. Die Schriftzüge sind zum Theil unverkennbar indisch, mehrere der ... sind durch die Gesellschaft entziffert.

In der Nachbarschaft des ehemaligen ... Jang'arle, außer dem jetzigen ..., hat man mehrere große Steine von der Gestalt unserer Grabsteine aufgefunden, welche mit Inschriften der Kawisprache und altjavanischer Schriftzüge bedeckt sind. Sie enthalten Gebete und Anrufungen der Gottheit. Auch Kupferplatten und Handschriften, ... zu Schreiben ..., sind der Gesellschaft übergeben. Die Kupferplatten enthalten Jahres- und Tageszahlen und das

besonders wichtig für javanische Sprache und Wissenschaft. Nur dadurch, daß man eine möglichst große Anzahl von Angaben der Art mit den Ueberbleibseln der Kunst, Sprache und Einrichtungen zusammenstellt und mit den zuverlässigsten Nachrichten über andere östliche Länder vergleicht, darf man hoffen, zu befriedigenden Resultaten zu gelangen.

Der holländische Apis.

[illegible]

Man wird es vielleicht für ein Märchen halten, wenn man hört, daß Holland noch in unseren Tagen einen ähnlichen [illegible] [illegible] [illegible]. Ich erzähle, wie Herodot, als Augenzeuge; ich war in dem Lande, [illegible] in dem Tempel, worin der holländische [illegible] [illegible], ich sah den [illegible], ich sah, wie die [illegible] ihm Opfer und Weihrauch darbrachten.

[illegible] er nicht [illegible], befand sich im [illegible] [illegible], wo [illegible], als ich [illegible] des [illegible]. Der gute Freund, der [illegible], [illegible] mich [illegible] Antwort aus dem [illegible] und führte mich an Ort und Stelle. Wir [illegible] sich aufgehalten [illegible], [illegible] das sogenannte [illegible], in der Mitte des alten [illegible], als ein [illegible] [illegible] und [illegible], noch [illegible] an der [illegible] [illegible], noch [illegible] durch einen [illegible] [illegible] von der [illegible] getrennt. In diesem [illegible] befindet sich der [illegible], wenn die [illegible] sich [illegible] Ufern [illegible]. Mein Begleiter zog die [illegible], die Thür öffnete sich, und der [illegible] machte keine Schwierigkeiten uns einzulassen, da mein Freund die [illegible] gebracht hatte. Eine breite Treppe führte uns nach oben, hoch genug, um unter einem [illegible] nicht zu [illegible], [illegible] zu [illegible]. In der Mitte [illegible] war eine Thür angebracht, die [illegible] des [illegible]. [illegible] und dem [illegible] [illegible], [illegible] wir aus einer [illegible], die [illegible] und [illegible] und breit war, um einem [illegible] [illegible] zu geben. Es war in der That die Thür, die nach dem Heiligthum führte, ein [illegible] in [illegible] und [illegible] [illegible]. Es [illegible] uns nicht [illegible], aber es [illegible], ich [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — Friedrich Heinrich [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Wilhelm [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Karl I. von England, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

welche sich auf die Eroberung von Brasilien be-
ziehen. Diese bilden bekanntlich eine kurze, aber
glänzende Episode unter den Eroberungen der Hol-
länder, interessant von der Seite, daß die Hollän-
der hier auf dem amerikanischen Boden Brasiliens,
[illegible], ausgeführt durch Johann Moritz von
Nassau, im deutsch-ritterlichen Charakter mehr
[illegible] und mehr als Eroberer, wie als Krämer sich
[illegible]. Der Versuch war kühn, hatte anfangs
den ungewöhnlichsten Erfolg, und scheiterte eben so
plötzlich an der [illegible] Macht der Portu-
giesen. Von Dichtern und von Malern haben sich
viele Gegenstände [illegible], man [illegible] auf ihren
Tafeln [illegible] mit schönen Frauen und Mädchen
mit Blumen und Früchten aus jenen Zeiten. Dann
kommen [illegible] Spanier in den Niederlanden,
eine spanische Fahne [illegible] in der Hand eines Hol-
länders, eine gefangene [illegible] Spanierin, junge
Mütter von fünf Kindern, [illegible] von schönen Sol-
daten auf den [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], gut gemalt, aber [illegible] gemalt, und
viele Scenen an die [illegible] Kriegsthaten erin-
nern, durch deren [illegible] [illegible] Hände die
Freiheit der sieben Provinzen unter Wilhelm, Mo-
ritz und Friedrich Heinrich erkämpft wurde.

Nun stellt man sich wieder in den Saal zu-
rück und wirft die Augen über die übrigen Malerei,

[illegible]

und die nöthig war, ein leidlich Stück zu haben, dann hat er wieder Blumen und Früchte so leicht, zart und lieblich gemalt, als hätte er sein Leben nichts Anderes gethan, als den Pinsel von [illegible], [illegible] und Blumen zu führen. Ich glaube, er hat sich zu allerliebst gemalt, wie er da oben steht und seinen Arm um eine Säule schlingt, um ein so gediegenes Künstlergesicht zu haben. In dem Mittel [illegible] der Friede, oder vielmehr die Friedin, denn sie ist eine sehr schöne junge Frau, zwei [illegible] Genien halten ein flatterndes Blatt, worauf ich, Meister Ferdinand zu Gefallen, folgende Inschrift las: [illegible] [illegible] [illegible] de [illegible] [illegible] triumphum.

In dieser mächtigen Wandnische gehört ein Pfeiler, worauf man den Triumphator, entfernt von allem Getümmel, mit sich und dem Himmel allein in seiner letzten Stunde sieht. Er fühlt, der Tod ist auf seinem Angesicht, aber drei himmlische Wesen: Glaube, Liebe, Hoffnung, stehn ihm zur Seite, und unterstützen ihn, ein Genius in den Wolken hält seine letzten zum Himmel gerichteten Blicke auf, er scheint seinen Geist nach sich zu ziehen, und die [illegible] Mittler, deren Bild [illegible] im Saal, kann die [illegible] Worte aus dem Buch des Lebens lesen; [illegible]. Eine christliche Apotheose.

Holländische Geldsorten.

Für Fremde und Reisende ist es nicht unwichtig, genau zu erfahren, wie es mit dem Gelde in einem Lande steht. In dieser Absicht bemerke ich daher Folgendes:

In Holland haben bekanntlich [illegible] von Münzen, goldene, silberne und kupferne. Zu bemerken, daß [illegible] die goldenen nicht so häufig sind, wie die kupfernen, und [illegible], daß man in Holland die kupfernen nicht silberne nennt. — — — — — — —

Ein neuer holländischer [illegible] hat zehn Gulden und eben so viel [illegible] zum [illegible].

Ein alter holländischer [illegible] hat die Eigenschaft, in langer Zeit sich [illegible] zu machen.

Ein holländischer Gulden ist ein [illegible] Geld, das aus der Hand ist, ehe man sich's versieht.

9.

Ein geborner Holländer kann ihn besser festhalten.

Ein Dubbeltje ist ein glattes leichtes Silberstück, das aus der Tasche fliegt, wenn man nieset oder sich ausschnaubt.

Ein Stüver oder ein Stuivertje und ein Pletje sind kleine Münzen, die man noch am seltensten ausgibt. Die Ursache scheint zu sein, weil man sie am seltensten einnimmt.

Die holländische Kupfermünze heißt Zent oder Zentje, hundert auf einen Gulden, fünf auf einen Stüver, zehn auf ein Dubbeltje. Weil sie übel riechen und die Taschen besudeln, ist ein menschenfreundlicher Reisender nirgends wohlthätiger, als in Holland. Selten wird er hartherzig sein, wenn ein Bube oder Mädchen hinter ihm herruft, en Centje mijn Heertje, mijn Heertje en Centje, en Centje mijn Heertje.

10.

Obige Bemerkungen über die holländischen Geldsorten können insbesondere solchen Reisenden sich nützlich machen, welche sich entweder in die vielen schönen Kunstsachen vergaffen, die in Amsterdam, Rotterdam und dem Haag käuflich sind,

oder die mit Gewalt sich amusiren wollen, was man in Holland durchaus nicht kann.

ß II.

Noch zu bemerken, daß der Dubbeltje unter allen Geldsorten in Holland die größte Rolle spielt, weil ein Glas Genever, wenigstens in allen gentilen Kaffeehäusern, wo man des Morgens nichts Anderes trinkt als Genever mit und ohne Zucker, einen Dubbeltje kostet; wogegen ich allerdings aus dem Munde meines Barbiers gehört, daß die tausend Schenken oder Tapperaijen, die es im Haag gibt (notorisch gibt es mehr) und die allwöchentlich durch ein Halbdutzend beladener Treckschuiten von Schiedam mit Fässern versorgt werden, das Glas Genever für sieben Zentjes an den gemeinen Mann schenken. Mein Barbier muß es am besten wissen, er ist selbst einer von den tausend Tappern im Haag.

Amsterdammer und Haager Gemäldesammlung.

Als Heineken im Jahr 1768 die Stadt Amsterdam besuchte, fand er auf dem Stadthause eine Zahl von 120 Gemälden, unter welchen er den großen Schützenaufzug von Rembrand und die Malereien von van Helst, Franz Hals, Jakob Jordaans, Govert Flink, Ferdinand Bol und Jan van Bronkhorst als sehr betrachtungswürdig auszeichnet. (Siehe Heinekens Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, 2. Theil). Die genannten Maler machen noch jetzt den Kern des Amsterdammer Museums aus, welches den Namen „Museum des Königreichs der Niederlande" führt, während das Museum im Haag „königliches Museum" heißt. Im ersteren Namen liegt, wie mir scheint, ein Mißgriff, der Name „Amsterdammer Museum" möchte passender sein, nicht

allein, weil dasselbe Gemälde aus der ehemaligen Südhälfte des Königreichs der Niederlande befaßt und es daher unstatthaft scheint, den Namen so weit auszudehnen, sondern auch weil das Museum, so viel ich weiß, Eigenthum der Stadt ist; weil es die Maler am vollständigsten enthält, welche zu Amsterdam blühten, und weil es seinen Ursprung jenen wackern Malern verdankt, welche die Mahlzeiten, Feste und Aufzüge der Amsterdammer Schützengilde darstellten. Die Gemälde befinden sich gegenwärtig nicht mehr auf dem Stadthause, sondern sind im obern Stockwerk eines großen öffentlichen Gebäudes in verschiedenen Zimmern und einem langen Saal aufgestellt, weniger hell und elegant wie die Gemälde des Haager Museums. Die Anzahl der Gemälde beläuft sich nach dem gedruckten Katalog von 1830 auf 415 Stück, darunter 371 von namhaften meist holländischen Meistern, an deren Spitze Rembrand, Gerhard Dau, Jan Steen und van der Helst mit weltberühmten Meisterwerken stehn. Aus der flamländischen Schule findet man vier Teniers, sechs van Dyk, drei Sammet-Breughel, eben so viel Rubens und zwölf sehr schöne und feine Gemälde von dessen Lehrmeister Otto Venius, auf welchen die Thaten des Claudius Civilis vorgestellt sind; diese hingen vormals im Saal des alten Schlosses im Haag, in welchen

die fremden Gesandten bei ihrer Aufnahme eingeführt wurden.

Ueber das Haager oder vielmehr königliche Museum entlehne ich die Notizen aus der Vorrede der: principaux tableaux du Musée royal à la Haye gravés au trait avec leur description. A la Haye 1820, mit spätern Supplementen; ein Werk, worüber ich nachher einige Worte sagen werde.

Der Prinz von Oranien, Wilhelm V., Vater des jetzigen Königs, wird betrachtet als der Stifter dieser Gallerie. Indessen besaß schon Wilhelm III., König von England, eine Gemäldesammlung auf seinem Schlosse von Loo, in der Nähe von Utrecht. Er soll beträchtliche Einkäufe für dieselbe auf einer Versteigerung in Amsterdam gemacht haben, auf welcher er mehrerer Stücke von van Dyk, Rubens und italienischen Malern habhaft wurde. Mehrere Gemälde, welche gegenwärtig die Gallerie im Haag zieren, stammen aus dem Schlosse von Loo, unter andern die junge Hausfrau von Gerhard Dau. — Wilhelm V. ließ die Gemälde aus seinen verschiedenen Lustschlössern sammeln und bildete aus ihnen eine Gallerie im Haag, welche durch Einkäufe sich vergrösserte. Nach der Ankunft der Franzosen und der Flucht des Statthalters nach England im Jahr 1795 ward die Gallerie nach Paris entführt und machte dort während

zwanzig Jahren den Hauptzierrath der holländischen Schule aus.

Nach der Schlacht von Waterloo forderte man die Sammlung zurück, es wurden Leute nach Paris gesandt, um diese Angelegenheit zu besorgen, worauf die meisten Gemälde wieder in Holland ankamen. Der Konig kaufte in der Folge das ehemalige Haus des Prinzen Moritz von Nassau, Gouverneurs von Brasilien, in welchem gegenwärtig die Gallerie das obere Stockwerk, das Curiositätencabinet das untere einnimmt. Die Sammlung ward durch den König bedeutend vermehrt, hauptsächlich mit verschiedenen Stücken der italienischen Schule und den neuesten Erzeugnissen niederländischer Künstler. Für den Eintritt bedarf man eines Zettels, den man sich des Morgens früh im Gebäude selbst holen muß — beiläufig eine nutzlose Umständlichkeit, welche die Directoren, des Amsterdammer Museums wohlverständig nicht nachgeahmt haben. Vielleicht läßt es sich eben diesem Umstande zuschreiben, daß man auf dem königlichen Museum nur selten Leute aus dem Volk, und vom Lande sieht, dagegen die bunten Volksgruppen, die im Amsterdammer Museum die Werke ihres Landes beschauen, einen sehr erfreulichen und im Uebrigen durchaus nicht störenden Anblick gewähren.

Nach der notice de tableaux du Musée royal à la Haye (ohne Jahrzahl mit zwei Supplementen) beläuft sich die Zahl der Gemälde auf 364, darunter siebzehn von unbekannten Malern. Aus der flamländischen Schule sieht man vier Rubens, fünf van Dyk, zwei Teniers, einen Höllen-Breughel und Rottenhamer, zwei Sammet-Breughel, einen dito und Rubens, einen Philipp de Champagne. Von neuesten belgischen Malern, größtentheils, wie die neuesten holländischen, unbekannte Namen, finden sich sehr Viele, als Bast zu Gent, Asche, Brice, Cels, Coene, Delvaux, Dietz zu Brüssel, Ducorron und Geens zu Gent, die Blumenmalerin Evrard zu Ath, die Malerin Kindt zu Brüssel, de Jonghe zu Courtrai, Kremer zu Antwerpen, Lebroussart zu Brüssel, Navez ebendaselbst, Nicollie zu Antwerpen, Noter zu Gent, Odevaere zu Brüssel, Paelink zu Brüssel, Payen, Piqué, Rey, Spruyt, die Malerin Thys, Verbockhofen, ebendaselbst, Speiart und Vlieger zu Gent, von Stappen, geboren zu Antwerpen und gegenwärtig in Rom, Verlinden, de Vree und Vappers zu Antwerpen; worunter Paelink, welcher die Toilette der Psyche gemalt, und Kremer, welcher die Malerei, die Poesie und die Musik in der Familie von Roemer Fischer vereint hat, meinem Geschmacke nach die Krone

verdienen. Das Verzeichniß der gegenwärtigen holländischen Maler, deren Arbeiten in der Gallerie hängen, ist kürzer, Hary im Haag, Blumenmaler Brand zu Amsterdam, Hovn im Haag. Kobel zu Rotterdam. Kruseman im Haag, geboren 1797, Kruzeman zu Haarlem, Nikolai, geboren zu Leuwarden, Jan van Os, Blumen- und Wildmaler, geboren im Haag 1782, jetzt in Frankreich, wo er Landschaften malt. Pieneman, geboren 1779, gegenwärtig Professor der königl. Akademie zu, Amsterdam. Pitloo, geb. zu Arnheim, gegenwärtig zu Neapel. Portman, Wildmaler zu Amsterdam. Abels Ryk, Esman, Ravenswav zu Hilversum, Landschaft- und Thiermaler. Schelfhout im Haag, geboren 1787, Landschaftmaler. Teerling von Dortrecht, zu Rom, Landschaftmaler, geb. 1777. Westenberg zu Amsterdam, Landschaftmaler, geboren 1791.

Es gibt, wie mich bedünken will, keinen unter allen diesen Malern, welchem die Natur „einen Brief an die Nachwelt“ in die Wiege gelegt hätte. Unterdessen macht sich doch manches schöne Stück durch den verjüngten Eifer, womit hier die Kunst gepflegt und getrieben wird, bemerklich. Unter den Kirchen-, Landschaft-, Thier- und Blumenmalern, findet sich hier und da ein Talent, das an die ältern Vorgänger in dieser Gattung

lebhaft genug erinnert. Der Historienmaler Kruseman arbeitet gegenwärtig an einem großen Gemälde, welches die kleine Schlacht bei Hasselt vorstellen soll. Er bringt seine Figuren dem Leben sehr nahe.

Ein junger Künstler, welcher dem Genie der alten Maler noch am nächsten kam, Paul Josef Noël, ist 1823 zu Amsterdam gestorben. Es hängt von ihm ein Stück in der Haager Gallerie, welches die Zuschauer sehr anzieht und lange festhält durch Jan Steenschen Humor und Jan Steensche Natürlichkeit in der Darstellung einer lustigen Marktscene, wo zwei Betrunkene sich balgen, der Eine wirft den Andern mit dem Gesicht in einen Korb voll Eier u. s. w. Noël hätte die holländische Schule wieder in Ruf gebracht.

Eine Auswahl vorzüglicher Gemälde des Cabinets, mit ihren Umrissen und charakteristischen Zügen in Kupfer gestochen, enthält das oben angeführte Werk. Die Arbeit ist von mehrern Kupferstechern theils gut, theils mittelmäßig, theils schlecht ausgeführt, doch sieht man noch immer des Guten mehr als des Schlechten, zu welchem Letzteren besonders ein Herr Bemme das seinige beigetragen hat. Die Herausgeber haben auch Landschaften aufgenommen. Eine Landschaft in Umrissen ist ein gar zu trauriger Rest für die Phantasie. — Der letzte

und beste Stich ist die Sektion von Rembrand, wo man den Professor Tulp sieht, der in Gegenwart seiner bärtigen Schüler einen ausgestreckten Leichnam secirt, ein ekelhaft abstoßendes, aber wundervoll kräftig ausgeführtes Gemälde, das früher auf der Anatomie zu Amsterdam hing.

Außerdem hat man Steindrücke nach der Gallerie angefangen; ich sah nur einige auf der Platte, und weiß nicht, wie der Abdruck ausgefallen. Nach dem zu urtheilen, was ich sonst in dieser Art hier zu Lande gesehn, läßt sich davon wenig erwarten. Man ist noch sehr hinter den Leistungen deutscher, französischer und englischer Steindrucker zurück. Auch der Kupferstich ist mittelmäßig. Die goldene Zeit ist vorüber, wo ein Lukas von Leyden, ein Abraham Bloemaert, ein Rembrand, Jan Lievensze, Berghem, du Jardin, Hollar, Svanefeld, Bolswaert, Karl Fischer, Jan Lütma, Houbraken und viele Andre, den alten herrlichen Golzius nicht zu gedenken, der von Geburt ein Deutscher war, den Ruf ihres Vaterlandes auch durch Aetznadel und Grabstichel ausbreiteten.

Gegenstände der heutigen Malerei.

Man darf nur den Katalog einer holländischen Kunstausstellung flüchtig durchlaufen, um zu sehen, daß die Gegenstände, welche die jetzigen Maler zu bearbeiten lieben, noch dieselben sind, worin die alten Maler sich gefielen, Gegenstände aus dem gemeinen Leben, Landschaften, Thierstücke, Stadt- und Dorfansichten zu verschiedenen Zeiten des Tages und Jahres u. s. w. Ideale und geschichtliche Stücke sieht man nur selten; häufiger jedoch bei den belgischen Künstlern. Unter hundert Gemälden haben achtzig solche und ähnliche Vorwürfe, wie ich sie im Nachstehenden, aus dem Katalog der Kunstausstellung im Haag von 1830 zur heitern Uebersicht mittheile.

Eine Stadtansicht zu Leyden. — Ansicht der haarlemmer Pforte zu Amsterdam.

Eine Ansicht aus Overyssel.

Eine Landschaft mit Vieh — mit Schenken — mit Figuren und Pferden — mit stehendem und liegendem Vieh.

Ein Wintergesicht — eine beschneite Gelder'sche Landschaft.

Ein Binnenplatz — ein Binnenhaus — ein Bauernbinnenplatz.

Ein Jüngling, der auf der Viole spielt.

Ein Kaufmann mit Bildern.

Ein alter Mann, der ein junges Mädchen liebkost.

Ein Frauchen bei einer Pumpe.

Eine baumreiche Landschaft.

Ein Junge mit einem Affen und Hunde.

Ein Pferdestall.

Ein Fruchtstück — ein Blumen- und Fruchtstück.

Todtes Wild.

Ein Schäfer mit einem Stier, liegenden Ochsen und Schafen.

Ein rothbunter Ochse.

Ein Waisenmädchen im magnetischen Schlaf.

Ein Fischmarkt.

Ein Bauernviehstall.

Ein chinesisches Zelt (erinnert an den Verkehr mit China, und die chinesischen Gemälde, welche man im Raritätencabinet sieht, nach der neuen Manier gemalt, das heißt, einigermaßen perspectivisch).

Eine Familie zu Wagen.

Eine junge Grünhökerin sitzend auf einem Hundewagen.

Ein Verschlag mit einem arbeitenden Altflicker.

Ein Kaufmann, der bei Abendlicht auf seinem Comptoir schreibt, während der Hausknecht auf seine Befehle zu warten scheint.

Liebeserklärung eines Dorfmusicanten.

Ein blinder Spielmann und ein Sänger in Bauerngesellschaft.

Zurückkunft eines Glücksspielers zu seiner Familie u. s. w. u. s. w.

Jan Steen.

Der Maler Jan Steen ist noch immer eine lebendige Person, so lange er auch todt ist. Er wandert mit seinem ewig lachenden Gesicht über den Markt, besucht die Wirthshäuser und kommt selbst in die Kinderstuben, wo alle Kinder ihren Jan Steen persönlich kennen und wissen, was für ein Vogel er gewesen. So sah ich in einer kleinen Gasse im Haag unter andern Bilderbogen für Kinder, welche vor dem Fenster einer Höckerfrau hingen, auch einen Bilderbogen mit Jan Steens lustigem Lebenslauf, wie man dergleichen in Niedersachsen von Till Eulenspiegel, dem Rübezahl der Lüneburger Haide, verkauft. Wirklich spielt auch Jan Steen einigermaßen die Rolle des Eulenspiegels für das holländische Volk, das sonst keine lustige Person besitzt. Man hat den Eulenspiegel nach Holland verpflanzen wollen, allein er ist in schlechte Hände gefallen und machte daher kein

Stück. Er ist auch für die reinlicheren Holländer zu schmutzig. Nachdem ich Arnold Houbrakens Schilderbuch gelesen, bekanntlich eine Fortsetzung des Schilderbuchs von Karl van Mander, bin ich an die Quelle der saubern Geschichten gestoßen, die von Jan Steen in Umlauf sind. Ich bin kein Maler und weiß nicht, mit welchem Grad von Liederlichkeit das ausdauernde Künstlertalent verträglich ist. Was ich aber von Adrian Brauer lese, der selten nüchtern war, und der nach einem landstreicherischen Leben im Spital von Antwerpen verkam, macht mich glauben, daß ein Holländer ziemlich weit gehen darf. Mir scheint nun namentlich weder die Menge noch die Art der Jan Steenschen Stücke unverträglich zu sein mit dem Lebenswandel, welchen Jan Steen bei Houbraken führt. Die Menge nicht, denn man weiß, daß er malte, um zu leben; die Art nicht, denn man weiß, daß einerseits sehr viele Stücke von ihm nur leicht und locker, obwohl meisterhaft gemalt sind, andrerseits fast alle Stücke humoristischer, ja burlesker Natur sind. Bäcker malte er lieber als Schöffen, Quacksalber lieber als Bürgermeister, sein eignes Hausleben lieber als vornehme Gesellschaften. Man sieht es auch seinem Gesicht auf den ersten Blick an, selbst wenn er sich im ehrbaren Putz und Staat vorstellt, wie er auf dem Amsterdammer Museum hängt, daß

er ein derber, lustiger Gast war und in seinem Leben manchen Schluck über den Durst getrunken haben mag. Geschichtliche Bilder, vornehme Personen, Helden, Könige, Heilige u. s. w. waren nicht sein Fach. Wurde etwas dergleichen bei ihm bestellt, oder überkam ihn einmal Lust ein Gemälde darnach, so brachte er lächerliche Parodien zur Welt. Lächeln und lachen muß man, was er auch beginnt. So hängt in der Copenhagener Gallerie, einer der schönsten und reichsten in der Welt, Davids Triumph, unterzeichnet Jan Steen 1671. Außen vor der Thüre sieht man einen Altar aufgerichtet, mit einer Inschrift im holländischen [illegible]. Auf dem Altar brennt ein [illegible], rund herum sitzen spielende und singende Personen, darunter seine zweite Frau oder Geliebte, Mariette Herkulens und er selbst mit einer [illegible] und einem [illegible] im Nacken. Am Fuße des Altars liegt Goliaths Haupt, über welchem ein kleines Mädchen, vermuthlich sein eigenes, die Trommel schlägt. Sauls Tochter, im weißen Atlas gekleidet, reicht ihre Hand dem kleinen [illegible] David, der Goliaths Riesenschwert mit allen Kräften nach sich schleppt u. s. w. Kurz, ich glaube, man kann annehmen, daß keine etwas [illegible] Natur ihm eben so gut durch den Kopf geschlagen ist,

wie sie ihm durch die Leinwand schlug, und ich mache mir daher kein Gewissen daraus, einen der beliebten Holzschnitte aus dem Schilderbuch — gleichsam mit dem Stock in der Hand — vor dem deutschen Publikum zu erläutern. Der Bogen, der vor mir liegt, [illegible], der Schnitt ist [illegible], unter jedem Bilde steht ein Reimspruch. Folgender findet sich unter dem ersten:

Hier sit Jan Steen van Brouwerij
Bij vrouwe zijn Lief, zij beide blij.

Jan Steen sitzt in zärtlicher Stellung mit seinem Liebchen auf der Bank vor der Hausthür, draußen sieht man ein Schild mit der Ueberschrift Brouwerij. Das Märchen stellt offenbar Grietje van Goyen vor, seine erste Frau, die Tochter eines Malers im Haag, bei dem Jan Steen in die Lehre ging. Der Vater sah sich genöthigt, sie so schnell als möglich seinem Lehrlinge in die Ehe zu geben, und da dieser sich noch nicht getraute, sie mit dem Pinsel zu ernähren, warf er sich in ein Braugeschäft zu Delft, dazumal das [illegible] von Holland.

Hier wint Jan Steen als man de kost
In [illegible] bij zijn Brouwerij post.

Mit geht [illegible], Bierfässer liegen am Boden, ein Knecht schürt den großen Braukessel und ein

andere gezeigt, und Jan Steen blickt [illegible] gefällig nach der Thür, wo ein [illegible] hält.

[illegible] Jan Steen het [illegible]
[illegible]

Unter dem Fenster [illegible]. Er [illegible] mit einem [illegible], der [illegible] ein guter Freund [illegible], die [illegible] sieht ihm nach, es ist [illegible] in der Nacht, der [illegible] an der Ecke.

[illegible] Jan Steen [illegible]
[illegible]

Jan Steen steht vor dem [illegible], Pinsel und Palette in der Hand, er ist heiter gestimmt und sieht sehr behaglich aus.

[illegible] Steen [illegible]
[illegible]

Er kommt in die Thür einer Werkstätte und hält doch in der Hand einen [illegible] voll [illegible], seine Frau [illegible], seine [illegible] werfen sich zu Boden, die Frau [illegible] und dem [illegible], die [illegible] mit der [illegible], und als [illegible] der ganzen [illegible] Wirthschaft [illegible] auf dem [illegible] und [illegible] der [illegible]; [illegible] hat Jan Steen [illegible] in den [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

Die [illegible] auf einem [illegible] sitzt er im [illegible], ihm gegenüber ein [illegible], der [illegible] zu hört, was er sagt.

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible], wie einer, der sich gegen eine [illegible] [illegible], sitzt er am Fenster, seine Frau [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] sich, daß die [illegible] [illegible] ist.

[illegible]

[illegible]

Er [illegible] einem [illegible] [illegible] [illegible] von einer [illegible] auf dem [illegible].

[illegible]

[illegible]

Man sieht hier, wie er die [illegible] in seinen [illegible] [illegible], und [illegible] gegen seine [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible], daß die [illegible] nicht [illegible] ist. —

[illegible] [illegible] sich die [illegible], [illegible] [illegible] sieht man ihn von [illegible] an [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible], die [illegible] Zeit [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] hat er nie gemacht.

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] [illegible] [illegible]?

[illegible] — [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]. Ich lese, dann [illegible] Tod zu mir, Du bist in den [illegible] [illegible] [illegible], als ich [illegible]. Ich bin [illegible] und [illegible] [illegible] herunterge- kommen, ich [illegible] [illegible] jungen [illegible] Welt, die ich [illegible] hatte in meiner [illegible] Brust. Du meinst, sagte ich, in Deiner [illegible] [illegible], Deine Bilder, [illegible], [illegible], in wel- chen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Du in der Welt einzig bist. Wie Du willst, [illegible] [illegible], meine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Stück. Sieh nur den alten [illegible], wie [illegible] er [illegible] Ohren- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] dem alten [illegible] an, daß er in [illegible] [illegible] ist. — Sieh da, als [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] Ritter [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] Welt [illegible] sich auf die [illegible] und [illegible] Weise von allen. Wie sie ihre [illegible] [illegible] tragen, wie sie ihre [illegible] [illegible] halten, wie sie sich [illegible] und [illegible], mit welch [illegible] Schritten sie gegen einander [illegible], wie sie sich [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] an die Brust drücken — Rembrandt stellt sich [illegible] im [illegible], Ferdinand [illegible] seine [illegible] [illegible] in die [illegible] und Jan [illegible] hält sich den Bauch vor Lachen. —

[illegible] [illegible]! Das ist zu Ende, er [illegible], er [illegible], er [illegible] seinen [illegible] [illegible] in alle

[illegible] — Jan Steen, [illegible] immer [illegible] immer [illegible] Schüler [illegible] Willkommen, Ihr [illegible] Rembrandt, willkommen Ihr [illegible] Schüler allzumal. [illegible] Jan Steen, [illegible] — Ich [illegible] Jan Steen. — [illegible] Rembrandt [illegible] — Ich [illegible] Rembrandt [illegible] Rembrandt [illegible] Jan Steen

chen gespielt hatte. Alle Maler lachten. Frans Hals schüttelte sich auf seinem [illegible] Schemel. Jan [illegible] rief nach einem [illegible] Gelächter, nein, man könnte sich zu Tode lachen, wäre man nicht [illegible] schon gestorben. Rembrandt sagte ärgerlich zu Jan Steen, Du bist ein Narr und bleibst ein Narr und wenn Du auch noch tausend Jahre im Grabe liegst. Narr! rief Jan Steen. Dann wandte er sich an Jan [illegible], der [illegible] vom [illegible] [illegible] [illegible] hatte. Komm, [illegible], sagte er zu ihm, komme mit mir.

[illegible] [illegible] [illegible] sagte, ich bin neugierig, wohin sie wandern. Wir gingen hinterdrein. Auf der [illegible] wandte das Paar, das sich in Arm gefaßt hielt, gegen eine Schenke, welche sich vergeblich bemühte an der Seite vorbeizukommen. Halt da! schrie Jan Steen, alter [illegible], ehrsamer Freund des [illegible] [illegible], [illegible] der [illegible], [illegible] der [illegible], [illegible] [illegible], wollen doch [illegible] [illegible], so bleib Du [illegible], wir machen Dir Platz, denn Jan [illegible] und ich, wir haben den allerunendlichsten Respect vor [illegible] und [illegible]. Sieh einer [illegible], [illegible] Respect, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], von der [illegible], [illegible] zu, [illegible] [illegible], [illegible] Euch nicht auf, wenn's gefällig. Ein [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] nach [illegible] und [illegible]! — [illegible]

lich, daß diese Eremitenthüme [illegible] sind, sie machen mich unwohl. Da hätte man doch wieder auf erbauliche Landgemälde, auf den herrlichen Berghem, den wilden Salvator, den frommen romantischen [illegible], den silbernen Du Jardin — guten Tag [illegible] — Du Jardin, wie lange ist es her, daß Du nicht in Italien warst. Paul de Potter auch. Paul, Paul! wie konntest Du der Prinzessin Amalie von Solms-Braunfels eine pikante Kuh auf die Leinwand malen. Einer Prinzessin eine pikante Kuh! Du hast ein Gewissen wie ein Schlachterhund. Paul Potter streicht sich die weißen Haare aus dem Gesicht und sagt, es ärgert mich noch im Grabe, daß ich mir so viel Mühe gegeben für die Prinzessin. Ganze Tage lang auf der Weide, [illegible], [illegible], mit Papier und Stift, über jeder Kuh, die ihren Schwanz aufhebt in den Lüften, malt meine Kuh in der natürlichen Stellung vor der Welt, [illegible] jede Bewegung, jede Muskel aus, die eine lebende Kuh beim Pissen verrichtet, dann kommt mir einer von den [illegible] [illegible], beleidigt das Bild, und giebt mir den freundschaftlichen Rath, die Prinzessin damit nicht zu [illegible]. Was ich! Ist denn nicht eine Kuh, die gut pißt, hundert Dukaten mehr werth [illegible], als eine Kuh, die nichts macht. [illegible] [illegible] den Schwanz vom Anstand,

Beleidigung des Zartgefühls nicht vergleichen; aber ich sehe nicht ein, wie eine pissende Kuh das Zartgefühl einer Prinzessin beleidigen kann. Malte der große Rubens einen pissenden Prinzen (†), warum sollte ich nicht eine pissende Kuh malen? Hab ich doch den Geruch nicht mitgemalt. — Du hast Recht, Paul, lachte Jan Steen; allein in Deiner Stelle hätte ich der Kuh einen silbernen Nachttopf untergepinselt, so hätte die Prinzessin wohl gesehen, daß Deine Kuh keine gemeine alltägliche Kuh sei, die schlankweg auf den Boden pißt, sondern vielleicht eine verzauberte Prinzessin, die in ihrem viehischen Zustande sich noch des Silbergeschirrs vom Hofe ihres Herrn Papa's bedient. Nun, auf Wiedersehn, Paul, auf Wiedersehn Du Liebling unsers Schutzpatrons Sankt Lukas, der eben so wie Du ein Ochsenmaler war, wie man aus seinem apostolischen Thierzeichen ersieht. — Gelobt und gepriesen sei unser Schutzpatron Lukas, sagte Paul Potter, Lukas, der uns alljährlich an seinem Namenstage vom alten Herrn die Erlaubniß auswirkt, wieder einmal im Licht umher zu spazieren. Dort unten aber ist es schauerlich, man sieht weder Ochsen noch Kühe, noch grüne Wiesen, nur Sand und wieder Sand und schreckliches Gewürm. — Wer spricht da so verächtlich vom Würmern,

schwirrte und krächzte eine Fledermausstimme aus einem Winkel des Saals. — Otto Marzelis, was machst Du da oben? rief Jan Lievensze. — Ich zähle die Augen einer Kreuzspinne, antwortete die Stimme aus der Höhe. — Wo steckt der Schnüffler, fragte Jan Steen, ich höre seine Stimme wohl, aber ich sehe ihn nicht. — Höher hinauf, dort oben in der Ecke. — Oben an der Wand, mit dem Kopf unter der Gypsdecke, saß oder hing ein kleiner grüner Knirps, der mit beiden Armen sich schwebend erhielt am Stiel einer Eule, deren rauhes Ende er gegen den Fußboden stemmte. Dies kleine Gespenst hatte ganz das ängstliche Lupengesicht des berühmten holländischen Insektologen Swammerdam, dessen Büste ich in einer Kirche zu Delft gesehen, ganz diese Mennonitenwangen, diese vom Bücken aufgeschwollene Nasenwurzel, die gesperrten runden Nasenlöcher, den gekniffenen Mund. — Kerl, rief Jan Lievensze, plagt Dich der Teufel, willst Du gleich herunter, warte, ich will Dich holen; und damit ergriff er den Eulenstaken mitsammt dem Männchen, das oben daran saß und wie ein gespießter grüner Käfer mit den Beinchen zappelte. Dann trug er ihn mitten durch die hohe Saalthür, die Uebrigen hinterher und Jan Steen rief mit einer Ausruferstimme: hier ist zu sehen der große

Schnüffler, Otto Marzelis, weiland Maler und Inhaber einer Menagerie von Flöhen, Raupen, Spinnen und allem möglichen Gezieser und Ungezieser, das auf Erden kriecht oder in Lüften schwirrt. Heran, heran! hier ist zu sehen u. s. w. Halt, schrie das kleine Männchen, halt Jan Lievenßze, thu mir den einzigen Gefallen und laß mich an den Floh kommen, der dort auf der Staffelei sitzt. — Gewährt, sagte Jan Lievenßze und hielt ihn über die Staffelei, worauf ein halbfertiges Blumenstück nach Huysum lag, woran ich eine junge Dame hatte arbeiten sehn. — Welch ein Engel von Floh! schrie der Mistkäfer; hat man je solch einen Floh gesehn. Glücklich ist der Leib, welcher ihn getragen, selig sind die Brüste, welche ihn gesäugt. — Marzelis, rief Jan Steen, Du verdienst, daß ich Dich zum Ritter vom Floh schlage, hier hast Du Deinen Orden — er packte den Floh und setzte ihn dem Kleinen auf das grüne verblichene Mäntelchen — und hiermit empfange den Ritterschlag — er schlug ihn mit der Mütze so stark in den Nacken, daß der Kopf des Kleinen vorüberfuhr, sein Rüssel gegen die Spitze der Eule stieß und er selbst schreiend herabfiel. Allgemeiner Jubel. Darüber ging die Thür des Directors auf. Der Director trat heraus mit verstörtem Gesicht und rief, was ist das hier, meine Herren? —

Nichts! sagte Jan Steen ganz unbefangen; ich schlug so eben den Otto Marzelis, vulgo der Schnüffler genannt, zum Ritter vom Floh. — Wer sind Sie, mein Herr, fragte der Director. — Mein Herr, ich bin Jan Steen. — Possen! Was bedeuten diese Kleider, diese Larven, worin Sie sich vermummt haben; das Museum, meine Herren, ist kein Ort, um Faschingsspiele aufzuführen. Zeigen Sie mir Ihre Einlaßkarten, wenn's gefällig — meine Herren, ich bin der Director des Museums und verlange Ihre Einlaßkarten zu sehen. — Deine Einlaßkarte, Deine Einlaßkarte, Deine Einlaßkarte, riefen greulich-lustig im nachäffenden Ton die Maler sich einander zu, indem Jeder die Hand gegen seinen Nachbar ausstreckte. Mein Herr Director, sagte ein Maler im braunen Mantel, gestützt auf den verrosteten stählernen Griff eines alten Reiterdegens, mein Herr Director, halten's zu gut, wir haben keine Einlaßkarten. — So soll das Wetter fahren in den Concierger, brauste der aufgebrachte Director, und war im Begriff, nach unten zu stürzen, um dem armen Mann den Kopf zu waschen. Halt, rief der Mann im braunen Mantel, wobei er mit dem Fuße auf den Boden stampfte, daß die großen Reitersporen, die er trug, mit den Fenstern zusammenklirrten; halt, mein Herr Director, wird sind

nicht durch die große Thür gekommen, der Concierge ist unschuldig. — Also aus dem Keller, fragte der Director. — Aus dem Keller! antwortete eine Stimme aus dem Haufen, welche noch tiefer kam, als aus dem Keller. Wer sind Sie, stotterte der bebende Director. — Ich, ich bin Philipp Wouvermann — und ich bin Adrian Brauer — und ich bin Franz Mieris — und ich bin Gabriel Metzü — und ich bin Gerhard Dow — und ich bin Jan Lievensze — ich van Schalken — ich Terburg — ich Ari de Bois, sagte mein Begleiter, und Jan Steen sang

Es weiß die ganze Nachbarschaft,
Was ich für'n Vogel bin.

Meine Herren! stammelte der arme Director — Auf Leute, sagte der Maler im braunen Mantel, der sich Philipp Wouvermann genannt, auf, laßt uns dem Director zeigen, daß wir die Maler sind, für welche wir uns ausgeben. Pinsel und Paletten her, sagte er darauf im befehlenden Ton zum Director. In mechanischer Angst holte der Director Pinsel und Paletten aus seinem Zimmer. Jeder an sein Stück! rief Philipp Wouvermann, und fuhr mit der flachen Hand über ein Gemälde, welches die Ankunft einer Gesellschaft zu Pferde in einem Wirthshause vorstellte. Was seine Hand berührte, verblich und erlosch — in

drei Secunden war vom schönen Stück nichts übrig als die graue Todtenfarbe, wie die Maler die erste Deckfarbe nennen. Der Director stieß einen Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung aus, mich durchrieselte ein eiskalter Schauer. Die andern Maler thaten dasselbe, jeder fuhr mit der Hand über ein Gemälde, Jan Steen über einen Jan Steen, Metzü über einen Metzü, bis eben so viel Gemälde, als Personen im Zimmer, außer mir, dem Director und dem Fortwinkelnden Ritter vom Floh sich in Aschfarbe verwandelt hatten. Das wäre gethan, sagte Philipp Wouvermann; nun frisch an die Arbeit, Jeder stelle sein Stück wieder her. — Die Maler mischten die Farben auf der Palette und fingen an zu pinseln. Nie hat die Welt solche Pinselei gesehn, die Pinsel fuhren auf und nieder, fuhren kreuz und quer wie gemeine Thürstreicherpinsel, und jeder Strich war ein Bein, ein Kopf, ein Hals, ein Fuß, ein Arm, ein Glas, ein Tisch, ein Fenster, ein Baum — Gerhard Dow, der im Leben nie anders malte, als mit selbst verfertigten Pinseln, mit Farben auf Krystall gerieben, Gerhard Dow, der an einem fertigen Besenstiel noch für drei Tage zu malen fand, derselbe brachte einen Besenstiel in weniger als drei Secunden zu Stande. Wouvermann rief frisch, frisch, frisch, die Pinsel gingen husch, husch,

husch, ich rieb mir ungläubig die Augen, der Director schlug die Hände über den Kopf zusammen, und die Maler waren fertig, ehe wir es uns versahen, ja ehe wir es sahen. Hier, Director, rief Jan Steen, hier ist mein Zahnarzt — hier ist mein Jäger, rief Gabriel Metzü — hier ist der meinige, rief Ari de Vois — hier ist mein Trompeter, rief Terburg — hier meine schmauchenden Bauern, rief Brauer — hier meine junge Hausfrau mit dem Wiegenkinde, rief Gerhard Dow — hier mein kleiner Seifenbläser, rief Franz Mieris — hier mein Uringlasgucker, rief van Schalken — hier — der Director sah und hörte nichts mehr, er lag ohnmächtig neben dem Ochsen von Paul Potter. Vor Schreck und Mitleid wachte ich auf.

Die holländische Schule.

Es streift ans Unbegreifliche, welche Menge von Malern von entschiedenem Talent und großen Leistungen das sechszehnte Jahrhundert in Holland erzeugt hat. Ich pflege zu sagen, es gab damals mehr große Maler in Städten, wie Delft, Leiden, Harlem, Amsterdam u. s. w., als es gegenwärtig Anstreicher und Thürpinsler gibt. Und das ist wahrlich nicht übertrieben. Glaubt man nach jahrelangem Studium holländischer Meister so ziemlich alle Namen von Bedeutung zu kennen, so muß man sich fast täglich von seinem Irrthum überführen lassen, und bald aus diesem, bald aus jenem Winkel ein unbekanntes Gesicht auftauchen sehen. Die erste Anregung kam freilich von Antwerpen, und nach Antwerpen aus Italien. Allein die holländischen Künstler fanden sich bald im nationellen Element zurecht und haben dasselbe, mit

Ausnahme einiger Wenigen, glücklich bis auf diese Zeit fest gehalten *). Ihre Stücke sind in der ganzen Welt zerstreut, und es erregt nicht allein die Zahl der Künstler, sondern auch die Zahl ihrer Producte, Staunen und Bewunderung. Wie der Seidenwurm nichts thut und thun kann als spinnen, bis er sich todt gesponnen, so scheinen auch diese echten Künstler nur malend gelebt und mit der Palette in der Hand gestorben zu sein.

Die mir bekannten und besonders werthen Künstler finde ich in meinen Papieren, auf meine Weise nach gewissen Haupt- und Lieblingsfächern eingetheilt, mit Namen und Jahreszahlen aufgezeichnet, und theile das Verzeichniß hier dem Leser mit, der mir vielleicht einigen Dank dafür wissen wird. Kurze charakteristische Noten, die ich beigeschrieben hatte, streiche ich aus, sie gehören mehr mir, als dem Publicum an. Von den Meisten giebt es Stücke auf dem Museum zu Amsterdam und im Haag; wo dies nicht der Fall, habe ich angemerkt. Noch einmal bemerke ich, daß mein

*) Kruzeman im Haag, gegenwärtig einer der geachtetsten Portrait- und Historienmaler, italienert, wie früher Karl de Moor, Lairesse und der ältere Blumaert.

Zweck nicht Vollständigkeit war. Ich schreibe keinen Namen, von dem mir nicht dies oder jenes Meisterstück vor der Phantasie schwebt.

Alte biblische Maler.

Lukas von Leiden, oder, wie die Franzosen ihn nennen, Lukas von Holland, geb. 1494, gest. 1598 zu Leiden.

Johannes Schoorl, geb. 1495 bei Alkmaar, gest. 1562 zu Utrecht.

Heemskerk, geb. 1498 zu Harlem. Von ihm sieht man nicht in dem Museum, sondern auf dem Stadthause zu Delft vier Gemälde.

Fabelmaler.

Abraham Blumaert, geb. 1564 zu Gorkum, gest. 1658 zu Utrecht.

Gerhard von Lairesse, geb. 1640 zu Liege, gest. 1711 zu Amsterdam.

Geschichtmaler.

Rembrand vom Rhein, geb. 1606 bei Leiden, gest. 1674 zu Amsterdam.

Ekhaut, Ferdinand Bol und andere Schüler Rembrands.

Jan Lievensze, geb. 1607 zu Leiden, gest. —? zu Antwerpen.

de Moor, geb. 1650, gest. 1738.

van der Werf, geb. 1659 zu Rotterdam, gest. 1722 daselbst.

Gesellschaftmaler.

1) Vornehme Gesellschaft, Damen in Seide und Sammt u. s. w.

Franz Mieris, geb. zu Delft 1535, gest. zu Leiden 1681.

Terburg, geb. 1608 zu Zwol, gest. 1681 zu Deventer.

Schalken, geb. 1643 zu Dortrecht, gest. im Haag 1706.

2) Ehrbares bürgerliches Hauswesen.

Gerhard Dow, geb. 1613 zu Leiden, gest. 1680 daselbst.

3) Lustiges bürgerliches Hauswesen.

Jan Steen, geb. 1636 zu Leiden, gest. 1678 ebendaselbst.

Gabriel Metzü, geb. 1615 zu Leiden, gest. 1658 ebendaselbst.

4) Bauerngelage.

Adrian Brauer, geb. 1608 zu Harlem, gest. 1640 zu Antwerpen.

Adrian Ostade, geb. 1610 zu Lübbek, einem brabantischen Dorfe, gest. 1685 zu Harlem.

Kornelius Bega, geb. 1620 zu Harlem, gest. 1664.

5) Schützengilden.

Flink, geb. 1616 zu Kleve, gest. 1660 zu Amsterdam.

Keizer, geb. 1630, gest. 1693 zu Amsterdam.

van der Helst, geb. 1613 zu Harlem, gest. 1670 zu Amsterdam.

ver Schoten.

6) Räuberscenen.

Pieter deLaar, genannt Bambutschio, geb. zu Lare 1613, gest. 1675 zu Harlem — nicht auf den Museen.

7) Kleine ideale Bilder.

Ary de Vois, geb. 1631 zu Leiden, gestorben (?).

Portraitmaler.

Barendz, geb. 1534, gest. 1632 (?).

Miereveld, geb. 1568 zu Delft, gest. 1641.

Franz Hals, geb. 1584 zu Mecheln, gest. 1666 zu Harlem.

Honthorst, geb. 1592, gest. 1680.

Kasper Netscher, geb. zu Heidelberg oder Prag 1639, gest. im Haag 1684.

Bemerkung:

Lukas von Leiden, Rembrand und seine Schüler, Franz Mieris, Gabriel Metzü, Jan Lievensze, Karl de Moor und überhaupt sehr Viele der bisher genannten Maler, haben sich auch in Portraiten ausgezeichnet.

Landschaftmaler.

Pulenburg, geb. zu Utrecht 1586, lange in Italien.

Berghem, geb. 1624 zu Harlem, gest. 1683.

Wynants, geb. 1600 zu Harlem, Lehrer von van der Velde und Wouverman.

Herman Sachtleven, geb. zu Rotterdam 1609, gest. zu Utrecht 1685.

dü Jardin, geb. 1640 zu Amsterdam, gest. zu Venedig 1678.

Pynaker, geb. 1621 zu Pynaker in der Nähe von Delft, gest. 1673.

Svaneveld, geb. 1620 zu Woerden, gest. 1690 zu Rom. Er führte den Zunamen Eremit, auch Herman der Italiener.

Ruisdal, geb. zu Harlem 1640 (1636) gest. 1681 ebendaselbst.

Die Brüder Both, geb. zu Utrecht, lange Zeit in Italien. Andreas starb 1650, Johannes bald nachher.

Seemaler.

Vroom, geb. 1566, gest. 1617 zu Amsterdam.

Simon de Vlieger, gest. 1602 zu Amsterdam.

Bakhuisen, geb. zu Embden 1631, gest. 1709 zu Amsterdam.

Lingelbach, geb. zu Frankfurt 1625, gest. zu Amsterdam 1711.

Abraham Stork, geb. zu Amsterdam 1630.

Wilhelm van der Velde, geb. zu Amsterdam 1633, gest. zu London 1707.

Verschür.

Thiermaler.

1) Jagdthiere.

Jan Weenix, geb. zu Amsterdam 1644, gest. 1719 daselbst. (Salon.)

Von Hondius, der Hunde, Falken, Pferde malte, und in London starb, gibt es in den Museen kein Stück.

Der berühmte Snyders war ein Antwerpener.

2) Schlachthiere.

Nikolaus Berghem.

Paul Potter, geb. 1625 zu Enkhuisen, gest. 1654 im Haag.

Adrian van der Velde, geb. 1639 zu Leiden, gest. 1672 zu Amsterdam.

Simon van der Dorf, geb. 1653 zu Amsterdam, gest. 1717 zu Antwerpen.

3) Pferde.

Albert Cupa, (sprich Keua), geb. 1605 zu Dortrecht, wo er die berühmten Dortischen Pferdemärkte malte.

Philipp Wouverman, geb. zu Harlem 1620, gest. 1668 daselbst.

Verschüring — nicht in dem Museen — geb. zu Gorkum 1627, gest. 1690.

Hügtenburg, geb. 1646 zu Harlem, gest. 1733 zu Amsterdam.

4) Vögel.

Hondekuter, geb. zu Utrecht 1620, gest. 1695 ebendaselbst.

5) Fische.

Israel van Dainen — nicht in dem Museen.

6) Wilde Thiere.

Heinrich Roos, geb. 1631 in der Pfalz, gest. 1685 zu Frankfurt a. M. — aus der holländischen Schule — nicht in den Museen.

Roland Savery, geb. zu Courtray, 1576, gest. zu Utrecht 1639.

7) Gewürm.

Otto Marzelis, gest. 1673 — nicht in den Museen.

Durchsichtmaler.

Van der Meer, von Delft.

Van Deelen, Schüler von Franz Hals.

Van Bassen, geb. ungefähr um 1590.

Steenwyk, gest. 1603 zu Frankfurt a. M.

de Witt, geb. 1607 zu Alkmaar, gest. 1692 zu Amsterdam.

Saenredam, geb. 1597.

Thomas Wyk, geb. zu Haarlem 1610, gest. 1636.

Prins, geb. 1758, gest. 1805.

Bemerkung.

Unter dieses Fach kann ich sehr füglich auch die großen alten Glasmaler bringen, welche in den holländischen Städten, namentlich zu Gouda, die Kirchenfenster malten,

Blumen- und Fruchtmaler.

Van Heem, geb. zu Utrecht 1600, gest. zu Amsterdam 1674.

Mignon, geb. zu Frankfurt a. M. 1639, gest. 1679.

Evert van Aelst, geb. 1602 zu Delft, gest. 1658.

Huysum, geb. 1682, gest. 1749 zu Amsterdam.

Ruisch, geb. 1664, gest. 1750.
Roepel, geb. 1678, gest. 1748.
Jan van Os, geb. 1744, gest. 1808.

Bemerkung.

Göthe in seinem kritischen Aufsatz über die Blumenmalerei macht darauf aufmerksam, daß die Blumenkunst genau zusammenhänge mit der Blumenliebhaberei, welche bekanntlich in Holland sich zur Leidenschaft steigerte. Seit der Zeit des ersten großen Blumenmalers, des Jesuiten Daniel Seghers, der 1590 zu Antwerpen geboren wurde, bis auf den heutigen Tag, zählt man eine ununterbrochene Reihe von gefeierten Blumenmalern holländischer Geschichte, und allem Anschein nach, wird diese Gattung der Kunst, wenigstens in Holland, in ihrem Ansehen sich behaupten. Eigentliche Blumenmaler, wie

[illegible] unter den Alten, [illegible] [illegible]. Er habe sich [illegible] die [illegible] als Vor- wurf zu seinen Thierstücken gehabt. Unter den Blumen- [illegible] malte Jan Breughel in seiner ersten Zeit nichts als Blumen und Früchte; Daniel Seghers war sein Schüler.

Die Gemälde auf dem Stadthause zu Leiden.

Die Stadthäuser in Holland bewahren fast ohne Ausnahme Schätze der alten Malerkunst, die zu einer Zeit bestellt und angekauft wurden, als es noch keine öffentlichen Gemäldegallerien in Holland gab. Es sind diese Gemälde ehrwürdige Zeugen sowohl von dem Wohlstande, den Rath und Bürgerschaft den ausübenden Künstlern gewährten, als von deren Kunstliebe und Kunstbildung, wornach sie glaubten, die öffentlichen Gebäude der Stadt weniger durch prachtvolle Tapeten und Geräthe, als durch die Producte des höheren Genius zu zieren. Das war die edle Art, die Kunst hoch zu heben und ihre Ausbildung zu befördern, und diesem Gefühl vielleicht mag ich es zuschreiben, daß die Gemälde der Stadthäuser bei ihrer Be-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

den Geist der Poesie über das Wissen [illegible] zu halten; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] für den Geist der Poesie halten.

Aber — [illegible] [illegible] hat den [illegible] die Empfänglichkeit für Poesie [illegible]? Ich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible]. Ich, der ich keinem [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] und die [illegible] [illegible] [illegible] Poesie ab. [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] auf dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ist im [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], daß die Poesie in [illegible] Zeit [illegible] an den [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] ist, [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]. [illegible] [illegible] ist [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] der [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] in [illegible] Zeit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich

habe das gesammte Lied für eine der [illegible] [illegible] irgend einer Zunge. Es ist so dramatisch und [illegible] angelegt, so reich an der Sprache, so [illegible] in den Wendungen, so [illegible] im Gedank, daß ich nichts mehr bedauere, als nicht das [illegible] Original, den [illegible] [illegible] unverständlich, mittheilen zu können. Meine Uebersetzung ist [illegible].

Es bedarf [illegible] aber zu seinem Verständniß eine Einleitung; die [illegible] Geschichte und der Zeit der Grafen möchte Wenigen bekannt genug sein. Die [illegible] dieses Grafen heißen Floris oder Florenz. Ein Graf [illegible] überwältigte den [illegible] seines [illegible], Gerhard von Velsen, ein [illegible] die [illegible], nicht aus [illegible] der [illegible] und [illegible] Liebe, [illegible] um ihren [illegible] den Schimpf angethan, wie gleich [illegible] im Liede [illegible] wird. Die Frau von Velsen hatte eine große Sippe, [illegible] den Grafen auf einer Jagd bei Muiden gefangen, führten ihn von einem Schloß zum andern und [illegible] [illegible] [illegible] in ihrem Gefängnisse, dessen Blut in einem Graben [illegible] [illegible] war. Herrmann von Woerden und Gisbrecht von Amstel flüchteten außer Landes, Gerhard von Velsen fiel mit den Uebrigen, nach Eroberung des Schlosses Kronenburg, in die Hände des Volks

und einige Theile, welche sich für die Sache des Glaubens erklärt hatten. Im Folge des Beschlusses, das man über die Verdächtigen sprach, wurden sie mit dem Schwerte hingerichtet, ihre Schlösser geschleift und ihre Kinder und Verwandten bis auf den neunten Grad [illegible] verwiesen, und unter dem [illegible] Verbot [illegible] und [illegible], den Fluch der Sklaven zu [illegible] und [illegible] der [illegible] Macht des [illegible] des [illegible] Eigenthums zu verschaffen. Was [illegible] von Medina betrifft, so [illegible] sich für ihn noch eine [illegible], ausgesucht grausame Strafe aufgespart werden [illegible]; die Richter [illegible] ihn auf dem [illegible] Stein vor dem [illegible] in einem mit [illegible] Nägeln [illegible] Faß zu Tode. Das Schicksal des Angeklagten [illegible] [illegible] als Christen und [illegible]. Allein [illegible] Stück hat nichts [illegible], und [illegible] macht mir die Sache [illegible]. Diese Stadt, eine der [illegible] und [illegible] Christenstädte, welche nur ein [illegible] sich zu rühmen hat, [illegible] zur Zeit des [illegible] und war von [illegible] [illegible]; die Schwierigkeit [illegible] [illegible] gilt daher [illegible] als ein Beweis ihrer [illegible] [illegible], [illegible] wenn man bedenkt, daß sie eine [illegible] [illegible] für einen Christen-[illegible]. Nicht weniger [illegible] scheint mir ein

anderen Umstand im Liede, der ebenfalls von Mel-
is Stoke mit Schweigen übergangen wird, ob-
gleich dieser Geistliche das Leben des Grafen Flo-
ris und die Umstände der Verschwörung sehr aus-
führlich behandelt, und man in seiner [illegible]
[illegible] durchaus keine Spur findet, als hätte
er die [illegible] und [illegible] Sitten des Grafen
Floris beschönigen wollen. Nach dem Liede hat
nämlich der Graf Floris die Ehefrau seines Va-
sallen, Gerhard von Velsen, auf ihrem Schlosse
geschändet, und zwar nicht, wie Tarquinius die
Lucretia, aus Liebesbegierde, sondern um ihrem
Manne den Schimpf anzuthun und ein in der
Hitze ausgesprochenes Wort wahr zu machen. Auch
nach der Reimchronik wird Gerhard von Velsen
als der eigentliche Rädelsführer der Verschwörung
und der Mörder des Grafen dargestellt, allein die-
selbe gibt ein anderes und viel allgemeineres Mo-
tiv desselben an, nämlich den Uebermuth des [illegible]
mit einem [illegible], der ihren Stolz demüthigte
und bei jeder Gelegenheit das Volk hervorzog und
begünstigte. Dies wird von allen alten Schrift-
stellern bestätigt. Die Deutschen Chronik von
Holland, Seeland, Friesland sagt vom Graf Flo-
ris, die Edeln hätten ihn den Gott der Kerle ge-
nannt, weil er einst auf Einem Tag ein halbhun-
dert [illegible] [illegible] nach dem [illegible] [illegible]

den und ihnen [illegible] im Gottes und des Kaisers Namen den Ritterschlag ertheilt. Dagegen weiß man aber auch, daß er bei schöner Gestalt und ritterlichen Neigungen ein großer Liebhaber von Frauenzimmern war, daß er solche in allen Gegenden auf seinen Schlössern unterhielt und die Töchter seiner Vasallen zu verführen suchte. Sein Leichtsinn, verbunden mit seiner Verachtung des Volks, konnte ihn also möglicherweise wohl in jeder Zeit zu einer so verdächtigen Art der Rache verführen, wie ihn das Lied am Gerbach vom Wolfe ausüben läßt, besonders wenn man auf dem andern Theile die wildere [illegible] zu solcher Rache in Anschlag bringt. Füge ich noch hinzu, daß eine andere und ebenfalls [illegible] alte [illegible] Chronik, die vom Grafen, die That des Gerbach vom Wolfe [illegible] entweder, so glaube ich kaum berechtigt zu sein, eine Entscheidung zum Nachtheil des Liedes zu treffen und dadurch dem Eindruck zu schaden, welchen der Glaube an eine Thatsache beim Anhören eines Gedichtes hervorbringt.

Vom Grafen [illegible] oder [illegible] von [illegible], Sohn des Grafen Wilhelm, der als Gegenkaiser auch in unserer deutschen Geschichte bekannt ist, sagt die Chronik von [illegible], er war schön von Angesicht, groß von Leib, klug und tapfer,

rechtsprechend, großmüthig, mild von Gaben, ein guter Musikus und Sänger. Gerhard von Wel-ken, sein Tochtermann, war nach den Worten der-selben Chronik ein Jäger, großmüthiger und tapferer Ritter. —

Wer will hören ein neu Lied.

Wer will hören ein neu Lied,
Hört zu, ich will's euch singen,
Wie Gerhard von Welsen Graf Alexis verräth,
Sind wundersame Dinge.

Graf Alexis an Gerhard von Welsen frug,
Gerhard von Welsen, ihr müßt heirathen,
Da ein Mädchen, hat Gut genug
Und ist auch sehr liederlich.

Die Schande geschieh mir nimmermehr,
Daß ihr mich bringt in solch Gerücht,
Sprach Gerhard von Welsen zu seinem Landsherr;
Eure alten Schuhe will ich nicht.

Von Welsen mein lieber Neff andenkern,
Hättet ihr die Worte was besser gekiert;
Und habt ihr bei meinem Ritterhals geschworen
Ihr sollt sie tragen, es sei euch lieb oder leid.

Eine kurze Weil, es war nicht lang,
Hat Gerhard von Velsen eine Frau genommen.
Graf Floris schrieb Gerhard von Velsen an,
Er sollte ihm an die Hand kommen.

Gerhard von Velsen durft's lassen nicht,
Er ritt über Felder und Auen;
Er that, was sein Landsherr ihn hieß,
Dieweil der schlief bei seiner Frauen.

Sie rief so laut, Kraft und Gewalt,
Thut ihr das mein edler Landsherr,
Wär da ein andrer auf mich gestellt
Ihr sollt't mit dem Schwerdt ihn ablehren.

Ihr Flehen mogt kein Gehör empfahn,
Ihre Ehre die mußte sie da lassen;
Als er seinen Willen hatte gethan,
Ritt er nach Utrecht seiner Straßen.

Von Velsen hatte sein süßes Lieb fein
Von Wurdens Tochter zum Weibe,
Da meinte er mit fröhlig zu sein,
Aber sie mußte des Grafen Buhle werden.

Der Graf von V. lsen ließ hauswärts gehn,
Sein werthes Liebchen kam nicht ihn zu grüßen.
Was ist denn meiner werthen Frau geschehn,
Daß sie nicht kommt mich zu grüßen?

Gerhard von Welsen auf ihre Kammer kam,
Da fand er sein süßes Lieb in Thränen:
Hat dir jemand Leid's angethan?
Sprich meine liebe Frau überschöne.

Gerhard von Welsen, mein lieber Mann,
Nun ist das alles verloren;
Zu schlafen an deiner grünen Seit,
Graf Floris hat mir die Ehr genommen.

Daß er dir die Ehr genommen hat,
Daß ist dir, süßes Lieb, schon vergeben;
Gestern war er mein Herr, nun bin ich seiner,
Das soll ihn kosten das Leben.

Er setzte einen Falken auf seine Hand,
Als wollt' er spazieren reiten;
Er that einen Sprung, als wie ein Has,
Daß er möcht Graf Floris entleiben.

Ach, Gerhard von Welsen, mein lieber Neff,
Wollt ihr mir lassen das Leben,
So will ich aus eurer Bastardtochter
Eine Gräfin von Holland machen.

Das thu ich nun und nimmermehr,
Will keinem Verräther sie geben;
Ihr habt meiner Frau genommen die Ehr,
Das soll euch kosten das Leben.

Daß ihr meinen Bruder ermordet habt,
Das hab ich euch schon vergeben,
Nun habt ihr meiner Frau genommen die Ehr,
Das soll euch kosten das Leben.

Er warf ihm ein Paar Handschuh in den Mund,
Um daß er nicht sollte schreien,
Er führte ihn von da zurstund,
Auf's hohe Schloß zu Meuden.

Des Nachts, es war um Mitternacht,
Um die Mitte der Nacht herum,
Da lag der Graf von Holland
Geschlossen in Ketten und Banden.

Des Morgens, da es war schon Tag,
Um die Zeit, daß die Herren essen,
Da dachte der Graf von Holland,
Reicher Gott, nun bin ich schon vergessen.

Sie brachten ihm ein Stück Bärenspeck,
Sein Schweinespeck war ungebraten,
Da dachte der Graf von Holland:
Reicher Gott, nun bin ich schon verrathen.

Und hätt ich nur einen Schildknappen hier,
Der mich erlöste vom Blute,
Ich würd ihm schenken mein braunes Schild
Und meine eiserne Haube.

Gerhard von Welsen war bei der Hand,
Er griff nach einem Becken an der Wand,
Sagt mir, o Graf von Holland,
Wie ist euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe ist?
Und sollt ich immerhin sterben,
Hätt ich nur ein Weib mit einem Kind,
Die mein groß Gut thät erben.

Ich hab noch wohl einen Sohn Johann,
Er ist so fern in fremden Landen,
Er kann sein Gut verwalten nicht,
Das thut ihm große Schande.

Und da ist mir ein Bastardsohn,
Er ist noch jung an Wochen,
Und käm er auch über hundert Jahr,
Seines Vaters Tod läßt er nicht ungerochen.

Eine kurze Weil, es war zur Kehr,
Gerhard von Welsen ward gefangen,
Er dachte wohl oft bei seiner Ehr,
Reicher Gott, nun muß ich hangen.

Hangen war ihm nicht genug,
Er mußte wohl siebenmal mehr leiden,
Sie schlugen ein Faß mit Nägeln aus,
Drin mußte sein edles Blut sprützen.

Sie rollten ihn drei Tage lang,
Drei Tage, bis zum Mittag;
Gerhard von Welsen, mein lieber Mann:
Wie ist euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe ist,
Das will ich euch wohl sagen:
Ich bin noch derselbe Mann,
Der Graf Floris hat erschlagen.

Wär'n alle Berge golden.

Wär'n alle Berge golden,
Und alle Wasser Wein,
So hätt' ich dich viel lieber,
Schönes Kind, dann wärst du mein.

Hätt'st du mich dann viel lieber,
Als du nur thust zum Schein,
So geh' vor meinem Vater stehn,
Und bitt' um die Tochter fein.

Ich stand vor deinem Vater,
Doch er versagt dich mir.
Nimm Abschied von dir selber,
Schönes Kind und komm mit mir.

Von mir selber Abschied nehmen?
Die Knappen sind so los,
Und läßt du mich dann sitzen,
So bin ich freundelos.

Ich will dich nicht verlassen,
Von nun an bis in den Tod.
Du bist eines Königs Töchterlein,
Ein Röschen gar so roth.

Bin ich eines Königs Tochter,
Und du eines Grafen Kind,
Sie nahmen einander bei der Hand,
Und gingen unter die Linde.

Er nahm bei der Hand das Mädchen,
Und führte sie unter die Linde,
Nach einem abgelegenen Lande,
Die Mutter und ihr Kind.

Nun sitz ich hier gebunden,
Im Schooß ein kleines Kind;
So bitt ich die reine Maria,
Daß sie mich davon entbind.

Ich wollt du wärst entbunden,
Von deinem kleinen Kind,
Und daß ich dich begrübe
Unter dieser grünen Linde.

Wolltest du, ich läg begraben
Unter dieser Linde grün,
So wollt ich mein stolzer Ritter,
Daß du an der Kehle hingst.

Der Ritter hub auf seine Rechte,
Er gab ihr einen Schlag,
Daß sie zur Erde stürzte,
Nichts hörte und nichts sah.

So hast du mich geschlagen,
Mein Liebster, da ist keine Noth,
Sind um die sieben Jahre,
So sollst du kommen um's Brod.

Als um die sieben Jahre,
Der Ritter kam um's Brod,
In der Hand die Lazarusklapper,
Litt er viel Pein und Noth.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun setz' deinem Vater einen Stuhl,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da war er ein Ritter kühn.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun gib deinem Vater Brod,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da hatt' er dran keine Noth.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun schenk deinem Vater Wein,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da war er der Liebste mein.

Der Vater stand vor der Thüre,
Er hörte das hohe Wort,
Er zog sein Schwert aus der Scheide,
Und schlug ihm ab den Kopf.

Er nahm den Kopf bei den Haaren,
Und warf ihn in ihren Schooß:
Wohlan meine Herzallerliebste,
Beweine deinen Apfel roth.

Sollt' ich das alles beweinen,
Was zu beweinen wär,
Ich hätte zu thun alle Tage,
Die gehn und kommen im Jahr.

Es ritt ein Herr mit seinem Schildknecht.

Es ritt ein Herr mit seinem Schildknecht, Santie!
Den schmalen Pfad und den breiten Weg.
Sante jante ike,
Kante ko de kandelar de iśe.

Der Herr zu seinem Schildknecht sprach, Santie!
Steig auf den Baum, hol's Täubchen herab
Sante jante ike,
Kante ko de kandelar de iśe.

Mein Herr und das thu' ich nicht, Santie!
Die Aeste sind dünn und halten mich nicht.
Sante jante ike,
Kante ko de kandelar de iśe.

Der Herr ward seinem Schildknecht gram, Santie!
Er selber auf den Baumast klam,
Sante jante ike,
Kantiko de kandelar de iśe.

Nun ist mein Herr gefallen todt, Santie!
Wo krieg ich nun mein verdientes Brod.
Sante jante ike,
Kantiko de kandelar de ijse.

Dein verdientes Brod das kriegst du wohl, Santie!
Der Stall ist von Pferden und Wagen voll.
Sante jante ike,
Kantiko de kandelar de ijse.

Pferde und Wagen begehr ich nicht, Santie!
Aber die jüngste Tochter verschwör ich mir nicht.
Sante jante ike,
Kantiko de kandelar de ijse.

Nun ist der Knecht geworden ein Herr, Santie!
Und fährt mit Kutsch' und Pferden einher.
Sante jante ike,
Kantiko de kandilar de ijse.

Lied aus der spanischen Zeit; daher der niederländische Refrain: Sante jante ike u. s. w., ein verdorbenes Spanisch, worin der [illegible] sich lustig macht über den [illegible], der sich zur Herrlichkeit des [illegible]. Sante ist so viel als Santiago, Kantiko de kandelar so viel als cantico de candelario.

Es ging ein Pater wohl über Land.

Es ging ein Pater wohl über Land,
Hei es ist im Mai,
Er nahm sein Mädchen bei der Hand,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater du mußt niederknien,
Hei es ist im Mai,
Nonne, stell dich neben ihn,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater breit dein Käppchen aus,
Hei es ist im Mai,
Fromme Nonne knie darauf,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater küß die Nonne nun,
Hei es ist im Mai,
Kannst es auch noch sechsmal thun,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Steck sie wieder auf die Bein',
Hei es ist im Mai.
Schwing dein Kirmißpöppelein,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Peter du mußt wandern gehn,
Hei es ist im Mai.
Aennchen du bleibst noch stehn,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Aennchen die Wahl hast du,
Hei es ist im Mai.
Leg dir 'n andern Peter zu,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Lied zu einem alten Volksspiel im Frühling; aus mündlicher Mittheilung.

Es thät ein Mägdlein früh aufstehn.

Es thät ein Mägdlein früh aufstehn,
Wollt Himmelsschlüsselchen zu suchen gehn,
Und sie sucht ihn unter der Linden,
Aber sie konnt ihren Liebsten nicht finden.

Da kam gegangen ein Herrchen fein,
Der sprach: was thut sie da ganz allein,
Thut pflückt sie die grünen Blumen
Und alle die gefärbten Rosen?

Ich pflück die grünen Blumen nicht
Und alle die gefärbten Rosen nicht,
Ich hab meinen Liebsten verloren,
Kann keine Nachricht von ihm hören.

Hat sie ihren Liebsten verloren,
Kann keine Nachricht von ihm hören?
Er lebt auf Holländ'scher See
Und verlobt mit einer schönen Frauen.

Säß er auf Englands Thron,
Verlobet er mit andern schönen Frauen;
So mag der Himmel sein Zeitvertreib sein,
Und allen schönen Frauen, die bei ihm sind.

Was gab er zum kleinen Frauel?
Ein Ringlein auch von Gold;
Schönes Kind die will ich dir schenken,
Will sie an die Lieb nicht mehr denken.

Und wäre noch einmal so lang das Ding,
Daß es vom Himmel zur Erde hing,
Viel lieber will ich es missen,
Als eine andere Lieb mir erkiesen.

Da ward dem Junker sehr leicht zu Muth,
Schönes Kind, ich sie sich vor, was sie thut
Sie ist ja mein heimlich Mägdelein,
Soll mein Lebtage keine andere sein.

Wiener Buch.

Nach Ostland will ich fahren.

Nach Ostland will ich fahren,
Da wohnet mein feines Lieb,
Ueber Berg und über Thale,
Hin über die Heide,
Da wohnet mein feines Lieb.

[illegible]

[illegible]

Er wohnt da bei ihrem [illegible],
Bei ihrer [illegible] [illegible].
Er liebte sie alle [illegible],
Als über die Heide,
Wie er ein [illegible] [illegible].

Da lagen sie [illegible] [illegible]
Die liebe lange Nacht,
Vom Abend bis zum Morgen,
Als über die Heide,
Bis scheint der lichte Tag.

Die Sonne ist untergegangen,
Die Sterne scheinen so klar,
Ich meinte, daß ich noch mein Schätzchen,
Als über die Heide,
In einem Rosengarten sah.

Der Rosengarten ist [illegible],
Daß ihr kein [illegible] [illegible],
Nur die [illegible] Nachtigall,
Als über die Heide,
Die singt nur eine Weise.

Wer hat die Nachtigall [illegible],
[illegible] [illegible] an [illegible] [illegible],
Denn kann sie nicht weiter [illegible]:
Als über die Heide,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wanderungen

durch

den Thierkreis.

Von

Ludolf Wienbarg.

Hamburg
bei Hoffmann und Campe
1835

[illegible]

[illegible] Kräften [illegible] und den nahen Untergang der Welt verkündigen. Die Götter sind abgeschieden mit der alten Welt und keine Frühlingsstürme [illegible] durch ihren verfinsterten Himmel. Gott ist nicht ein Gott des Todes, sondern des Lebens, des Lebens, das durch die Welt flutet und in ewigen Verwandlungen Jugend und Freiheit bewahrt. Laßt euch aber erwecken, ihr Schläfer und wartet nicht den Aufforderungen des Genius, der glorreich und mildthätig an einem Tage vorüberschreitet. Macht euch frei, aber laßt euch frei machen. Laßt und laßt einmal wieder, ihr jungen Herzen, Gott zu Gesichte und dem Zweifel zum Trotz, als die Fürsten der Schöpfung, denen alles unterthan [illegible], und vornehmlich die eigene Vergangenheit. Laßt die Todten ihre Todten begraben und führet auf den unsterblichen Reigen der Menschheit auf der Blumenwiese aller eurer Gräber. Wendet die Augen auf nach dem Gott, der euch liebt; horcht auf die zukünftigen Worte, die euch zur Gemeinschaft des Lebens aufrufen. Die Gegenwart, sie ist immer da und bildet [illegible], daß sie nicht [illegible] den Rücken wendet. Die Gegenwart, sie bleibt immer [illegible] und trägt den Samen der Zukunft im Schooß für Jene, die in ihrem Strome frühe und [illegible] sind. Werdet frei und

[illegible] — dem Lächeln der Freiheit gehört die Welt.

Aber immer so schaffe, wenn niemals der dunkle Schatten der Sorge, des Zweifels, der Angst, des Jngrimms, sich niederließe in einer Falte der [illegible], wenn niemals die Stirn heiß würde im Zorn über die Stumpfheit und Zähigkeit der großen [illegible] Menschenmasse, im Kampf mit den Schikanen und Verboten ihrer [illegible] Tyrannei, und mit allen jenen Feinden der geistigen Bewegung, die in Deutschland eine so mächtige Schutzwand im Rücken haben. Aber nein, ich wünsche und [illegible] ewig heitre Ruhe nicht. Sie gehört den Göttern und dem Egoismus an; [illegible] [illegible] mit [illegible] ewigem Lächeln auf der Lippe, und eine glänzende Welt hinter sich lassen. Sie ist für uns nur das Glück der köstlichen Momente, [illegible] sie und mit ihrer Seligkeit [illegible], wenn wir als Sieger aus dem Kampf zurückkehren.

Eine [illegible] macht uns Mut, aber er [illegible] uns nicht die [illegible] und das [illegible] unserer Kräfte. [illegible], was ist der Einzelne? [illegible] [illegible] [illegible]. Auch ich, in der [illegible], [illegible] sich wenig von Einzelnen [illegible]. Wie viel [illegible] Momente, die auf dem Entwicklungswege unserer Zeit sich bemerklich

ben, haben bisher noch keine Beachtung gefunden, wie manche Regungen unsers Herzens schlummern noch verkannt und unbewußt im Dunkeln, wie viel Zaghaftes und Schwankendes glimmt über dem Grunde unsers Lebens, und kann sich nicht verbinden mit den Ueberzeugungen und Gefühlen, die schon stark und erwachsen sind. Weiß ich's doch an mir selbst, wie unschlüssig und verschlafen noch so viele Ideen in mir sind, die zum Sturme der jungen Welt gehören, glaube ich doch noch gar nichts gethan zu haben und harre der Stunde, wo die schöpferische Kraft, die in den Tiefen meines Lebens haust, mein ganzes Ich ergreifen und glühend in die bereitete Form überschütten wird.

Was gegenwärtige Wanderungen durch den Thierkreis betrifft, so mag man doch Das vereinzelten Aufschwüngen einmal so hinnehmen, und sich im Punkte der Einheit so wenig daran stoßen, wie an eine Sammlung von Novellen. Ich liebe nur die große Composition; aber ich verachte den Schein und das äußere Zusammenflicken. — Noch bemerke ich, daß das erste Bild als Stellvertreter einer von der Presse gestrichenen Himmlischen auftritt, das dann nun Zeit und Stunde abwarten muß.

Ludolf Wienbarg.

Der Widder.

Jason.

Uebersetzung aus Pindars vierter pythischer Sieghymne.

Einleitung.

Den ganzen Pindar zu übersetzen, scheint eine unerreichliche, unbezahlbare Mühe. Er gibt keinen unmittelbaren, dichterischen Genuß, der Leser kann von seinen Hymnen — das Beste bei Champagner und Gedichten — den Schaum nicht schlürfen. Er verherrlichte seine Zeitgenossen, diese trugen ihn auf den Händen, und aus diesem innigen, begeisterten Wechselverhältnisse blühten seine Hymnen hervor. Die eigentliche Blüthe ihrer Poesie ist verwelkt mit dem Stande derer, die sie gekränzt, ersonnen, gefeiert und ersiegt haben. In diesem Sinne kann man von Pindar im höhern Grade, wie von irgend einem andern Dichter vor und nach ihm sagen, er habe seinen schönsten Lohn dahin. Unter uns Deutschen ist der Dich-

der so gut, wie völlig unbekannt. Gedike's Prosa ist lesbar, was freilich wenig sagt, und sagen soll, aber doch mehr, als man es von der metrischen Uebersetzung eines andern, sonst sehr achtbaren Mannes rühmen kann. Die deutsche Sprache muß da Siegeslieder singen, während ihr nichts weniger als darnach zu Muthe ist, als z. B. wenn sie singt:

> Das Olympia dreimal
> Gesiegt hat, das Haus, mild den Bürgern, erhebend
> Das Fremdlingen sich geneigt wird, feiern wir
> Der Fülle Stadt Korinthos, Vorgebäud
> Des Poseidon auf Isthmos, jünglingsherrlich.

wenn sie singt:

> Goldene Leier, du Phöbos, und braunlockiger Musen
> zugleich
> Ein gemeinsam eigenes Gut, welcher leis' aufhorchet
> der Schritt in des Festes Anfang;
> Auch lauschet deinem Anklang Sängers Ohr,
> Sobald den Gesängen, den Reihenanführern, du Anbeginn darstellst, von dem Schlage
> berühret.

oder wenn sie singt:

> Heute mußt du neben dem theuern Mann
> Stehn, der roßpflegenden Kyrana Beherrscher, daß
> du beim siegfeiernden Arkesilas,
> Muse, Leto's Kinder begrüßend und Pytho, doch
> des Liedes Luftströmungen anschwellst.

„Pindars Gesang,“ sagt der Uebersetzer in der Zueignung, *einem Meisterstück deutscher Sprache*, „mußte sich in denselben Maßen und Wendungen entfalten, wie in der Ursprache, wenn er in seiner Eigenthümlichkeit sollte begriffen werden.“ Gut. Aber wie, wenn Sphärenmusik einige Aehnlichkeit mit Ohrenklingen hätte, schlägt man da Jemand hinter die Ohren, um ihm einen Begriff von Sphärenmusik beizubringen? Die erste Treue ist die Treue der Anmuth, die Treue der Poesie bei eines Dichters Uebersetzung. Findet man diese durchweg unvereinbar mit des Dichters Gedankenstoffen, so unterlasse man, sich und Andern Pein zu schaffen.

An den Stellen in Pindars Hymnen, die wie Sterne eine innere und ewige poetische Klarheit haben, muß man — weit vor den ethischen — manche epische rechnen, dies Wort im weitesten Sinn gefaßt. Könnte Jemand die wenigen Zeilen, worin er die Inseln der Seligen, die wenigen, worin er den auf Jovis Zepter ruhenden Adler schildert, auch in unserer Sprache mit dem Zauber beschenken, der im Griechischen über sie ausgegossen ist, er würde die Hörer ahnen lassen, was Pindar seiner Zeit war. So gehört

auch der Jamos unter Veilchen, der in seiner Wiege Schlangen erdrückende Herkules zu den gelungensten Schilderungen, die je aus Dichters Hand geflossen sind. Vor allen ausführlich ist die epische Episode, welche der vierten pythischen Siegshymne eingewebt ist. Es ist dieselbe welche ich den Gebildeten in folgender Uebersetzung mitzutheilen mich erkühne.

Pindar hat die vierte pythische Siegshymne zum Preise des Arkesilaos, Königs von Kyrene, gedichtet. Dieser war ein Nachkömmling der Argofahrer, und Pindar folgt nur seiner Gewohnheit, wenn er auch hier die Voreltern des Siegers in ein glänzendes Licht stellt. Was die epische Episode selbst anbetrifft, so erkennt man leicht den zwanzigjährigen Jason, als das Hauptbild im Gemälde, alles Uebrige ist so gruppirt, daß es diesen herausstellt. Pindar hat über die Erscheinung dieses Jünglings einen unendlichen Liebreiz hingehaucht; er läßt ihn, wie einen jungen Gott, unter den Sterblichen schweben. Wo er erscheint, erregt er Staunen; was er spricht, bezaubert; was er wünscht, findet Gewährung; was er unternimmt, glückt. Er ist der Liebling des Schicksals; ein König opfert ihm seine Krone; eine Königstochter ihr Herz

und — ihren Vater. Er ist der Schönste unter den Männern; ein Ausbund von Kraft, aber ohne Anflug von stürmischem, unweisem Mißbrauch derselben. Sein Gemüth ist wie der klare Himmel, alles überschauend, von keinem Wölkchen überflogen und getrübt. Nichts Gemeines kommt in seine Seele; er fühlt sich als geborner Königssohn, als Enkel des glorreichen Aeolos, und was außer dem Höchsten, dem Diadem, dem Völkerweidenden Zepter, an Gütern und Schätzen die Erde darbieten mag, berührt ihn kaum an den Fußsohlen. Das ist Pindars Jason, und die Frauen mögen sich hüten, über Medea, die hier nur als liebendes Weib erscheint, zu voreilig den Stab zu brechen.

Es ist nun Pindars Klein-Epos keineswegs als bloßes Fragment zu betrachten, als Fetzen aus einem Purpurmantel. Eben so wenig, wie die homerische Ilias mit ihren vier und zwanzig Gesängen. Hier wie dort ist es ein Mann, ein Mann unter den Männern, der die innere Einheit bildet — Achilles dort, Jason hier. Pindars Gedicht wird da abgebrochen, wo es beschlossen ist, wo es von Uebel gewesen, ein Weiteres hinzuzufügen. Der Held hat den Lichtpunkt

seines Unternehmens, ja seines Lebens erreicht; von dem verflossnen höchsten Moment, der Besitznahme des goldenen Vließes, hängt alles Zukünftige ab, wie das Bedingte von seiner Bedingung; der Dichter findet es hinlänglich, diese Zukunft, die von selbst im Gemüth des Lesers fortdichtet, durch zwei, drei Worte anzudeuten. So stellt der Maler seinen Helden nicht dar, wie er den Simplon hinabreitet, sondern wie er im Siegesmuth das Schwerste erreicht hat und nun auf der höchsten Spitze des Berges hält; deutet aber die Zukunft, die Siege, die seiner warten, durch ein Paar Krieger an, die bergab steigen, gleichsam verkörperte Namen der schon im voraus gewonnenen Schlachten.

Für die Uebersetzung habe ich die Form der Stanze gewählt, weil sie für das Eigenthümliche des Gedichts mir die angemessenste schien. Pindar führt durch eine Gallerie von Scenen, die man in ihrer relativen Abgeschlossenheit sehr füglich in den achteckigen Rahmen der Stanze einfassen kann. Frei übrigens sollte die Uebersetzung sein, aus Wunsch nach Treue, wie sie mir möglich. Es gibt aber Schwierigkeiten, besonders solche, die in der Oekonomie des Verses lie-

gen, welche zu ihrer Besiegung eine geübtere Hand, als die meinige, erforderten. — Die wenigen und kurzen Anmerkungen, die ich beigefügt habe, möchten diesem oder jenem Leser nicht unwillkommen sein. Uebrigens ist das Gedicht in sich klar genug, um sich, wozu es auch sonst sehr geeignet scheint, für die Declamation herzugeben.

1.

Sing, Muse, mir der alten Minyer Zug!
Was trieb sie an, die Meerfluth zu zertheilen?
Welch Schicksal war es, das mit Demantkeilen
Sie unabreißlich an dies Wagniß schlug?
„Es sollte Pelias der Tod ereilen
Durch Aeols Enkel!“ So der Pythia Spruch.
War's nun der Faust, war's kühner List beschieden,
Fall blieb sein Loos, Sieg das der Aeoliden.

2.

Ha! wie durchfuhr die Seele des Despoten
Das grauenvolle Wort, das Pythia,
Die Seherin, aus Delphi ihm entboten,
Allmutters fruchtbeglücktem Nabel nah.
Flieh, sprach sie, oder wandre zu den Todten,
Den Fremden, oder Heimischen, der da
Einschuhig niedersteigt auf jähen Pfaden,
Sich in Jolkos Sonnenluft zu baden.

3.

Und sieh, er kam, der Jüngling stieg hernieder,
Zwei Speere trug bedrohlich seine Hand,
Zwiefache Kleidung deckte seine Glieder:
Das eine, ein magnesisches Gewand,
Das andre aber, dies umhüllend wieder,
Ein Pardelfell vor Wetters Unbestand.
Den Rücken hin mit glanzerfüllter Schwere
Zerfloß sein Haar, verfallen keiner Scheere.

4.

Man sah's ihm an, es war ihm so gegeben
Der kecke Gang, die sichre Heldenruh;
Denn rasch und unbefangen schritt er eben
Grad vor sich hin dem Marktgedränge zu.
Wer ist's? Wer ist's? Sehn wir Apollon schweben
In unsrer Mitte? — Wer? — Nein, bist es du,
Den Aphrodite liebumfangend küßte,
Ares, der Gott der wilden Kampfgelüste?

5.

Sie sind ja todt Iphimedeiens Sprossen,
Auf Naxos starbt ihr, Otos, Ephialt.
Auch Tityos, von Artemis Geschossen
Blitzschnell ereilt, ist lange todt und kalt.
Um Liebe ist sein Heldenblut geflossen;
Vermeßner Liebe that er nicht Gewalt!
Sie riß erzürnt den Pfeil aus ihrem Köcher,
Daß Lieb' nur schlürfe aus erlaubtem Becher.

6.

Wie solche Reden durch die Menge flogen,
Sieh da, da naht ganz eilig Pelias.
Maulthiere kamen mit ihm angezogen,
Blank war der Wagen, drauf der König saß.
Der senkte finster seiner Brauen Bogen,
Als er den sonderbaren Jüngling maß;
Denn ach, er sieht — das Einz'ge wollt' er sehen,
Den Einbeschuhten leibhaft vor sich stehen.

7.

Doch ohne Furcht muß sich der Würde schmiegen.
Der König spricht: weß Landes, fremder Mann?
Nenn' Deine Mutter, dein Geschlecht, doch Lügen,
Das haß' ich, wie's nur einer hassen kann.
Mit holden Worten und mit festen Zügen
Hob nun der göttergleiche Jüngling an:
Ein Wort vorauf! Chiron hat mich erzogen,
Und nie hat Chirons weiser Mund gelogen.

8.

Von Chirons Grotte lenkt' ich meine Schritte
Zu dieser Stadt. Dort lebt' ich zwanzig Jahr.
Du greise Philyra mit schwankem Tritte,
Chariklo du, und du, geliebte Schaar,
Kentauren-Töchter, rein und keusch von Sitte,
Euch dank' ich Lehr' und Weisheit immerdar.
Lebt wohl! Verzeiht! Ich mußte euch entfliehen,
Um in mein Reich, mein Erbe einzuziehen.

9.

Hier bin ich! Hier erhebt sich meiner Ahnen
Uralter Herrscherſitz. Zeus gab dies Land
Den Aeoliden, es zurückzumahnen
Hab' ich zur alten Heimath mich gewandt.
Wohl weiß ich es, daß Pelias von den Bahnen
Des Rechtes wich, daß seine gier'ge Hand,
Noch eh' ich selbst der Sonne Licht erblickte,
Sich mit dem Scepter meines Vaters schmückte.

10.

Daß nicht des neugebornen Kindes Lallen
Errege des Empörers Frevelmuth,
Ward ich in des Palastes dunkeln Hallen
Als todt betrauert, heimlich dann der Hut
Der Nacht vertraut, und während Klagen schallen,
In Windeln, köstlich roth von Purpurblut,
Hinweggebracht auf eines Dieners Arme,
Daß Chiron meiner Kindheit sich erbarme.

11.

Und nun, geliebte Bürger, laßt mich schweigen,
Ihr wißt, woher ich stamme, wer ich bin!
Nun wollt mir doch, ihr Lieben, deutlich zeigen,
Wo geht's nach meines Vaters Hause hin!
Bin ich doch einer von des Aeols Zweigen,
Ein Landeskind, euch zugethan im Sinn:
Jason heiß ich, denn Jason nannte
Der Halbgott mich, zu dem man einst mich sandte.

12.

Jason grüßt der Väter heil'ge Schwelle;
Das Vaterauge kennt ihn alsobald,
Aus seinen silbergrauen Wimpern wallt
Herab der Freudenthränen süße Quelle.
Er sieht ihn an — Lust bebt ihm durch die Seele —
Sein Liebling ist die schönste Mannsgestalt.
Und schnell durchfliegt Jasons Ruf die Gauen,
Die Sippe eilt, ihn froh sich zu beschauen.

13.

Da, wo die klare Hypereia flüstert,
Regierte Pheres und sein Ziel lag nah,
Doch Onkel Amithas, Pheres verschwistert,
Ein gut Stück Weg's aus Sparta vor sich sah.
Und auch die Vettern nach dem Vetter lüstert,
Glückwünschend sind Melamp, Admetos da.
Die all' erfreut Jason bei den Malen
Mit süßer Red' und gastlichen Pokalen.

14.

Geschenke theilt er unter seine Gäste,
Rings um die Tafel strahlt er Lust und Licht.
So fliehn die Tage, aber nicht die Feste;
Denn fünfmal dunkelt's, fünfmal bricht
Der Morgen an, und unerschöpflich flicht
Er ihnen seiner Kränze allerbeste.
Bis endlich, als sie lang genug gefeiert,
Er ihnen ernst sein ganzes Herz entschleiert.

15.

Und nicht vergebens! Denn die Sippen sprangen
Von Tafel auf mit ungeduld'ger Hast;
Fortstürmend dann, vorauf Jason, drangen
Sie in des Königs Pelias Palast.
Der Schaar entgegen kam er selbst gegangen,
Der Tyro Sohn und Aeols Nebenast.
Jason sprach — ein Wehen sanfter Klänge
Entströmte ihm, ob Frieden ihm gelänge.

16.

Poseidons Sohn! Die Meng' ist leicht verständlich!
Hier schwebt das Recht — dort langt der Thoren Hand.
Wär'n nur die Nachweh'n nicht! Man sieht sie endlich
Hinschwindeln wie an steiler Felsenwand.
Doch vor der Menge sei der Edle kenntlich —
Uns ziemt ein klar durchwaltender Verstand,
Es läßt uns schön, durch ein gerechtes Leben
Auch in die Zukunft Heiterkeit zu weben.

17.

Denn Eine Mutterbrust mit süßer Weihe
Hat Kretheus und Salmoneus einst vereint,
Salmoneus, der sich mit vermeßnem Neide
Hoch über allen Lebenden gemeint.
Der beiden Enkel nennen wir uns beide,
Die jetzt der Sonne goldne Macht bescheint:
Wo Haß und Hader Blutsverwandtschaft stören,
Da wenden von dem Greu'l sich ab die Mören.

18.

Drum hör' ein Wort, daß wir mit Lanz' und Schwerdte,
Und theilen unsrer Ahnen große Macht.
Nimm hin für dich die wollgelockte Heerde,
Die bunten Rinder, der Gefilde Pracht,
Die ganze Fülle, die dein Mund begehrte,
O nimm sie hin, sie ist dir zugedacht.
Von keiner Mißgunst wird mein Herz beschattet,
Seh ich dein Haus so prächtig ausgestattet.

19.

Doch laß den goldnen Stuhl mich wieder füllen,
Auf welchem einst der Sohn des Kretheus saß,
Von dem herab er nach der Götter Willen
Dem rossefrohen Volke Rechte maß.
Nicht Geld und Gut kann meine Sehnsucht stillen,
Den Scepter gib, der Ahnen Thron verlaß!
Noch ist es Zeit, noch schläft der Wechselkummer;
Weck' den Verderber dir nicht aus dem Schlummer.

20.

Der Jüngling schwieg. Der König sprach, mein Wille
Begegnet deinem Wunsche, deinem Rath.
Ich breche ab, ich fühl's mein Alter naht,
Dir aber schäumt der Jugend Aetherfülle,
Nur Eines! Daß sich endlich wieder stille
Der Unterirdischen Zorn, sei deine That.
Noch walten über uns die mächt'gen Götter,
Sei mein, sei dein, sei des Geschlechtes Retter.

21.

Schon lange winkt aus Phöbus blasser Schimmer
Zur Ruhestätte fern nach Kolchis Strand,
Der Wächter zeigt' Blick mit heimzunehmen,
Auf dem er Rettung vor der Ino fand.
„Zur Seefahrt möcht ihr schleunigst euch bequemen!"
So klang es an Kassallas Küstenrand;
Denn, durch ein Traumgesicht dazu bewogen,
War frühmorgens zum Orakel ich gezogen.

22.

Wißt du die Fahrt, die magische, beginnen,
Vollenden, dein sei dieser Wünsche Ziel.
Ich schwör' es, mein Wort soll nun und nie zerrinnen,
Der Götter Gott sei gerufen mir und dir!
Der König schwört. Der Bund besteht. Von hinnen
Eilt schnell Jason voll von Neubegier:
Bereits treibt er selbst nach allen Winden,
Die Fahrt, die nun im Schwange, zu verkünden.

23.

Bald langen, der Befehle die Gäste zu hören,
Äsonens Söhne und seine Kinder an;
Sie breiten vom erhabnen Throne
Die Drei, nicht matt zu kämpfen auf dem Plan.
Nach Jene, beschwichtigt, des Fremdlings
Unstätiger, Helge Söhne nahn:
Castor von Athenes und Pollux
Den Peleus Söhne, ein Paar, das hoch zu rühmen.

20.

Neptunus Sohn, der hohe Gottesschläger,
Lebender Tydeus nahet rathbegleitet.
Sein Brudervater Eret, Schon steht
Hermes kommen, des goldnen Stabes Träger,
Sturmeilig Boreas die wilden Jäger
Zetes und Kalais, von ihm beschickt
Auf beiden Schultern mit purpurnen Flügeln:
Sie rauschten die von des Pangäus Hügeln.

21.

Und Hera fachte süßes Mitverlangen
In den Halbgöttern nach der Argo Fahrt;
Daß Keiner war, der bleib' daheim befangen
Bei seiner Mutter schirmend in dem Hort.
Und wollten sie von Macht und Tod umfangen,
Vom Meer verschlungen, vom Geschoß durchbohrt,
Sie sähn im Grabe, in der Fremde Ruhme,
Des tapfern Herzens allerschönste Blume.

22.

Versammelt war die Blüthe der Heroen,
Jason lobt sie und beschifft den Zug.
Voran geht Mopsus, der aus heil'gem Drohen
Die Zukunft forschte und aus Vogelflug.
Schon sind sie da, wo Wellen sie umdrohen,
Schon schwankt der Anker leicht am Vorderbug,
Da seht die goldne Schaale, braust zu spenden,
Des Schiffes Führer mit geweihten Händen.

[illegible]

Er rief den Pilgerverschlinger, der im Wuthe
Des wilden Meeres, er rief den [illegible] [illegible],
Der [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible],
Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible];
Er rief die Macht, das Licht, der [illegible] [illegible],
Er rief sie an, und ihm entgegenwallt
Des [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible]
[illegible] sich der [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

Und [illegible] auf [illegible] die [illegible],
Die [illegible] [illegible], das [illegible] [illegible],
Und „[illegible] den [illegible]" [illegible] er und dem Munde
Des [illegible], der die [illegible] [illegible] [illegible].
Da ging die [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible] mit [illegible] im Munde,
Das [illegible] sie [illegible] an [illegible] [illegible] Thor,
Nach dem [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible].

[illegible]

Im [illegible] [illegible] [illegible] von den [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible], ich [illegible],
Auch [illegible] sie [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
Da wollten sie in grüner [illegible] Schatten
[illegible] einen Tempel, wollen und [illegible],
[illegible] in den [illegible] der [illegible],
Dem Gott, der [illegible], wenn er sie will, [illegible].

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

11.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

12.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Der König nun, [illegible] der [illegible],
[illegible] in die [illegible] [illegible],
[illegible] ganz [illegible] der [illegible],
Und [illegible] [illegible] [illegible],
Die [illegible] und zu dem [illegible]
Mit [illegible] [illegible] [illegible].
Die [illegible] und [illegible],
[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]:
[illegible] wie der [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] er [illegible] an [illegible] die [illegible] [illegible];
Der [illegible] [illegible] [illegible] ich dem [illegible]:
[illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
Er [illegible], und [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], um er [illegible] zu [illegible].

[illegible]

Die [illegible] die [illegible] [illegible] —
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —
Er [illegible] den [illegible] [illegible], und [illegible]
Die [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible]
[illegible] der [illegible], die [illegible] [illegible]
[illegible] den [illegible] [illegible]:
So [illegible] er [illegible] mit [illegible] [illegible]
[illegible] an [illegible], dem König [illegible].

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] —
[illegible]
[illegible]
[illegible] — [illegible]

Damefangen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Stier.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] der [illegible] [illegible]; doch will ich sie [illegible]. Ein [illegible], ein [illegible], bringt [illegible] [illegible] unvermerkt wieder ein.

„[illegible] J. [illegible] Herr C. W. auf eine [illegible] [illegible] [illegible].“ Ich [illegible]. Ich [illegible] [illegible] mit dem [illegible] [illegible] Geist allein zu [illegible], als in der [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible].

Es wird mir doch ein wenig [illegible] bei dem Gedanken an die vier Wochen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] und [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] eine [illegible] in der [illegible], [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] — es [illegible] mich, daß die Menschen nicht einmal [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible]. Wer, genau [illegible], [illegible] sich [illegible] [illegible] Zeit. Auch der [illegible] [illegible] sich langsam mit [illegible] [illegible], wie ein [illegible], unter meinen [illegible] [illegible].

In früherer Zeit bewegte sich die [illegible] [illegible] [illegible] auf einem [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] eine [illegible]. [illegible] hat die Zeit keinen [illegible]

langsam unter den Füßen weggezogen. Daher die allgemeine Schwindelei und das wilde aufgeregte Hetzen nach Gewinn und Reichthümern.

Glücklicherweise ist das Volk von Hause aus an eine rechtschaffene, genügsame und lebenslustige Natur [illegible]. Wie möchte es auch, bei der Ausübung so vieler geschäftlich-unerlaubter [illegible] und [illegible] Schwindelei in den Sitten- und Gesellschaftsschichten [illegible] Menschenhaufen [illegible].

Welche Nachgedanken hinterläßt nicht eine einzige [illegible] Episode, die noch der [illegible] nicht, aber in den [illegible] eines hohen geschmackvollen Hauses einkehrt — die Hütte, selbst der [illegible], [illegible] sich mit Ehrfurcht — ein [illegible] Blick, der nach Betrachtung der geschmackvollen Luxus in das Innere fällt, zeigt dem Blicke des Beschauers, der keine Furcht und [illegible] die Preise [illegible], als [illegible] Bewohnern, der noch vor einigen Jahren [illegible] und [illegible] in Bäumen und Hecken seine Waaren ausbieten. Und so wird ein Jeder [illegible], [illegible] auf das große Treiben [illegible], wie er zu Geld und damit zu Ehre, Würden und Gesellschaften gelange.

Glücklicherweise, wiederhole ich, ist das Volk von Natur kerngesund, gut und brav, auch nicht ohne den

[illegible] und [illegible] oft [illegible]. [illegible] das ein-[illegible] [illegible] [illegible]. Seine Geschichten kommen mir vor wie die [illegible] einer [illegible]heit, daß auch Ruhe und Freiheit in den Familien fehlt. Vielmehr betrachte ich die Geschichten des Volkes aus einem andern Gesichtspunkte, als [illegible] die vornehmen Leute sie betrachten. [illegible] aber [illegible], was [illegible], halte ich sie für eine Art von Selbstvertheidigung und Nothhülfe des Volkes gegen den Uebermuth der Reichen, Vornehmen und Mächtigen; als das einzige Zufluchtsmittel, das die höheren Stände ihm übrig gelassen, seine Persönlichkeit, seinen geraden Verstand, sein Rechtsgefühl, seine Ansprüche auf billig gleichere Vertheilung der Lebensgenüsse noch etwas geltend zu machen; als ein erfreuliches Zeichen, daß es Kraft, [illegible] und Glauben noch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] persönlich [illegible] [illegible], welches Reichthum und Macht über die bürgerliche Gesellschaft [illegible]; als eine schöne Bürgschaft endlich, daß noch ein tüchtiger Menschenschlag in dem Volke, der einst durch die [illegible] [illegible] von der allgemeinen Verweichlichung in Schutz genommen wird. Der europäische Landmann, der Handarbeiter auf dem [illegible], ist häßlich, gebrechlich, [illegible], ohne den

geringsten Anflug von großer Laune. Warum? Er verkehrt mit seinesgleichen, er fühlt sich geachtet, frei, glücklich, er bildet die Nation; diese Nation ist die einzige in Europa, die weder eine Aristokratie des Reichthums noch eine Aristokratie der Geburt in ihrem Schooße duldet. Verlegt in seinen Heiligsten würde er eben so gut wie der Niedersachse, der Engländer von Humor und Grobheiten übersprudeln. Nur ist im Charakter des Eckenstehers Nante, nicht bloß verschieden und gemeine, sondern auch nüchterne grobe Witze zu reißen in der Stadt der Junker, der Banquiers, der geheimen Staatsräthe — der Eckensteher Nante wäre eine gefährliche Person für die preußische Monarchie. Allein das Berliner Volk ist so fade, so lauig, so eingezogen und unbedeutend von Charakter, daß es sich zur Genialität einer hanseatischen niedersächsischen Grobheit nicht aufschwingen kann. Die Hamburger Witze haben den frischen Geruch von einem lauten Stück Rindfleisch, die preußischen Witze riechen nach Hautgout von Wildpret, nicht nach geschossenem, nach gestohlenem und verschwiegenem Wildpret.

O mein Glasbrenner, daß ich erst wieder, von der Jagd zurückkehrend, wie ehemals satt und zufrieden

auf einem der braunen Felsstücke am breitem süden Ufer. Als ich ein Knabe war, streiften von dort meine Blicke sehnsüchtig hinunter nach dem schönen warmen Europa, das hinter den Wellen der Nordsee auftauchte, nach den grünen Küsten und Buchten, wo die Recke's und die Seekönige schwertbewaffnet an's Land sprangen und mit Hülfe ihres guten Schwertes welthistorische Königreiche und Fürstenthümer improvisirten. Weniger romantisch aber eben so feurig blickte ich als Jüngling auf das Europa der Institutionen, der Maschinenwunder, der geistigen Bewegung. Völlig enttäuscht und einem breiten Strom von Zorn, Mitleid und Verachtung im Busen, werde ich in Zukunft nur ungern meine Blicke auf jenes unglückliche betrogene Europa heften, das ich auf meiner Wanderung kennen lernte.

Wäre ich so engherzig, um nur Norweger zu sein, so eitel und kleinlich, um nur die Vorzüge meiner Person in Betracht zu ziehen, ich würde vielleicht mit einem behaglichen Gefühl patriotischer und persönlicher Befriedigung in den Norden zurückblicken. Dein junger Norweger, mein Gönner, war überall wo er sich zeigte, eine Erscheinung, welche eine ganz besondere Art von Aufmerksamkeit auf sich zog. Er fand in

den Gesellschaften der Hauptstädte eine so neugierige und schmeichelhafte Betrachtung, daß er, um nicht eitel zu werden, sich öfter den Gedanken vergegenwärtigen mußte, man begrüße in ihm nur sein interessantes Vaterland und mache seiner romantischen Abkunft ein höfliches Compliment. Die Salons von Paris und London, von Mailand und Berlin thaten schön und zierten sich mit dem jungen Norweger; die lustigen Elegants schüttelten ihm altväterlich bieder die Hand, und die lüsternen Damen blickten ihm so unschuldig in die Augen, als ob sie ihre Blicke den Sennerinnen der höchsten Alpenthäler gestohlen hätten.

Weiß der Himmel, ich verlangte und erwartete nichts von dem.

Ich suchte auf dieser Höhe der Gesellschaft die Menschen auf, welche die revolutionäre Zeit auf ihr Schwungrad genommen und nach oben geführt hatte, die Häupter der neuen socialen Ideen, das gesellschaftliche Unterhaus der Nation, würdig gegenübergestellt der alten antisocialen Adelsklique, welche vor der französischen Revolution die gute Gesellschaft so ausschließlich repräsentirte, wie sie im Besitze der höhern Staatswürden sich befand. Kurz, ich suchte die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die Frucht eines

halbhundertjährigen Völker- und Ideenkampfes und der hochgerühmten immer fortschreitenden Civilisation.

Saubere Frucht, fluchwürdige Civilisation, welche die ehrloseste und verderblichste aller Aristokratien, die des Reichthums, zu der Aristokratie der Geburt hinzugefügt und ein halbgeschundenes Emporkriechergesindel zu Herren der Nation gemacht hatte.

Dort oben, im Sonnenschein des Glückes, sah ich riesige Giftpflanzen, emporgeschossen aus Sumpf und Moder, Brillenschlangen, die halbe Königreiche zum Frühstück verzehrten, feiste Blutigel, die ganze Nationen ausschröpften.

Und am Fuße dieser hohen und noblen Gesellschaft lagerte sich eine grausige Wolke des Elends, aus deren gelblich schwarzem Qualme mich von Zeit zu Zeit ein hohläugiges Kindergesicht, ein bleifarbiger Maschinenengel anstarrte.

Ich schaute hinauf, hinab, ich wandte mich hin und her, ich suchte irgendwo eine Macht der Ideen, ich tappte ängstlich mit der Hand nach den Speichen des großen revolutionären Schwungrades, das die Völker aus ihrer Erniedrigung gehoben — ich griff in die leere Luft.

Die Lage der Dinge hatte eine schreckliche Ein-

fachheit. Die Völker lagen am Boden und Flintenkolben und Geldsäcke stießen ihnen die Brust zusammen.

Europa, Frankreich an der Spitze, war um die Früchte seiner Kämpfe und Anstrengungen schändlich betrogen. Wie sich auch Kraft an Kraft entwickelte, moralisch, politisch, mechanisch, es ruhte ein Fluch auf ihrer Entwickelung, und sie mußte sich, auch widerstrebend, der Gewalt eines bösen Dämons überlassen, der sie an den Triumphwagen des scheuseligsten Egoismus spannte.

Lügenhafte liberale Institutionen dienten nur dazu, die Ausschweifungen des Königthums und des Reichthums unter ihre scheinheilige Aegide zu nehmen.

Die Revolutionen trieben auf kurze Zeit einen Teufel aus, und dieser war zurückgekehrt mit sieben andern Geistern, die ärger, als er selbst.

Und des Elendes sah ich kein Ende, nur Steigerung, Ausdehnung über den ganzen Erdkreis.

Werde ich mit solchen Erfahrungen und Gesichten das Glück wiederfinden, wo ich es ließ, an deinem Ufer, mein Glommen?

Diese Mathilde F. ist eine Bekanntschaft, die mich überrascht. Ich staune, und wage kaum den tiefen Eindruck zu prüfen, den sie auf mich macht. Sie ist mir eine reizende Unbegreiflichkeit. Wäre ich der Vater der Saintsimonisten, so würde ich mich versucht fühlen, die endliche Erscheinung des Weibes in ihr zu begrüßen und den **couple revélateur** mit ihr zu stiften. Wäre ich Katholik und Dichter, ich würde in dem schmerzlich ironischen Zuge ihres Madonnengesichts den Unheil deutenden Gesichtszug einer neuen Madonna lesen, die an ihrem eigenen Sohne zweifelt.

Der Graf P. macht ihr ernstlich den Hof. Es ist derselbe Graf, der in Florenz einem schnöde beleidigten Freunde und Landsmann von mir Genugthuung verweigerte, und in der schriftlichen Antwort, die er deshalb gab, sich spöttisch auf den Storthing vom Jahre 1824 berief, der habe bekanntlich allen Adel in Norwegen aufgehoben und damit auch alle Norweger für unsatisfaktionsfähig erklärt.

Mathilde nimmt seine zuversichtlichen Galanterien kalt und höflich auf. Sie hat entschieden etwas gegen ihn, während ihr Vater, einer der reichsten hiesigen Banquiers, in der Verbindung seines Hauses mit einem

alten reichsgräflichen, und noch dazu begüterten und einflußreichen Hause den Gipfel seines Ehrgeizes zu sehen scheint. Der Mann steht im Ankaufe einer Baronie, ob er gleich schon vier Rittergüter in verschiedenen benachbarten Provinzen besitzt.

Heut Nachmittag war ich eingeladen auf dem Landhause ihres Vaters, eine Meile von der Stadt. Sie hatte dort eine Gartengesellschaft versammelt, die aus eben so viel Herren als Damen bestand. Jeder Herr loste sich auf ihren Befehl die Dame, die er zu Tische führen und die übrige Hälfte des Tages unterhalten sollte. Sie selber behielt sich die Wahl frei und erzeigte mir als Fremden die Ehre. Nach Tisch erging man sich paarweise in den weitläufigen Anlagen des Gartens. Mathilde führte mich zu ihrem Lieblingssitze unter eine alte mächtige Buche. Sie fragte mich nach Heinrich Steffens. Wir Norweger erkennen ihn gern und willig als unsern Landsmann an, obgleich seine Geburt in Norwegen nur ein zufälliges Reiseabentheuer seiner dänischen Mutter war. Sie wollte von mir wissen, ob seine Natur und Sittenschilderungen so verlässig und lebenstreu wären, als sie in der That schienen. Ich bejahte dieses und ließ mich

hinreißen, ihr auf meine Weise eine Nachempfindung dieser erhabenen und reinen Gebirgswelt zu geben. Kein Fremder, sagte ich, wird auch nur eine flüchtige Reise durch Norwegen machen, ohne daß sich ihm der eine große Charakter dieses Landes, die freie Selbstständigkeit der Naturwesen und der Menschen aufdränge. Die Ströme fließen sich selber, die Berge stehen sich selber, die Menschen gehen sich selber. Dennoch faßt sie alle ein Rahmen und sie scheinen von gegenseitiger Achtung durchdrungen zu sein. Die Natur gebietet diese Achtung. Sie zwingt den Norweger zum Glück der Armuth, der Freiheit und der Gleichheit, füllt seine Brust mit großen einfachen Bildern und gibt seinen Kräften eine gemeinsame edle Richtung. Vor allem wehrt sie dem Krämerdünkel, der die Welt nur zum Handel und jeden Fluß zum Transport der Waaren geschaffen glaubt. Ihm erscheinen die rauschend berauschten, wilden, unschiffbaren Ströme meiner Heimath als wahre Stromungeheuer und Flußmißgeburten. Allein jeder Schritt über die Felsen, jeder Blick auf die geharnischt vorspringenden Granitbrüste, auf die drohend steilen Abhänge, die unbekümmerten, unbelasteten, lustig und wagehalsig dahinturnenden Ströme, die unbarmherzigen Klüfte, die jungfräulich klaren

und tiefen See'n, und dann, jede Einkehr in die Hütte des freiesten und gebildetsten Landmanns von Europa, fordert die anmaßendste oder krämerhafteste Seele auf, einen Theil Dünkel nach dem andern fahren zu lassen und hinter dem, was ihm nur von außen als leere Anmaßung, Titel, Besitz unwesentlich anklebt, den geborenen wahren Menschen herauszukehren. Einer so herausfordernden Natur und kräftig lauteren Menschheit gegenüber muß er entweder stehen und bestehen, oder in sein Nichts verschwinden.

Gibt es, rief sie plötzlich mit dem Feuer einer Korinna, gibt es keinen moralischen Zwang, der vermögend wäre den Naturzwang, wo er fehlt zu ersetzen und auf das Herz der Menschen ähnliche Wirkungen hervorzubringen. Kann nicht ein Gott die ewigen Menschenrechte als Felsstücke und Alpenhäupter in die flache Ebene der Gesellschaft schleudern, und den Menschen etwas zu fürchten und zu klettern geben? Kann nicht der entfesselte himmliche Strom der Poesie über die Felsen hinabbrausen und die unterdrückten Herzen wieder freudig zittern machen und Furcht und Schauer und Ohnmacht in die Herzen der Unterdrücker rauschen?

Wie gern hätte ich den schönen Mund geküßt, der so begeisterte Worte sprach. Ich drückte ihr leise die

Hand. Ob die Menschenrechte, sagte ich, je zu Felsen, die Poesie je zum donnernden Strome wird, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß schon jetzt eine Schlucht, ein Abgrund sich am Fuße dieser Gesellschaft öffnet, schauerlicher, tiefer und dunkeler, als irgend ein Abgrund der nordischen Fjällen u. s. w.

Morgen wird sie auf einige Tage verreisen. Sie hat mir das Wort genommen, ihre Rückkehr abzuwarten. Ich lese die Memoiren von Ouvrard. Welche Betrachtungen knüpfen sich an diese Lektüre. Die Geldspekulation schleicht auf tausend, die Wohlfahrt der Gesellschaft unterminirenden Wegen an das vorgesteckte Ziel. Ihr Hauptmittel ist, einen Mangel an Kredit, Geld, Korn, Waaren und Artikeln aller Art entweder herbeizuführen, oder auszuwittern und jedenfalls den vorhandenen mit dem schnödesten Egoismus zu benutzen. So sieht ein Ouvrard in der Zusammenberufung der Generalstände des Jahres 1789, ein Ereigniß, das eine große politische Aufregung, den Kampf der Partheien und damit einen lebhaften Wechsel von Schriften und Broschüren veranlassen wird. Gleich, in Folge dieser Bemerkung, schreitet er zum Ankaufe alles Druck- und Schreibpapiers, das in französischen Fabriken vorräthig. Einige Zeit darauf brandschatzt er das eifrig lesende Frankreich durch selbstge-

setzte hohe Papierpreise. Damit legte Ouvrard den ersten Grund zu seinem Vermögen, das war der Antheil, den er nahm an dem Begin der französischen Revolution, und so benutzt Einer der reich werden will, hinterrücks mit der Rechentafel stehend, die Begeisterung seines Vaterlandes und seiner Zeitgenossen. Weit entfernt, sich darüber zu schämen, spricht er davon in seinen Memoiren, wie von einem glücklichen Geniestreich seiner Jugend. Werft mich, hörte ich denselben Ouvrard einmal im Haag zu einer Gesellschaft von Diplomaten sagen, werft mich heute nackt auf die Straße, und erkundigt euch um ein Jahr, nach dem reichen Ouvrard. Das sind die Menschen, welche die Welt unter ihre Füße kriegen. Keiner ist besser, die meisten sind schlechter, als dieser Franzose, der noch den glücklichen Leichtsinn seiner Nation in das ihm interessante Spiel mit Millionen überträgt. Welchem unter ihnen könnte ich's auch nur begreiflich machen, daß Ouvrard mit seiner Papierspekulation Frankreich einen schamlosen Streich gespielt habe, der ihm zumal als jungen Franzosen, die größte Schande mache. Es ist lächerlich, dem heutigen Reichthum das Gefühl einer Scham anzumuthen, die etwa Cato's Stirn färben würde. Niemals aber hatte der Reichthum Scham,

edleren Schaam. Wie wäre er sonst Reichthum geworden? Vom Erzvater Abraham, der zuerst sein Schäfchen auf's Trockene brachte und von dem die Bibel erzählt, daß er sehr reich war an Vieh, Silber und Gold, von Abraham an, der mit seinen Schaafen, Rindern, Eseln, Kameelen, Knechten, Mägden und seiner in Pharaos Palaste geschändeten Hausehre aus dem nassen Aegypten mit trocknen Juden zog, von ihm bis auf Rothschild und Consorten, welch' hohe Berge Goldes bilden die zusammengeschleppten Reichthümer, und dennoch mag sich an ihrem Fuße ein Abgrund von Infamie öffnen, dessen Tiefe durch alles Gold nicht auszufüllen.

Ouvrard thut sich etwas darauf zu Gute, daß Napoleon ihn gehaßt, und wie er sich einbildet, sogar gefürchtet habe. Allerdings war der große Kaiser weit entfernt, die Geldmächte in und außer seinem Lande zu lieben, oder gar einen Bund der Staatsmacht mit der Geldmacht abzuschließen. Der Kaiser regierte Europa durch Genie und Eisen. Jetzt wird Europa durch Gold und ein Etwas regiert, das wenigstens nicht Genie ist. Der Kaiser hat keinen Juden zum Baron gemacht. Er ertheilte allen Juden seines Reiches das volle Bürgerrecht, weil er ihr volles Menschenrecht anerkannte: er erhob die Juden zu Bürgern, weil sie

Menschen, die Könige erhoben Juden zu Rittern und Adligen, weil sie reich. Nach des Kaisers Fall sind alle Mächte gestiegen, die sich, unedel und furchtsam von Natur, unter seinem verächtlichen Fußtritte bogen. Die Geldmacht aber überflügelt sie alle. Die Religion des Kreuzes ist nicht mehr im Stande sie zu bändigen; denn die Liebe weint in der Wüste und ihr Mantel ist zerrissen von unten bis oben. Der Genius des Vaterlandes vermag nicht länger sie zu zügeln; denn die geschichtliche Kraft der Völker ist gebrochen oder zersplittert und die Nationalitäten halten nicht mehr Stich und Farbe. Das Ritterthum des Schwerdtes und der Ehre kann ihr nicht mehr den Paß verrennen; denn sie hält die Schwerdter im Solde und die Ehre im Geldsack. Schöpferin der stehenden Heere, glückliche Nebenbuhlerin des Adels dient sie am liebsten der Monarchie, die sich ihr in die Arme wirft, wie der verlorene Sohn dem Wucherer, und deren endlose Verlegenheiten sie benutzt, um dieselbe mit Haut und Haaren in die Gewalt zu bekommen. Geschworene Feindin ächter und lebendiger Freiheit hilft sie zum Sturze aller Republiken und kann die Zeit nicht erwarten, wo auch Nordamerika, schon halb in ihren Klauen, Monarchie von Goldes Gnaden wird.

Könnte sie, sie wollte Gott werden und Himmel und Erde sollten ihrer dämonischen Macht verfallen. Was ist der Christenteufel gegen diesen, der nie ein Engel war und nie gefallen ist. Den alten Teufel schwärzte die Kirche ab als ein Wesen, das ingrimmig gegen Gott und Göttliches anmurrte und ankämpfte. Dieser Götze aber macht sich nicht so viel Mühe, er ignorirt Gott, und damit kommt er weiter. Der schwarze Teufel bog sich scheu und furchtsam zur Seite, wenn ein Strahl des Göttlichen ihm die Augen blendete, wenn die Unschuld ein zitterndes Kreuz schlug und den Erlöser um Hülfe anrief. Der goldne Teufel ist besser Teufel. Er bebt vor keinem göttlichen Strahl zurück und Niemand bekreuzt sich vor ihm. Zwang und bedräute ihn das betende und fechtende Mittelalter himmelhohe Dome aufzuführen und zum Bau des Straßburger Münsters die Mittel herzuschießen, so rächt er sich jetzt, in dieser wuchernden, verzagenden Zeit, an dem wolkigen Steinbogenschwung der frühern Andacht dadurch, daß er dem Christengott ökonomisch ärmliche Bethäuser, seinen eignen Verehrern Luxus, Tempel und goldene Paläste aufführt.

Das goldene Zeitalter bricht an, wenn auch nicht dasjenige, das über das Saitenspiel der alten Dichter hin-

hauchte und in dessen Traum die weisen Häupter alter Zeiten sich wiegten. Aber seid darum nicht traurig, ihr Wächter des Erdbodens, denn auch in diesem goldenen Zeitalter wird es gar mährchenhaft lustig und närrisch hergehen. Die kleinen Gnomen und Kobolde, die dort unten über dem Golde wachen, werden heraufklettern aus dem dunkeln Schacht der Erde und ihr Reich auf die grüne sonnige Oberwelt verlegen. Da machen sie Brüderschaft mit den Kindern des Lichts und trinken ihnen das flüssige Gold aus silbernen Pokalen zu. Und dann werden die Kinder des Lichts immer koboldhafter und tückischer und gieriger aussehen und die Adern auf ihrer Stirn strotzen von Gold und glänzen wie schwer goldene Leisten und mit jedem hastigen Schluck, den sie thun, werden sie voller und toller und zuletzt kann kein Mensch mehr den andern erkennen und sie halten sich alle für Kobolde. Was sie dann auch sind. Streifen darauf und taumeln über die grüne Erde und die grüne Erde verdorrt unter ihren Sohlen und die Blumen kriechen schüchtern in einander und keine Rose wagt es mehr, ihren grünen Knospenmantel im Frühlinge auseinander zu schlagen, um sich dem stieren geilen Blick der streifenden Kobolde nackt zu zeigen. Aber die Jungfrauen können sich nicht verber-

gen vor ihrer Lüsternheit, denn sie haben keinen Mantel mehr, um ihre Blöße zu decken, und welche Jungfrau sie wollen, die muß sich überlassen und sie werfen nur ihrer hungrigen Mutter einen Strom von Dukaten in den Schooß. Und ihrer Einfälle wird weder Maaß noch Ziel sein, und ihr werdet euch zu Tode lachen über ihren Spaß; wenn ihr so klug seid, diese Todesart den Anfängern der Verzweiflung und dem Todesfurchtsamen und Todeshungrigen vorzuziehen.

Sind das nur finstre Träume und Gedanken, die ich vorige Nacht niederschrieb? Es sieht mir aus, wie eine Prophezeiung und wie eine Gotteslästerung. Lästere ich Gott, so vergibt er mir, denn er sieht in mein Herz. Aber ich lästere ihn nicht, wenn ich sage, daß er sich diesem Geschlechte hinter Wolken verhüllt und die Erde dunkel und dunkler wird, wie damals vor dem Aufgange des Morgensternes über Bethlehem. Gottes Sterne gehen auf und unter, und gehen wieder auf. Aber nicht am selben Orte. Auch die Völker haben ihren Tag und ihre Nacht. Und in der Nacht drückt der Alp ihnen mörderisch die Brust und sie möchten laut aufschreien vor Angst und Schmerzen, und sind doch stumm und regungslos wie im Schlafe.

Wenn aber die Noth am größten ist, sagt das alte tröstliche Sprichwort, dann ist die Hilfe am nächsten. Die Menschheit ringt und schüttelt so lange an ihrem Peiniger, bis sie den Krampfschuh von der Decke wirft, und wenn sie die Augen aufschlägt gen Himmel, begegnet ihr das Auge des jungen Morgensternes, welches des alten und ewigen Gottes Auge ist mit neuverjüngten Liebesstrahlen.

Gott läßt die Welt dem Elend nicht zum Raube. Bedient sich der Allmächtige der Mächte der Zerstörung, so bedient er sich ihrer als Herr und Meister. Ueber die blindeste und gottverlassenste Kraft, so wild sie thut, hat der göttliche Meister ein Wörtchen ausgesprochen, das: so weit, so lange lautet. Fahre hin, gebietet der Ewige, und fasse die Form an, die ihren Geist überlebt und zerstöre sie. Schone aber des Lebens, das mein Odem hervorrief und das bestimmt ist, ewig neuen göttlichen Verwandlungen entgegenzugehen. Zerstöre, damit ich erhaltend schaffe und schaffend erhalte.

Das ist mein Glaube. Geld ist noch nicht Gott und Geld wird nicht Gott werden in alle Ewigkeit. Freilich ist des Geldes Macht die schrecklichste und ge-

Monarchie, und die Welt erlebt es und wird es noch viel schrecklicher erleben, welche Vernichtungstriumphe sie feiern wird auf dem Schlachtfelde, und wie sie von den Mächten, die früher die Welt regierten und das Heilige, das Große, und das Edle mit ihrem ehernen Schilde deckten, eine nach der andern über den Haufen stoßen und in den Staub walzen wird. Aber die sie nicht umstoßen wird, das ist die Macht Gottes, die in ihnen lebendig war, die Macht der Geschichte, die aus ihnen hervorging, und den Gott, der nicht ein Gott des Todes, sondern des Lebens ist, verherrlichen wird. Genau betrachtet ist aber die Macht der Geschichte oder die zeugende Macht Gottes schon herausgewichen aus jenen Hüllen ihrer früheren Offenbarung und sie hat sich in die Herzen einer Jugend geflüchtet, die Gott zu seiner heiligen Prophetenschaar erkor. Und darin sehe ich den Finger Gottes und nicht ein Werk des Ungefährs, daß die begeisterte und schöpferische Macht der Jugend zu gleicher Zeit den Kampfplatz betrat mit der brutalen zerstörenden Macht des Geldes und daß ihr Weg sie hinaus und über die Trümmer der alten Monarchie, des alten Glaubens und des alten Lebens hinüber führt — hinüber, es bleibe denn das Geld im Schutze seines eigenen Zerstörungswerkes be-

[illegible] Augen. Die Geldmacht [illegible] die [illegible] des [illegible], die Geldmacht [illegible], [illegible] zu [illegible] und zu [illegible], die [illegible] der alten [illegible] [illegible], die nur durch ihren [illegible] Schild [illegible] aufgegeben werden; die Geldmacht legt der [illegible] [illegible] den [illegible] Schimpf an, der sie noch [illegible] noch [illegible] [illegible], und zwingt den Papst, zu [illegible] [illegible] mit dem [illegible], in [illegible] einem [illegible] sich an den Hals zu werfen; die Geldmacht, wie sie die Herzen der [illegible] verflucht und die Augen der [illegible] mit Blindheit schlägt, wie sie Könige und Völker in ein Meer von Geschäften wirft und ihnen den Erdball zum Spielplatz ihrer Wünsche und Lüste einräumt, Millionen aber [illegible] den Weg, wo sie stehen und die Luft [illegible], die sie unter [illegible] einathmen, die Geldmacht ist am besten geeignet, das Herz dieser Millionen mit [illegible] [illegible] gegen die [illegible] ihrer Lebensgeschichte und aller [illegible] Erinnerungen [illegible]. Das ist freilich noch nicht der reine göttliche Haß, der aus der Liebe entspringt, der Haß des [illegible], der aus der Liebe zur heiligen Vernunft flieht. Aber sie ist doch, was Gott und der Welt Noth thut, eine ungeheure bewegende Kraft und furchtbare Macht, die im Dienste der

[illegible], den Feind in seinem eigenen Lager auf- suchte und dem [illegible] und [illegible] unter die Augen [illegible]. Ein [illegible] [illegible] und ein wenig [illegible] Blut, bis die [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible], und den [illegible] in den Abgrund reißt, der sich mit ihnen [illegible] und im [illegible] [illegible] die ganze untergegangene Welt zu überleben wollten.

Der Haß allein kann keine neue [illegible]. Nur die Liebe allein erfüllt sie nicht. Gott hat ge- [illegible] im Judenthum, Gott hat geliebt im Christen- thum. Sie haben die Propheten [illegible] Israel ver- [illegible], wie sie zur [illegible] [illegible] seiner Liebe [illegible] an den Himmel [illegible], der ihn gesendet hat.

Weiter, Gott will wirklich seinen Zorn um so dunkler und furchtbarer machen, je mehr er ihm ent- zieht von seiner göttlichen Liebe, Gott will seine Liebe um so feuriger machen, je mehr er sie [illegible] von seinem göttlichen Zorn. Die [illegible] [illegible] der Welt [illegible] er selber und selber dem [illegible] [illegible]. Der [illegible] der Weissagung von dem [illegible] Tage des Gerichts, „Die [illegible] ver- werfen mich seinen silbernen und goldenen

[illegible] in die [illegible] der [illegible] und der [illegible], und da sich [illegible] noch alle [illegible] der Menschen und [illegible], [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und vielleicht [illegible] ein [illegible] von [illegible] des [illegible] auch jedem Gedächtnisse in [illegible] Brust [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible], allein [illegible] Gott und [illegible] Gewissen zu [illegible]. Aber ich [illegible] Sie, [illegible] [illegible] Mathilde, bei [illegible] Gott, der das [illegible] Gewissen in [illegible] [illegible] und in die [illegible] [illegible] [illegible] Welt [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], Ihrem Gedächtniß auch einmal völlig zu [illegible], und die [illegible] auf den [illegible] Ihrer [illegible] zu tilgen. Namentlich [illegible] ich Ihnen, daß wir, wenn wir auch nicht [illegible] werden, [illegible] zu [illegible] gehören, [illegible] in eine [illegible] Tage [illegible], wo [illegible] Sie an Ihr [illegible] [illegible] [illegible]. Ich bin so arm wie meine [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], und [illegible], wo meine [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible] mein Brod zu essen. [illegible], die geringe [illegible] [illegible], die ich gehabt, [illegible] [illegible] zu [illegible], werde ich den [illegible] [illegible], den ich [illegible] in den [illegible] und [illegible] [illegible], an das [illegible] meiner [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] Sie noch einmal [illegible] die [illegible], ich meine [illegible]. — Mathilde, wenn Sie [illegible] an meiner [illegible] [illegible] [illegible],

[illegible]

Dein Karl.

Mathilde B. an Karl M.

[illegible]

[illegible]

Ewig die Deine.

[illegible]

Mathilde B. an Emma H.

[illegible]

[illegible] meines Vaters, verflucht, beklagt, [illegible], geachtet und vergessen. [illegible] [illegible].

M.

Nachschrift.

Das Schiff, das der Capitain [illegible] führte und auf dem sich der junge Norweger befand, erreichte seine Bestimmung nicht, und ist verschollen. Die unglückliche Mutter des Capitains, die in H. wohnt, erzählte mir noch gestern, daß sich bis jetzt auch nicht die geringste Spur von Mann und Ladung aufgefunden.

Die Zwillinge.

Wollust und Grausamkeit.

I.

Blickt ihr weiß und mit flimmernden Diademen unwillig auf mich herab, weil ich Mißbrauch treibe mit eurem heiligen Namen und zwei so verdächtige Wesen, wie Grausamkeit und Wollust, in den Ort meiner Dienstbarkeit stelle, der einer göttlichen Freundschaft gebühret?

Nein, nein! Die Sterne blicken tiefer als die Menschen, und ihr kennt das Herz, das ebenfalls nicht geboren unter einem himmlischen Zeichen, dennoch die schicksalsvolle Macht einer vereinigten Strahlung empfindet. Im Himmel und auf Erden weiß ich nichts Schöneres, als zwei ritterliche Jünglinge, die Hand in Hand über den Erdenrund des Lebens wandeln, und überall hilfreich da erscheinen, wo Noth und Gefahr

auf sie warten. Und habe ich nicht diesen allerseligsten Bund besungen im Stern des Widders? Und seid ihr nicht selber in jener seligen Nacht mit den Heroen und Sängern des Alterthums freundlich lächelnd hineingetreten an mein einsames Lager und habt mir den Mund geküßt und geküßt, dessen gesprungenen, dürren und blutigen Lippen selige, sonnige, frühlingsdurchhauchte Erlösungsworte entblühten?

Vergönnt mir nun, unter eurem Zeichen und Bilde der freundlosen und entgötterten Welt, in der ich lebe und über deren Häupter ich meinen Thierkreis ziehe, jene Zwillingsschwestern vorüberzuführen, die ihr weniger fern, fremd und mythologisch erscheinen, als die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux.

Ich weihe meine Hände in eurem reinen Strahl. Bewahrt sie vor Frevel, damit die Jungfrau nicht schamvoll und zürnend ihr himmlisches Auge hinter Wolken verschleiere.

III.

Erinnerst du dich aus deinen Kinderjahren, Leser, der unwiderstehlichen Neigung, des heimlichen seltsamen Vergnügens, Messerschnitte kreuz und quer über die Oberfläche einer glatten glänzenden gewonnenen

Masse, eines classischen Gallerts und nun gar über eine ausgespannte zarte Haut anzubringen? Kannst du dich in den dunkeln Zustand dieses kindischen Gefühls zurück versetzen? Mischte sich nicht in deine Lüsternheit ein Vorwurf, ein leiser feiner Schmerz über die frivole Zerstörung einer Sache, die deinen Augen, ich weiß nicht wie, angenehm und ergötzlich schien? und vermehrte nicht — denke nach — eben dieses Gefühl deine Lust daran?

Sieh! diese kleine unschuldige närrische Lüsternheit, diese kleine kaum bewußte Schadenfreude, das war die Wollust und die Grausamkeit im geschwisterlichen Embryo.

Die Sentimentalität ist bekanntlich keine Kinderkrankheit. Kinder leben, wie antike Dichter, in einer objektiven Welt. Jedes kräftige, lebhafte, geistreiche Kind ist ein kleiner Pantheist, ein kleiner Wolfgang Göthe, der nach Herders zürnendem Vorwurf ewig ein Kind blieb. Die Steine sind ihm Gewächse, die Gewächse Thiere, die Thiere Menschen. Rückwärts die Menschen Thiere — Göthe schilt sie die erbärmlichsten, gleich dem Hunde, und Freund Tischbein machte sogar ein fortgesetztes ernsthaftes Kunststudium aus der Vergleichung der Menschenköpfe mit Thierköpfen. In der

symbolischen Thierwelt dieses kindlich reinen Malers entspricht zum Beispiel Correggios langem halbbogigem Obergesicht der allerschönste Ramskopf. Kinder gehen aber noch weiter. Karl spannt sein Schwesterchen Emilie als ganzes Pferdchen vor den Wagen, legt ihr ein hölzernes Gebiß in den Mund, ergreift Zügel und Peitsche und spielt den Kutscher bis das Wägelchen kippt oder das Rößlein bitterlich weinend und schluchzend nicht mehr Rößlein spielen will.

Ich wollte sagen, es macht für ein Kind wenig Unterschied, ob der Gegenstand, an dessen Verletzung sein Auge sich weidet, beseelt und lebendig sei oder nicht. Zerreißt ein Kind von unten bis oben ein Stück Seidenzeug, das seiner Mutter gehört, oder rupft es einem Goldkäferchen, das dem lieben Gott gehört, die schillernden Flügeldecken aus — halte beides für so ziemlich einerlei, und jenes nicht etwa für bloßen Muthwillen, dieses für baare Grausamkeit. Das lüsterne Kind will hören, wie das von seinen Händchen gemißhandelte und zerrissene Stück Seidenzeug rascheit und knittert und seufzt. Mit gleich mitleidloser und doch schmerzlicher Lüsternheit betrachtet dasselbe Kind die Angstsprünge eines entflügelten Käfers oder das kreiselnde Schnurren einer geköpften Fliege.

Kinder sind lüstern grausam, das ist ein allgemeiner dämonischer Zug ihrer Natur.

III.

Und Erwachsene?

Sie schämen sich ihrer Kinderstreiche. Sie halten sich für besser und gefühlvoller, als die Kinder, weil sie keiner Fliege mehr den Kopf abreißen. Ihre Moral ist übel zu sprechen auf die Wollust und auf die Grausamkeit. Ihr Herz entsetzt sich vor dem Bunde der einen mit der andern, und schon die Erwähnung desselben erregt einen phantasiereichen heroischen Schauder in ihrem Busen und sie denken gleich an die seltensten Bösewichter, an Tiberius, Nero, Dom Miguel, geschweige an sich selber und ihre ehrliche Nachbarn.

Wäre ich vom Himmel gefallen und hätte nicht dreißig Jahre unter diesen großen Kindern gelebt, ich würde aus dem allgemeinen Mißkredit der Wollust und der Grausamkeit die menschenfreundlichsten Folgerungen ableiten. Da sieht man, würde ich ausrufen, den Sieg und die Macht der Religion, des Gewissens, der Sitte, der Erziehung, des öffentlichen Lebens. Ein dunkler mächtiger räthselhaft tiefer Naturtrieb des kindlichen Alters gehemmt, erstickt im Alter der Leidenschaften,

die ihm Nahrung und Wachsthum versprochen, ausgeworfen, verdrängt aus dem großen gebildeten Kreise der Menschheit, hinaus in die Wüste zu wilden Thieren, hinan den einsam nächtlichen Abhang verwilderter Leidenschaften. Welch' ein Triumph der Humanität!

Welch' eine Lüge!

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht besser, tausendmal besser wäre, die Menschen hätten gar kein Gewissen, als ein so stümperhaftes, invalides, bürgerliches, schwächlich sentimentales. Das führt dem Teufel die kräftigsten Seelen zu, und pflastert die Vorhöfe des Himmels mit Schaafsköpfen, die aus den Augen junger Tigerkatzen blinzeln. Dieses ordinaire Gewissen wird nur wach, sobald die Furcht sich regt, und die Sünde eine kühne, gebrandmarkte That verlangt. Es erblaßt vor dem Anblick des warmquillenden rothen Blutes, schlürft aber das gekochte schwarze wohlbehaglich und mit legitim wollüstiger Grausamkeit hinunter.

Mache ich ein Gleichniß, das die Natur unsers guten ruhigen Gewissens in helles Licht setzt.

Wenn die Thiere, die wir blutdürstige Raubthiere schelten, wenn sie aus Bequemlichkeit, oder Sentimentalität auf den Einfall geriethen, sich ordentliche Zunft-

und Kunstschlächter zu halten; wenn zum Beispiel so ein Meister Tiger die armen Schaafe, Kühe, Gazellen, Neger als Schlachtvieh am Strick in seine Höhle schleppte und, eine weiße Schürze vor der gesprenkelten Brust, Portionenweise das gemetschte und zerhackte Fleisch in die Küche der Frau Tigerin ablieferte, der einen den Kopf, der andern das Rippenstück, der dritten das Hinterviertel; da wollte ich doch sehen, in welcher Naturgeschichte nicht zu lesen stände: der Tiger, vormals eine wilde und grausame, gegenwärtig aber zivilisirte und humanisirte Bestie, die nicht mehr auf Beute ausgeht, sondern ihre täglichen Fleischbedürfnisse auf dem anständigen Wege des Schlachtens befriedigt.

Ganz nach dieser gewissenszarten Distinktion beurtheilen wir das menschliche Thun und Treiben, unser eigenes. Wer sich seine Wollüste gesetzlich zuschlachten läßt, wer sie gekocht, geschmort oder nun gar eingepökelt verzehrt, wer grausam ist in der dritten und gar in der dreizehnten Hand, der scheint uns weder grausam noch wollüstig. Und in der That riechen diese Namen nach etwas mehr Kraft, um auf Menschen angewandt zu werden, die weder im Guten noch im Bösen einige Entschiedenheit äußern. Wollust und

Grausamkeit klingen beinahe zu voll und heroisch für die abgezwickten furchtsamen Triebe, die hinter der Anstands- und Tugendmaske der Philisterseelen ihr kleines Spiel treiben. Lüsternheit und Schadenfreude möchten bezeichnender sein. Der ist zu Muthe,

wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht;
Ihr ist ganz tugendlich dabei,
Ein bischen Dieb'sgelüst, ein bischen —

Wollust trinkt aus vollen, schäumenden Pokalen; Lüstelei nippt aus Spitzgläsern oder tunkt ihren langen dünnen Storchschnabel in ein Gefäß, dessen langer dünner Hals nur die Fortsetzung des Schnabels zu bilden scheint. Grausamkeit packt ihr Opfer mit den Krallen; Schadenfreude wirft dem gefallenen aus der Ferne hämisch bedauerliche Blicke zu. Grausamkeit geht mit dem Wandrer durch die finstre Nacht und überfällt ihn als Sturm, Regen, Blitz, Dolch; Schadenfreude gräbt sich warm und weich unter die Bettdecke und hört den Regen prasseln und die Fensterscheiben klirren und die Nachteulen aus dem Walde schreien und freuet sich und bereitet ihrer Phantasie ein schmackhaftes Gericht aus dem Gefühl der eigenen

Sicherheit und dem Gedanken an die obdachlose Verzweiflung und die tausend Fährlichkeiten, die draußen in der unheimlichen Finsterniß auf den strauchelnden Fußtritt eines verirrten Wandrers lauern.

Wollust und Grausamkeit taumeln röchelnd und schnaubend auf der gefährlichen Scheitelhöhe des Lasters und werfen ihre Schatten in das feige Thal, und wie sich die Schatten verlängern und verkürzen, spielt ein leises tückisches Knurren um ihren Saum, wie ein lüsternes schadenfrohes Lächeln um den Mund der gemeinen tugendlichen Seelen.

Weil aber der Schatten den Körper, das Echo den Schall voraussetzt, will ich dem blassen und kränklichen Doppelreize dieser Zeit die Ehre anthun, ihn bei seinem starken mütterlichen Namen zu nennen. Ich thue das um so lieber, je eifriger sich dieses heuchlerische Geschlecht davor kreuzigt und segnet. Ich bin nicht gesonnen, jener bekannten pfiffigen Art, sich der Selbsterkenntniß zu entziehen, gutwillig Vorschub zu leisten. Sie machen sich nämlich selbst mit gewissen Lastern unter einander so bange und malen dieselben so schwarz und niederträchtig, daß man glauben sollte, kein Hund würde von diesen schlechten fabelhaften Personen ein Stück Brod annehmen. Aber sie, sie selbst schleichen

sich heimlich und gevatterlich an die verdeckte Lasterquelle und bringen ihre besten Stunden damit hin, das durchsickernde Wasser tropfenweise mit gierigem Munde aufzuschlürfen. Mache ich es ihnen bequemer, werfe ich die Steine und den Schutt bei Seite, damit der Born der Wollust und der Grausamkeit vor allen Augen lustig hervorsprudele. Eine schäumende gewaltige Springquelle aus den düstern Abgründen der menschlichen Natur, der großen Schöpfung selber. Nur mit zitternder Hand stoße ich die Sonde einer schaurigen Wißbegierde in die geheimnißvolle Tiefe hinab.

IV.

Sind Wollust und Grausamkeit, so unzertrennlich in der Erscheinung, ursprünglich mit einander verwandt?

Die eine scheint der Lust, der Liebe, der Schöpfung anzugehören; die andere dem Schmerze, dem Hasse, der Zerstörung.

Aber wer hat die Natur dieser Doppeltriebe gehörig untersucht? Die Philosophie? Sie tritt nur darum mit den Ansprüchen und dem Namen der Philosophie auf, weil sie die Triebe von sich abstreift und mit Füßen tritt, welche das göttliche All und die

menschliche Brust bewegen. Ihre Hirnschale ist offen nach dem Himmel der Metaphysik, verschlossen und feuerfest nach dem irdisch niedern Sitze der Gefühle und Leidenschaften. Läßt sie sich herunter auf dieses Feld, so verräth sie eine bedauerliche kindische Unbeholfenheit. In den Kompendien ihrer Moral-Psychologie, oder wo man nur Aufklärung über einen wichtigen Gegenstand des vereinigten Körper- und Seelenlebens zu finden hofft, findet man nichts als die ärgerliche lange Nase, mit der sie Einen abziehen läßt.

Es ist richtig, aber wenig gesagt, zu sagen, daß Lust und Schmerz die Begleiterinnen unserer Gefühle seien, daß man alle Empfindungen von den tiefsten bis zu den höchsten, von den reinsten bis zu den schmutzigsten betrachten müsse als Modifikation des Ichs, hervorgerufen durch das ewig wechselnde Spiel der Verhältnisse zwischen den Gegenständen und Vorstellungen einerseits und den Grundgefühlen des Schmerzes und der Lust auf der andern Seite. So scheint es; aber wer sagt mir, wie das eine und einfache Ich zugleich den Schmerz und die Lust als etwas Entgegengesetztes in sich beherbergen könne, und welches von diesen Gefühlen, sowohl in ihrem Gegensatze als

in ihren unmerklichen Wechselverflößungen das reine und ursprüngliche zu nennen.

Schmerzen umringeln mit Schlangenköpfen die Lust, und die Wehmuth ist nur ein lüsterner Schmerz; gleich wie ein Kämpfer, der sein warmes Blut aus klaffender Wunde strömen sieht, von einem unnennbaren ohnmächtig süßen Lustschmerze durchrieselt wird. Wie manchesmal begehrt man sogar den Schmerz aus Lust, und nicht allein, wie Herbart beispielweise vom Begehren des elektrischen Schlages anführt, des Experimentes wegen. Es gibt Menschen, ganze Völker, die sich mit Schmerzen wollüstig quälen; und muß man auch in den düstern Religionsbegriffen der Inder den Hauptgrund ihrer vieltausendjährigen Selbstpeinigung aufsuchen, so redet mir doch Niemand aus, daß ohne geheimnißvolle Mitwirkung und Aufforderung von Seiten der Natur jener Begriffe Joch und Peinstachel der Natur selber unerträglich geworden wäre. Die Büßenden, die Schüler der Pegalehre berauschen sich frühzeitig mit dem Opium der Schmerzen, und je mehr sie sich abstumpfen gegen die Wirkungen des Giftes, desto stärkere Portionen verschlucken sie davon.

Die Liebe, ist sie nicht eine Lust? Und der Haß,

ist er nicht ein Schmerz? Dennoch liebe ich diesen feurigen Schmerz des Hasses. Ich hasse con amore, die häßlichen Widerspiele meiner Liebe. Mit welchem Vergnügen haßte Luther den Papst, die Pfaffen, den Teufel, die Lüge, die Sektirer. In mancher seiner polemischen Schriften hallt es wie donnernder Jubel und ingrimmige Vernichtungslust über dem Babel von Sankt Peter, über den erschrockenen Köpfen seiner Feinde. Es ist kein Wunder, daß die Rotten und Teufel ohnmächtig vor seiner Stimme zu Kreuz krochen. Melanchthon, sagt er einmal, fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust und Liebe. Als ob er, Luther, der protestantische Sankt Michael, mit weniger Lust und Liebe umgerissen, dareingeschlagen und zertrümmert hätte.

Lust und Liebe sind Schöpfung, Haß und Schmerz, Zerstörung? Ja und nein. Das ist es eben. Die Natur scheint überall die höchste Blüthe des Lebens an Untergang und Zerstörung geknüpft zu haben. Das Insekt begattet sich und stirbt. Des Menschen höchste Liebeslust ist ein augenblicklicher Selbstmord. Dem armen erschaffenen Schöpfer ergreift das Vorspiel und

das Vorgefühl seines künftigen Todes. Mitten im Traum der Lust und der Liebe erleiden wir Schiffbruch, das feste Dasein versinkt und die Bruchstücke unsers Lebens schwimmen jammernd und ächzend im wollüstigen Meer der Vernichtung.

V.

Sahest du ein neugebornes Kind im selben Augenblick, wo es nach neunmonatlicher Gefangenschaft in einem Kerker ohne Licht, ja ohne Luft, schreiend Licht und Luft begrüßt? Sage mir, was schreit aus diesem zappelnden, blinden, verdrießlichen häßlichen Wicht? Uebereile dich nicht. Die Antwort ist entscheidend, wie es mich bedünken will, für die wichtige Frage nach dem Grundlaut aller menschlichen Empfindungen — wenn es einen solchen gibt. Und muß es nicht einen solchen geben? Verstößt es nicht geradezu gegen die Gesetze unseres Verstandes, ein Wesen auch nur denkbar zu finden, dem die nothwendige Bedingung aller Existenz, ursprünglich innere Einheit mangelt? — Nun vergleiche ich den ersten Schrei eines neugebornen Kindes mit dem Laut, den eine Flöte von sich gibt, wenn man plötzlich und heftig in ihr Mund-

lich einflößt, ohne die Schalllöcher mit den Fingern zu decken. Der kleine Emporkömmling und Lebensneuling hat noch keine Tonleiter der Gefühle; der erste Schrei, der ihm entrissen wird, ist ein Unton; aber dieser Unton bricht gewaltsam aus der Tiefe seiner Existenz hervor und macht, wie bei der Flöte, den leidenschaftlichen seelischen Unton derselben aus. Welcher, was schreit aus dem neugeborenen Kinde? Schmerz? Das glauben die Meisten, weil das Kind erbärmlich thut. Diese denken an den empfindlichen Luftdruck u. s. w. Lust? Das glauben Einige, welche sich durch die feine Grimasse nicht verführen lassen, dem befreiten Geschöpf andere als leidlich angenehme Empfindungen unterzulegen. Was mich betrifft, ich glaube weder an Schmerz noch an Lust im ersten Moment des Lebens; viel weniger an eine Mischung von Schmerz und Lust, beide als ursprünglich vorausgesetzt. Ich glaube an ein namenloses Etwas, an eine zweifelhafte Ur- und Grundempfindung, die beider, des Schmerzes und der Lust unbekannte Mutter ist. Der kleine fleischerne Memnon mit seinen ägyptischen Gesichtszügen und seinen krummen Gabelbeinchen, erklingt, wie der große granitne, von einem langgehaltenen einfachen mysteriösen Laut, sobald die Morgen-

eiche des Lebens seinen Scheitel berührt. Alle Weisen des Morgenlandes verstehen die Sprache nicht, die nicht lacht und nicht weint und sich begnügt, den unausgebrochenen Kern des Daseins ebenso kund zu geben.

Wäre es Schmerz, wie entwickelte sich später Lust aus Schmerz; wäre es Lust, wie dränge sich später Schmerz in die Lust. Nur aus dem tiefinnersten Einklang beider begreift sich deren Möglichkeit. Nur wenn Schmerz und Lust ursprünglich eines und dasselbe, erklärt sich deren Polarisation und das unaufhörliche Umtauschen der Pole im Prozesse des Lebens.

VI.

Die Wollust ist nicht die Lust. Die Wollust ist die Lust an der Lust, und daher ist sie unersättlich und glühet fort, auch wenn die Flamme der Lust erloschen. Und weil die Wollust unersättlich, quält sie die Lust, und die Lust wird zur Pein und zur Qual. Daher erregt Wollust die Grausamkeit, die Lust am Schmerze, die Lust der Qual und der Peinigung, eigener und fremder.

Ich sah am frühen Morgen eine aufblühende Knospe. Mit grünen Fittigen schwebte sie am Ro-

Knospenbruch, und ich freute mich kindlich an ihrer kindlichen Schönheit und mein Herz fühlte die aufknospende Wollust. Und das Rosenkind entfaltete sich zur Rosenjungfrau und die Augen meiner Lust entzündeten sich an den ihrigen und mein Herz fühlte die reifende Wollust. Und als ich mich satt gesehen an ihrem Liebreiz und ausgeschlürft die Seele ihres Duftes, da war die Lust in mir noch durstig und durstiger als zuvor und ich riß die Rose wild vom Stengel und drückte sie in verliebter Grausamkeit an mein Herz. Und als die Last ihres welken Lebens durch meine Hand gebrochen war und sie traurig den Kopf hängen ließ, da steigerte sich meine Lust zur Wuth der Tyrannei und ich zerpflückte ihre Blätter bis auf das letzte und als ich das letzte zerpflückt hatte, und meine Rosenlust ganz todt war, da schaute ich mit kaltem Hohn auf die leere Schale, der ihr als Wiege, als Thron und als Bett gedient und erst spät und langsam gingen mir die Augen über und ich schluchzte die alte ewige herzzerreißende Klage vom Untergang alles Schönen auf der Erde.

Eine andere Sage und Klage weht von den Palmblättern Indiens herüber. Nach dieser namentlich ganzen pflanzten die ersten reinen Menschen sich fort durch

Vermischung ihrer lüsternen Liebesblicke. Aber des Mannes Auge verlor allmählich seine schöpferische Kraft und des Weibes Auge wurde aufzudecken. Mann und Weib reichten sich gierend die Hand. Und des Mannes Hand gab, und des Weibes Hand empfing das Leben. Allein auch diese Art der Fortpflanzung entsprach nicht lange mehr dem ungestümen Sinn der beiden Geschlechter. Der Kuß, die festere Vermischung des Atems und der Lippen trat an die Stelle derselben. Damals, glaube ich, ist der Elfe des Kusses, durch die Schwester der Wollust, die Grausamkeit, sichtbarer worden. Denn als Liebe und Verlangen glühender und ungestümer wurden und auch der Kuß das Küssen nicht mehr befriedigte und stillte, da brauchten sie Gewalt und der Liebende machte der Geliebten Pein durch Lebenausziehen, Lippenpressen, Wundküssen und alle jene Grausamkeiten des wollüstigen Küssens, welche die Sprache der Liebe süße nennt. Und die Menschen sanken noch tiefer und die Liebe, die einst frei und schüchtern die Jungfrau überstrahlte, überschattete sie mit ihren Flügeln.

Und ihr einer Flügel ward die Wollust und ihr anderer Flügel die Grausamkeit.

VII.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Reise.

Vom Vermögen der Zeit zu glauben und zu handeln.

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] zu lassen, [illegible] freilich am Ende die ganze Kunst zu leben. Aber auch [illegible] [illegible] sich zu verlieren, gilt eine und dieselbe Thorheit. Es ist ebenfalls gleichgültig, ob man das [illegible] [illegible] beim [illegible] oder beim [illegible] von der [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] ob man sich's gut bei Tische noch auf dem [illegible] [illegible], wo's die [illegible] [illegible] oder [illegible] anfangen. Das [illegible] [illegible] [illegible] so gut auf die eine, als auf die andere Weise. Es ist keine Rettung, weil keine Einsicht in das Leben, weil [illegible] [illegible] über den [illegible] der [illegible] wie der [illegible] liegen.

[illegible] [illegible] man die [illegible] [illegible] zu [illegible] auf. Die Welt lebt in [illegible] [illegible], weil sie auf [illegible] Weise nicht [illegible] und [illegible] kann. Das [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] der [illegible] ist ihr so tief eingegraben, daß sie, wie [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], auch am [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] auch. Es [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible]. Es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] zu [illegible]. Wie [illegible] [illegible] [illegible] auch die [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

allgemeine [illegible] [illegible] gegen die [illegible] einer [illegible] nicht [illegible] darf, welche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] man [illegible] dem [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und eine [illegible] [illegible] [illegible] für das [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible]. Wenn auch von der einen Seite die alte [illegible] [illegible] des [illegible] sich [illegible] im [illegible] der Zeit und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible], wenn auch die [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] im [illegible] des [illegible] sich [illegible] und man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] sich [illegible], wenn also von dieser Seite die [illegible] zur [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Charakter, den allgemeinen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] hat, so [illegible] sich auf der andern Seite nicht in Abrede stellen, daß bei [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] des [illegible] [illegible] zugleich den [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible], das [illegible] u. s. w. [illegible] und [illegible] [illegible] werden. [illegible] man [illegible], daß die alte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], und man

[illegible] doch immer der [illegible], zu [illegible] Zwecken angestellten, Verbreitung des Lichts von Seiten der Priester, einen allgemeinen festen Glaubensgrund gleich unvermeidlich für beide Theile [illegible] habe, will man nicht in Voltaire's [illegible] Einseitigkeit zurückfallen; daß aber die heutige Theologie die [illegible] Glaubensüberzeugung immer mehr unter dem Fuße des [illegible] [illegible] und die Verkündiger des [illegible] Evangeliums mitten in [illegible] [illegible] zu [illegible] und [illegible] geworden sind, so sieht man leicht, welches Gewicht durch die letzte Betrachtung [illegible] [illegible] Gegenseitigkeit in die Wagschaale unserer Zweifel fällt. Die Frage nämlich, wie es hätte geschehen können, daß die frühere Kirche sich allein [illegible] des Glaubens [illegible] können, während jedes Herz vom Glauben [illegible] und zum Glauben gezwungen war — denn der mittelalterliche Glaube war damals wie der Zeit eine natürliche Nothwendigkeit, so daß noch gegenwärtig das gemeine Volk vom Glaubenden zu sagen pflegt: er muß darum glauben — die Frage liegt für unsere Zeit eine eben so [illegible] Gegenfrage auf dem Fuße nach, wie es nämlich zugehe, daß die heutige Kirche sich im Besitze des [illegible] Glaubens behauptet, während der

allgemeine Zeitstrom von Denkbildern und halbverwischten Erinnerungen desselben mit sich führt. Mögen die alten Priester der Cabinetterien getrieben und die gläubige Menge mit mancherlei Gebräuchen und Dogmen an der Nase herumgeführt haben; das begreift sich allein aus ihrer unumschränkt herrschenden und herrschsüchtigen Charakter, wohl es auch nicht durch die Thatsachen der Geschichte außer allem Zweifel gesetzt. Dieses Verfahren schließt aber wie bemerkt, nach Bischof eine nachhaltige, vom Brauchthum unabhängige Einführung sich bei schließende Grundüberzeugung von dem Überheiligsten, von der übersinnlichen Bedeutung der Mysterien und den wesentlichen Punkten des gemeinsamen Kirchenglaubens aus. Ein ganz anderer, ein viel schwererer Verdacht lastet auf der priesterlichen Redlichkeit unserer Tage. Im gemeinen Leben spricht man sich gewöhnlich so deutlich aus: die Pfaffen wollen das Volk dumm halten, damit sie ihre Herrschaft über das Volk nicht verlieren. Viele gehen noch weiter bis zu der Meinung auf, daß sie selbst eben nicht, daß dem Volke der altehrwürdige positive Glaube beigebracht wurde, Schutz und Glauben haben. Hauptsächlich das Letzte, nämlich das Interesse und Einkommens wegen, liegt der Staatsklugheit daran; wenn das Volk

sei eine wilde Bestie, der nur die Religion Zaum und Zügel anzulegen vermöge. Und bei allen diesen und ähnlichen tagtäglichen Redensarten wird in Hinsicht der Glaubensprediger das Allerschlimmste vorausgesetzt, mag es nun Lob oder Tadel finden: die absichtliche Heuchelei in Verwaltung der geheiligten Mysterien, der offenste Betrug in der Verkündigung jener biblisch kirchlichen Hauptdogmen, welchen nach dem unerschütterlichen Glauben früherer Jahrhunderte die alleinseligmachende Kraft innewohnte. Man geht dabei von der Ueberzeugung aus, daß die Priester zu klug seien, um klug scheinen zu wollen, daß es eine Ungereimtheit sei, anzunehmen, der Geist und die Wissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts vertrüge sich noch in irgend einem Sohne desselben mit dem dunklen Glaubensgeflechte des Judenthums, und als könne, wie nach dreihundertjährigem Schlafe, ein Luther in der Person eines Herrn unmittelbar wieder zur Erscheinung kommen und die fünf und neunzig Thesen von Wittenberg neu anschlagen. Aufrichtig zu bekennen, auch mir scheinen dergleichen Erscheinungen ungemein in's Verdächtige, und ich kann, so gern ich will, auf einer gewissen Höhe moderner Wissenschaftlichkeit und Bildung den plumpen Wunderglauben ehemaliger Zeitalter nicht vertrauen. In

eine eben so plumpe Heuchelei zu denken, liegt mir fern; näher der Gedanke an eine innere Unsicherheit und ein fortdauerndes stilles Bewußtsein der Täuschung, das sich in die seltsamsten Formen verkleiden und sogar einen Theil der Beredsamkeit ausmachen kann. Wenn selbst ein Luther in manchen Augenblicken über Schwäche des Glaubens klagte, und den Anfechtungen des Teufels zuschrieb, was wir in ihm als die gesunde Schärfe seines Verstandes anerkennen, so begreift sich leicht, daß in einer Zeit, in der zum Zweifeln nicht einmal viel Verstand gehört, weil der Gemeinverstand zweifelt, zum Glauben aber eine singuläre Kraft, weil der Gemeinglaube verschwunden, die Klagen über Schwäche des Glaubens sich vervielfachen müssen und in mancherlei Formeln, als Gebete um Stärkung im Glauben u. s. w., in die Predigt verflochten werden. Damit hängt das ewige Schwanken in jenem Gegensatze, den sie Gnadenleben und natürliches Leben nennen, innig zusammen; und die öftere Erwähnung und rhetorische Verarbeitung dieses Gegensatzes liefern wol die sicherste Anzeige, daß er ihnen selbst wunderlich durcheinanderläuft. Je schlechter sie aber den natürlichen Menschen machen, desto verdächtiger scheint mir der begnadigte Mensch in ihnen. Wären sie nämlich

von jenem positiven göttlichen Leben oder Glauben wahrhaft durchdrungen, so würden sie die Negation desselben kaum gewahr werden, geschweige alle ihre Reden damit ausfüllen, wie mit einem unabweislichen Element. Damit geben sie denn ihren Zuhörern nur ihr eigenes Unvermögen und den Mangel eines freudigen, alle Denk- und Lebensrichtungen ergreifenden, Glaubens auf das lebhafteste zu bedenken. Sie gleichen den Leuten, die Arme und Beine wie zum Schwimmen heftig in Bewegung setzen und doch nur auf trocknem Sande zappeln. Anders macht es Schleiermacher in seinen Predigten. Dieser Geist ist so einzig und die Zahl seiner Anhänger, oder derer, die sich kraft seiner Vollmacht Gläubige nennen, ist in Deutschland so gewachsen und begreift so viele junge Leute, daß ich ihn, da ich mich einmal auf diese Verhandlung eingelassen, nebst seinem Einflusse auf die christgläubige Theologie besonders charakterisiren muß. Schleiermacher war das buckligte Genie des Glaubens, wie Voltaire das buckligte Genie des Unglaubens. In seiner Kirche in Berlin glaubte man unter Christen zu sitzen, die ein achtzehnhundertjähriges Christenthum gereift, und nicht, wie bei jenen unter Heiden, die zu den Weihen des Christenthums erst denselben Tag heranbeschworen,

und gepredigt werden sollten. Er setzte die Thatsache des christlich religiösen Lebens unter seinen Zuhörern voraus, und entwickelte die positivesten kirchlichen Dogmen so gewandt und scharfsinnig und beschränkte sie in ihrer Geltung so dialektisch, daß die Zuhörer, in den leichten Aether seiner geistigen Welt heraufgehoben, darin wie in einem eigenthümlichen christlichen Element zu schwimmen schienen, während sie doch eigentlich nur sich seiner dialektischen Arme und Beine bedienten, oder durch seine geschickte Hand darin schwebend erhalten wurden. Dieses zeigte sich, wenn das letzte Wort von der Kanzel verhallte und jeder Einzelne den Gewinnst an Glauben und Ueberzeugung nach Hause tragen sollte. Da fehlte ihnen eigentlich das wahre Objekt, das ihnen von der einen und von der andern Seite so künstlich verschränkt und so bedingungsweise dargestellt worden, daß sie hinterher nicht daraus klug werden konnten. Ich fordere die größere Zahl von Schleiermachers Zuhörern auf, meine Bemerkung zu bestätigen. Ob Gott dreieinig, ob Christus zum Himmel gefahren, ob Christus Gottes Sohn, ob irgend eines seiner Wunder ein Wunder, ob die Todten auferstehn und die Person des Menschen unsterblich u. s. w. über alles das zerbricht Berlin sich noch gegenwärtig den Kopf, als ob

Schleiermacher nicht dreißig Jahre lang abwechselnd darüber gepredigt. In der That konnte Niemand für sich Schleiermacher ersetzen und so verführerisch ein solcher Mann für junge Theologen sein mußte, die durch ihn eingeführt werden wollten in das Geheimniß, wie der Glaube der früheren Zeit mit dem Verstande der jetzigen vereinbar, so trat fast immer an ihrer nachahmenden Schwerfälligkeit der Widerspruch, der zu vermeiden, um so deutlicher hervor. Nur die Feinheit und unendliche geistige Beweglichkeit eines solchen Mannes konnte nach meiner Ansicht dieser Zeit das Phänomen einer kirchlichen reformirten Dogmatik bereiten, die sich auf dem Standpunkte ihres Verfassers für christlichreligiös und kirchlich gläubig ausgeben konnte und in der doch kein Stein des alten Gebäudes auf einander blieb. Schleiermachers schwebendes Bewußtsein über allem Positiven, hatte ihn befähigt, als Mufti eine eben so gläubige kirchliche Dogmatik zu schreiben. Wer, wie er, in jedem Positiven etwas Wahres zu finden versteht, ist für alle Denkkreise und Zeitalter gerecht. Und obwohl er vielleicht das Prinzip: in jedem Wahren etwas Falsches, in jedem Falschen etwas Wahres, nicht als Motto über seine Dogmatik oder das Portal der Schloßkirche gesetzt, so bewies er

doch, daß es seinen geistreichen dogmatischen Kon- und Destruktionen zu Grunde lag.

Breche ich ab. Der Glaube soll aushelfen, aber der Glaube ist unsere Krankheit, er ist verwittert in unsern Herzen und die Artikel des Heils für die vergangenen Jahrhunderte bringen uns keinen Segen mehr.

Eben wie der Glaube ist aber auch das Handeln gehemmt, weil das Prinzip, das bisher dem Handeln zu Grunde lag, seine Federkraft verloren und nur noch als todtes Gehäuse den Raum ausfüllt und bewegt, der die Lebensmaschine in Bewegung setzen soll. Diese Stockung fühlt sich wohl noch unbehaglicher und schmerzlicher, als die Stockung des Glaubens; weil wir uns, auf's Handeln von Gott angewiesen, in den mannichfaltigsten Trieben und Thätigkeiten verunsichert und paralisirt finden. Dahin gehört denn auch die staatsbürgerliche oder politische Thätigkeit. Daß es uns Deutschen am besten Willen nicht dazu ermangelt, haben wir, denke ich, nach den Julitagen hinlänglich bewiesen. Allein diese Anregungen kamen nur von Außen, und die Hände sanken eben so schnell vom begonnenen Werke herab, als sie zugegriffen. Von Anfang an setzte ich kein Vertrauen darauf; und kann

dieses durch ein kleines Gedicht darthun, das ich in jener Zeit dem eifrig braven Maltitz für den norddeutschen Merkur überließ, es enthält nur zwei Strophen und mag immerhin auch jetzt noch — zumal hier an geeigneter Stelle — des Abdrucks würdig sein:

Mag der Franke den Marseiller singen,
Schlürfen den Champagner der Gesänge,
Der, weil ihm die Flasche ward zu enge,
Ließ den Kork bis an die Neva springen.
Deutsche, schlürfet nicht den fremden Schaum;
Dürstet, dürstet nach dem Rheinweinliede,
Das für künft'ge Luther, Winkelriede
Wächst auf eurer eigenen Berge Saum.

Mag der Franke seine Trikolore
Wehen lassen über Frankreichs Lande.
Ha, er trug sie einst in unsre Thore
Und sie flatterte um uns're Bande.
Deutsche, holt des Reiches Fahne her,
Wo sie modert, aus dem Arsenal,
Daß der junge Morgen sie bestrahle,
Und sie flatt're über Land und Meer.

Dieses Unvermögen zu handeln, weder auf die hergebrachte Weise, die im Mittelalter großartig, kühn, dann bürgerlich, städtisch, ehrenfest, ins Philisterhafte ausartete, noch auf fremden Antrieb nach auswärtigen Gesetzen, macht aus dem gegenwärtigen Deutschland

eines der verworrensten, peinlichsten, schläfrigtrübseligsten Länder der Welt. Alles fühlt sich gehemmt, entmuthigt, hoffnungslos bei hoffnungslosen Zuständen. Und da wir Deutsche gar gewöhnt sind, in Mißverkennung unsers Eigenthümlichsten, unsere Hoffnungen an die Hoffnungen des übrigen Europa zu knüpfen, so ist für uns eine Zeit eingetreten, wo wir mit stummer verzweiflender Resignation in Gegenwart und Zukunft hinausblicken. Wenigstens diesen Irrthum will ich zu bekämpfen suchen, und ich will Rosen jedem Schriftsteller auf den Weg streuen, der mich darin unterstützt. Während die bleiche, flüchtige durch Frankreich verrathene Polonia ihre Blutspuren über alle Grenzen schleppt und die reinliche Polizei mit einem Aschenbeutel hinterherzieht und die abscheulichen Flecke überstreut, nimmt Frankreich mit gebundenen Händen eine Prise contenance und Deutschland verzweifelt, weil Frankreich nicht mehr handelt und in Paris alles aus zu sein scheint. Die Deutschen, mitsammt den übrigen Europäern haben sich einmal daran gewöhnt die Axe des europäischen Lebens sich vom Schicksal so gezogen zu denken, daß Frankreich den positiven Freiheitspol, Rußland den negativen darstelle. Allein diese französisch-russische Polarität, so lebhaft sich dieselbe namentlich

in den Julitagen aufdrang, ist nur eine flüchtig vorübergehende Erscheinung im erhabenen Prozesse der europäischen Freiheitsentwickelung. Der Russe einzeln und persönlich genommen läßt sich so leicht französisiren, und der einzelne Franzose, ja die ganze Nation, wie unter Napoleons autokratischem Zepter so hastig russisiren, daß ihre beiderseitigen Polaritäten sich austauschen können, ehe man die Hand umdreht. Deutschland, das ewige, natürliche Zentralland der Bewegungen Europa's, sieht seinen nationellen Genius, troß seiner Selbstverkennung, weder mit dem russischen noch mit dem französischen Volksgeiste verwandt und wird daher weder dem Russenthum, noch dem Franzosenthum, weder seinen östlichen Fürsten, noch seinen westlichen Demagogen dauerhaften Vorschub leisten. Nur das Volk, das bisher die Geschichte der absterbenden christlichen Welt mit Ideen geschwängert, wird den Beruf zeigen, neue geistige Evolutionen hervorzurufen. Die französische Revolution ist durchaus keine schöpferische That, von der eine neue Aera der Weltgeschichte begänne. Niemals hat der französische Genius sich als ein schaffender gezeigt. Ich möchte den Blitz sehen, der aus der Tiefe einer französischen Natur, eine neue Welt von Gedanken entzündete. Laßt die Franzosen

auftreten mit einem einzigen Gedankenkönig, der unsern deutschen Ideenkaisern sich gewachsener fühlte, als der betende Ludwig, der mordende Ludwig, der galante Ritter Franz, unserm Heinrich dem Vogler, unserm Rothbart, unserm Otto, unserm Friedrich dem zweiten, Karl dem fünften, diesen in Granit gehauenen kaiserlichen Reichsapfelträgern, denen kein französischer König auch nur an den Schwertknopf reichte. Jakob Rousseau? Ja, Er allein ist es, der dreist in die Schranken treten mag, denn sein Blick leuchtete vom Abglanze einer himmlischen Muse und sein Geist war umhüllt von der göttlichen Dämmerung des Genie's. Aber der Bürger von Genf war kein Franzose, eben so wenig wie Karl der große und Napoleon, da hast du sie alle drei, Nichtfranzosen, die Frankreich mit ihrem Genius verherrlichten.

Von Deutschland, oder wenn man will, von der skandinavischen Halbinsel ging die neueuropäische Bewegung aus. In der pyrenäischen Halbinsel fand sie ihr Ende. Die Stämme, die über die Meerenge von Gibraltar setzten, gingen in Afrika unter. Nun trat zwischen jenen Gothen die jüngst über das baltische Meer drangen und ihren Enkeln, welche die Pyrenäen erkletterten, ein Zwischenraum dunkler Jahrhunderte, in

welchen auch die galischen, britischen Mittelländer Europa's von den Kämpfen und Siegen des Germanenthums wiederhallten. Deutschland wurde das Zentrum; Italien blieb am schwächsten berührt. Die Schweiz zog das reinigende Gewitter ab und Italiens Luft blieb schwül. Als Nation ward Spanien die stärkste, was sie noch jetzt, Gemisch von iberischem Silber und germanischem Eisen. In Frankreich wog das Quecksilber vor und die gemischten Eisentheile verloren sich in der gallischen Masse. England ein Amalgama der Zinninselbewohner mit den Eisenmännern des Nordens.

Wenn nun die Freiheit durchaus aus dem Geiste der Nationalität hervorblühen kann, wie ich's behaupte, so sollte man die Axe des europäischen Lebens in jener Richtung ziehen, wo Spanien und Skandinavien sich polarisch gegenüber stehen und Deutschland als die Zentralkraft begrüßen, welche, wenn irgend das im göttlichen Plan liegen sollte, einen neuen Lebensumschwung bewirken müßte.

Das ist das Hoffnungsreiche und am Ende verkündet auch unser glaubens- und staatsgesellschaftlicher Krebs — die wiederkehrende Sonne.

Der Löwe.

Die schlafende Freiheit.

I.

Damals, ich meine im Jahr 1813, ließen Metternich und Hardenberg die deutsche Freiheit los gegen die Franzosen. Der alte Leu, er hatte bis dahin Jahrhunderte lang in verschiedenen deutschen Staatsgefängnissen, nämlich deutschen Staaten, ruhig an der Kette gelegen und geschlummert. Er fühlte sich sehr abgespannt nach der dreißigjährigen Selbstzerfleischung. Da brannte ihm die französische Revolution eine Rakete unter der Nase ab. Er erwachte von ihrem feurigen Geprassel, um sogleich mißmuthig wieder einzuschlafen. Da trat Napoleon ihm böhmisch auf den Schweif und spie ihm verächtlich in's Gesicht. Und das war ihm zu viel. Er erhob sich. Deutschlands Fürsten traten

hinan an das königliche Thier, streichelten ihm herablassend gnädig die grobgesträubte, teutonischgelbe Mähne und drückten ihm in ihrer Herzensangst unter den schönsten Versprechungen die grobe treue Pfote. Und der alte Löwe erhob seinen Schweif, wie Jacks seinen mit eisernem Morgenstern gezierten Dreschflegel, und sprang brüllend über den fortschleckenden Rhein und schlug dem korsischen Adler beide Flügel ab. Darauf wurde der Adler zu Schiff nach einem einsam fernen Felsen gebracht und auf dem kahlen Gipfel niedergesetzt und von Sir Hudson Lowe zu Tode gefüttert.

Gleich nach des Löwen Heimkunft nahm Metternich die Fürsten beiseite, und flüsterte ihnen zu, schauen's, wie erhitzt unser alte Löwe aussieht, wie unerlaubt jugendlich er an den Stangen der Turnplätze hinanklettert, wie hartnäckig, ja drohend er seine kaum wiedergewonnene Stimme erhebt, um uns an die Erfüllung unserer Versprechungen zu mahnen. Ich beschwöre eure Majestäten, auf diese ehemals so gesetzlich schläfrige und gutmüthige, nun aber gefährlich alterirte Bestie ein wachsames Auge zu halten, und Ihre geheiligte Personen nicht durch unvorsichtiges Annähern in Gefahr zu setzen. Inzwischen werde ich die zweckdienlichsten Maßregeln ergreifen, um das arme Thier aus

seiner fieberhaften Muskelspannung in den versilberten wohlthätigen Schlaf zurückgefallen.

Und die deutsche Freiheit, Dank sei es jenen Maßregeln, schlief wieder ein.

Freilich nach den Julitagen hat der alte Leu ein Paar kurze Sätze gemacht und hin und wieder ein Paar abgebrochene eherne Posaunenklänge aus seiner gewölbten Brust verloren; aber sein österreichischer Wächter lächelte dazu. Er kennt genau die Widerstandskraft der Kette, die in den Stückgießereien von Wien und Berlin zu Stande gekommen. Er selbst hält ihren letzten Ring spielend in der Hand, und sollte einmal seine reizende, jugendlich schöne Gemahlin ein Gelüste bekommen, auf einem Leuen zu reiten, wie Danneckers Ariadne auf einem Panther, so läßt der beglückte Fürst sie ruhig aufsteigen und Thorwaldsen verewigt die anmuthige Gruppe in cararischem Marmor.

II.

Metternich lächelt, der moderne, zierlich diplomatische Jupiter Ost-Europa's lächelt, er der den habsburgischen Adler mit gewundenen Donnerkeilen sich zu Füßen ruhen sieht, der seinen erhabenen Vorgänger, den kriegerischen Jupiter Europa's verrathen, gestürzt,

prostituiert hat, der sich der listigen Verhüllungen des alten Olympiers bedient, um die Unterschiedenheiten an sein System zu fesseln, der in der Lombardei die Gestalt eines ungarischen Stieres annimmt und auf den sonniggelben Wiesen des Po weidet, der als Schwan seinen weißen gefiederten österreichischen Hals in die Palläste spiegelnden Kanäle von Genua taucht — Metternich lächelt, denn die deutsche Freiheit schläft wieder.

Lassen wir Metternich lächeln und blicken dem schlafenden deutschen Löwen in's Gesicht. Tretet herbei, ihr Völker Europa's, kommt heran italienischer Fuchs, spanischer Tiger, französisches Windspiel, englischer Leopard, nahet euch und belauscht den Schlaf eines Königs. Eines Königs, sage ich. Ihr werdet ihm doch diesen Titel nicht streitig machen, weil er schläft? Sie haben ihm was eingegeben, sie haben ihm einen bösen Trank gemischt, sie haben seine edlen, einst so hülfreichen Glieder verrätherisch hingestreckt — doch betrachtet sie, es sind die Glieder eines Löwen, eines Königs. Er ist noch derselbe, der den römischen Erdkreis angstvoll erzittern machte, als seine Stimme zuerst aus Germaniens Urwäldern erscholl. Derselbe, der, als er aus ihrem heiligen Dunkel heraustrat, die

weltlich herrschte alle Welt unter seinen Füßen in Trümmern zermalmte. Derselbe, der als Völkerlawine die Länder Europa's durchbrauste und mit triumphirendem Blick sich breit von den Thronen seines Vorgängers in die Wiegen des romanischen und mittelalterlichen Wesens [illegible]. Derselbe, der seinen Heldensamen in Spanien, Frankreich, England so verschwenderisch ausstreute und dem alle diese Völker verdanken, was Großartiges, Kriegerisches, Freiheitathmendes in ihren Jahrbüchern lebt.

Doch, ich weiß, Völker haben ein schwaches Gedächtniß, und ich darf nicht erwarten, daß die Erinnerung an Arminius in euch aufdämmert, wo ihr noch als Kinder in der Wiege lagt. Er [illegible] weiter, ihr Völker Europa's. Der Riese, der vor euch liegt und schlummert, ist derselbe noch, der in Luther's erhabener Gestalt verkörpert, jenen gewaltigen Gedanken [illegible] über das romanische Rom, der jenen gewaltigen das Steuer der Weltgeschichte ergriff, das Panier der Geistesfreiheit aufschwang, und durch seine Ideenwanderungen nicht minder, wie einst durch seine Völkerwanderungen Europa erschütterte und verjüngte.

Wohlan, betrachtet ihn, betrachtet einen König.

Noch ist er keine Leiche, nur seine Glieder sind erstarrt, nur sein Auge geschlossen, die Seele lebt, die Brust athmet, die mächtige Stirn zuckt von Träumen und Gedanken, er grübelt — vielleicht die Völker Europa's grübelt er darüber nach, durch welche Thaten, welche Weltbefreiungsthaten er den Bann lösen mag, der ihm Leib und Glieder lähmt.

Völker Europa's, hat der alte deutsche Riese das Wort der Befreiung gefunden, so wird er auch zum drittenmal die Thore der Weltgeschichte öffnen. Eure Revolution, Franzosen, hat die sieben Siegel des geheimnißvollen Buches noch nicht aufgebrochen. Als in den Julitagen das alte Königthum, mit Lilien und Sternenkronen bedeckt, über den Kanal flüchtete, als der Thron einstürzte und die Trabanten an seinem Fuße erwürgt waren, wer hinderte euch die Freiheit auf das Piedestal zu heben, das sie erwartete?

Eure Revolution, Franzosen, war nur die Folge der bei euch gewaltsam zurückgetretenen Reformation. Wäre England katholisch geblieben, ein Blutbad und einen Aufstand nach furchtbarem Ermordeten hätte die Insel erschüttert. Die Revolution hat Frankreich durch einen Gewaltschritt dahin gebracht, wohin Deutschland im

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — zu Beseitigung des Königthums, was auch in Frankreich als Resultat in die Augen springt. In England ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. England wird [illegible] [illegible] [illegible] oder lang [illegible] in Europa [illegible] Throne.

[illegible] die England [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] englische [illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Jungfrau.

Ewig Dieselbe.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ich [illegible] mich in einen [illegible],
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]:
Zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible].

Hin ist der Traum — und doch, ich hoff' ihn
[illegible];
Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]:
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Du weißt [illegible] [illegible], du weißt, o Julia!

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. —
Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Der Skorpion.

Heine's Lieder.

Im Sommer 1830 mit Heinrich Heine in Hamburg zusammenlebend, erinnere ich mich eines Morgens früh ihm einen Besuch abgestattet zu haben, der allem Anschein nach nicht ohne Einfluß auf die Sterne blieb, und vermuthlich die nächste Veranlassung gab, daß Heine's Lieder, wenigstens eine Gattung derselben, im Abendreiche stimmen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, diesen Besuch als Einleitung vorauszuschicken. Als ich mich an seine linke Seite auf dem Sopha niedergelegt, erinnerte mich der erste Blick auf die umgebenden Gegenstände sehr lebhaft an den göttlichen Zugvogel, der nirgends seines Bleibens findet, ein offener Reisekoffer, gestreute Wäsche, zwei oder drei

Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein Paar elegante Stiefelchen mit kaum verwischten und abgeglätteten Spuren sorgfältigen Einpackens und vor Allem das Männchen selber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft athmete und in einem anständigen Bürgerhause wohnlich eingerichtet war, so schien er mir doch den Anstrich von einem Reisenden zu haben, der erst den Abend vorher vom Postwagen gestiegen und eine etwas marode Nacht im Gasthofe zugebracht. An diesen allgemeinen mobilen Eindruck knüpfte sich ganz natürlich ein Gesprächsthema über Reisen und Wandern und ich brachte die Reisebilder auf's Tapet, obwohl eigentlich wider meinen feineren Takt sündigend, der mir verbietet, Schriftsteller an ihre Werke zu erinnern. Ich hatte damals meine Studentenjahre noch im frischen Gedächtniß und erzählte ihm, wie ich seine Lieder, die dem ersten Theil der Reisebilder vorausgehen, früher gekannt als dieses Werk selbst, ja sogar früher als den Namen ihres Verfassers. Damit, sagte ich, ging es so zu. Ich kümmerte mich während meiner Studienjahre bitterwenig um die erscheinende neueste Literatur. Madame Schwers in Kiel wird im Folienregister ihrer Leihbibliothek meinen Namen kaum anders als mit der Num-

mer Göthischer Werke, die ich las und wieder las, auf einer Linie erblicken. Dieses geschah nicht aus Verachtung des Neuesten; denn ich kannte es nicht. Auch nicht aus Prinzip oder übermäßig gelehrtem Eifer; sondern wohl hauptsächlich deswegen, weil ich als Knabe und Gymnasiast schon das allgemeine Lesefieber so ziemlich überstanden, ferner weil in mir durch frühere Versuche und derzeitige poetische Anlässe und Aufregungen der eigene Schöpfungstrieb in voller Blüthe stand, und endlich, weil ich zu lebhaften Geschmack und Antheil an der burschikosen Tagesgeschichte nahm, um mich in fremde, fernliegende und noch dazu papierne Phantasiewelten eben sehr neugierig einzudrängen. Dennoch blieb ich von den geheimen interessanten Einwirkungen derselben nicht völlig unberührt. Der Kreis, in dem ich mich bewegte, bestand aus lebhaften und geistreichen jungen Leuten, die sich zum Theil weniger Literaturscheu zeigten, als ich selber. Auf Spaziergängen nach dem Düsterbrooker und Wiburger Holze und im weinduftigen tiefen Schacht, in den wir des Abends fröhlich hinabfuhren, hörte ich so manchen „göttlichen Witz“ so manche Phrase, „die wahrhaftig auch nicht von Haferstroh“, so manche Lieder und Liederverse rezitiren, daß ich so ungefähr die

neue Literaturglocke läuten hörte, ohne sie zu sehen und zu wissen, wo sie hinge. So hörte ich denn auch Ihre Lieder und zwar die pikantesten, tollsten und frechsten aus dem Munde eines genialen Menschen, der über kurz oder lang einmal in der Welt auftauchen wird. Dabei kam uns der Dichter nur als ehemaliger Göttinger Student in Betracht, und wenn ich ganz den eigenthümlichen Eindruck schildern soll, den diese Gedichte auf uns machten, so muß ich bekennen, derselbe bestand auch nur im Einklang mit der altburschikosen Malice auf die Philisterschaft, der nun, wie uns bedünkte, mit so keuschen Liedern ein neuer Stoff zur Aergerniß geboten wurde. — Heine nahm sich bei dieser Erklärung ganz allerliebst. Er drückte sich das rothseidne Taschentuch, das er sich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten schwarzen Haare, klagte anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephistophelischen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Faustmantels um die Schulter und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockensten Dozententon mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthistorische Bedeutung seiner liederlichen Lieder auseinanderzusetzen. Ich mußte ihm gerade ins

Gesicht lachen und blieb demungeachtet ein aufmerksamer Zuhörer. Die Situation war so komisch, daß, wie gleich nachher der taube Lyser ins Zimmer trat, er sich kichernd uns am Tische gegenübersetzte und eine der lustigsten Karrikaturen von uns entwarf, wie sie seiner flüchtig geschickten Feder nicht selten ungemein gelingen, und die, wie ich glaube, Heine noch gegenwärtig aufbewahrt. Bereite ich hierauf der heitern Szene einen kurzen Schluß und knüpfe daran folgende Uebergangsbemerkung. Ich stimme gegenwärtig der Heine'schen Aeußerung vollkommen bei, seine Lieder würden ihn überleben. Ich verstehe das so gut von den mährchenhaft tiefen und schönen, als ganz insbesondere von den wilden und unzüchtigen. Das kleinste und schmuzigste Rosenblättchen seiner Liebespoesie, oben auf mit dem verdächtigen Namen und Andenken eines schönen Berliner Kindes wird tiefer in die Unsterblichkeit hineinflattern, als tausend und abertausend theologische und moralische Fettschwänze dieser Zeit ihnen nachtrippeln mögen.

Nur muß ich doch darüber lächeln, daß ich bei meinem Vorhaben, meine Ideen über jene Lieder auf eine ernsthafte Art an und auszuführen, und ihnen eine gewisse und nicht unwichtige Zeitbedeutung beizule-

gen, manchen Leser eben so zum Lachen provozire, als Heine mich. Bekenne ich nur gleich, die sind mir die liebsten, denn sie gehören der kecksten ersten Jugend an und sind, was ich war. Aber andere gibt es, die werden die Nase rümpfen und scheel sehen, solche, auf deren Mißbilligung überall mit Bestimmtheit zu rechnen, sobald gewisse Namen und Erscheinungen der Gegenwart eine, wenn auch noch so vorsichtig beschränkte, Anerkennung im Sinn der Jugend finden. Vor ihnen hat ein junger Schriftsteller sich nicht sorgfältig genug zu hüten. Mischen sie sich in die Kritik, so streuen sie die einfältigsten oder böswilligsten Mißverständnisse in die frischgeackerten Furchen seines jungen Rufes. Läßt ihn die Gunst des Himmels lebendig in die Saiten der Zeit eingreifen und mit anderen schon berühmten Spielleuten wetteifern, obgleich bescheiden ihr größeres Talent anerkennend, so „lebt er in einem haltungslosen Taumel und holt sich die Idee der Freiheit aus der zweiten Hand, von Börne etwa und Heine.“ Gibt er der metrisch geringelten Brillenschlange, die durch Italiens dunkele und feige Lorbeerbüsche kriecht, gelegentlich einen Tritt mit dem Fuße und bekennt sich zur Schlagaderpoesie kräftiger Naturgefühle und erfreut sich an dem weißgeborenen Rosse, das sich die Strie-

men der Göttinger Reitschule und den Schmutz der Hamburger Gassen in den Wellen der Nordsee abwäscht, so kann er sich von Seiten aller Schulfüchse und Katheberhasen in Deutschland auf eine hinlänglich verächtliche, Geschmack und Sittlichkeit zugleich verdächtigende Kritik gefaßt machen. Das sind die wackern Leute, denen der furchtlose Schleiermacher seinen Namen, aber weder sein Talent, noch die Meinung verschwieg, die er über sie hegte, als er die nicht genug anzugreifenden vertrauten Briefe über Schlegels Luzinde herausgab; es sind dieselben unverständigen Pharisäer, zu denen er in der witzig ironischen, abeignenden Zueignung dieser Briefe sagt: nicht vergebens seid ihr ausgerüstet mit jener großen Naturkraft, die keiner anderen an Allgegenwart und Unbegreiflichkeit weicht, sich aber ganz insbesondere in euch verherrlicht, durch euren standhaften Widerwillen gegen Alles, was lebt und athmet. Zuerst wie billig vernichtet ihr in euch jede freie Bewegung, um durch euer ganzes Leben und Sein den heiligen Dienst der ehernen Formeln, zu dem ihr berufen seid, auszudrücken; und dann stellt ihr euch zum gerechten Verfolgungskriege gegen Alles außer euch, was dawider angeht, gleich unparteisch es sei Scherz oder Ernst, Witz oder Enthusiasmus, Vernunft oder

Leidenschaft und sprecht über Alles euer verdammendes Urtheil. Vorzüglich aber habt ihr in Absicht der Liebe eine Constitution zu vertheidigen, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, die die reifste Frucht ist von dem schönen Bunde der Barbarei und der Verkünstelung, und der schon so viel Leben und Gedeihen geopfert ist, daß es wohl thörigt wäre, nicht auch das wenige Uebrige noch hinzugeben, um sie aufrecht zu erhalten. Auch seid ihr durch den reichlichen Besitz aller ökonomischen Herrlichkeiten, die sie euch sichert, ihre zuverlässigsten und unbestechlichsten Verfechter. Und so widme ich euch im Vertrauen auf euren heiligen Eifer diese Blätter, um euch das frevelhafteste Buch zu bezeichnen und die gefährlichsten Anschläge zu enthüllen. — Denn, wenn es offenbar wird, daß dasjenige, was ihr für den Angel der Tugend ausgebt, weit außerhalb alles Sittlichen liegt, wenn dieser Zauber gelöst wird, wer will dann dem neuen Leben wehren, welches sich von hier aus verbreiten kann? So könnte es leicht dahin kommen, und dis sei das Schmerzhafteste, woran ich euch erinnern will, daß eure Nachkommen, im Geist nämlich — denn fehlen wird es doch an ihnen niemals — in Allem, was sittlich ist, und wenn auch euer Sinn zehnfach auf ihnen ruhen sollte, ganz andern

Formeln zu huldigen genöthigt sein werden, als diejenigen sind, welche ihr gern für alle Ewigkeiten geltend machen möchtet. Die Zeit wollen wir herbeiführen, thut ihr indessen dagegen, was euch recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern.

Der langen Anführung brauche ich wol kein entschuldigendes Wort nachzureden; es ist gar zu verführerisch, hinter und mit dem Schleiermacher vom Jahr 1800 die Herren von 1834 zu verspotten.

Nun aber lade ich den harrenden Leser, wer er auch sei, mit heiterer Miene über die Schwelle meines Heiligthums, und lasse ihn erwartungsvoll in den siderischen Kreis eintreten. Durch die offene Zimmerdecke fällt ein spielender Sonnenstrahl gerade auf den Skorpion. Der rührt ungeduldig seinen ausgezackten Schwanz und streckt die maliziösen Arme gähnend und langweilig nach den Mathissonschen Gedichten aus, die in Korduan mit goldnem Schnitt auf dem Tische liegen, allem Vermuthen nach will er tückisch in die Jelängerjelieberlaube greifen, wo zwei Verliebte auf der Bank sitzen, die vor Gefühlen nicht zu Athem und vor Athem nicht zu Gefühlen kommen können. Ich werfe die Mathissonschen Gedichte, trotz Schillers stubenkränklicher hofräthlichen Weimarschen Rezension, dem armen

Bürger zu Ehren, unter den Tisch, und lege, um die Gegenwirkung zu beobachten, den ersten Theil von Heinrich Heine's Reisebildern an dieselbe Stelle. Mein Skorpion dreht sich närrisch im Kreise herum, die Reisebilder ebenfalls, und, ehe ich's mir versehe, fallen sich beide um den Hals, küssen und herzen sich, und, um den Zauber vollständig zu machen, geht eine Identifikation ihrer Naturen auf die Weise vor sich, daß die Reisebilderprosa den Kopf und die Scheeren, die Liederpoesie das Herz und den Schwanz des Skorpions ausfüllen. Alle Zuschauer sind verwundert und erinnern mich an meine Pflicht, diese astronomische Zauberei erklärend in gemein verständliche Formeln aufzulösen. Worauf ich mich räuspere und beginne:

Die im Jahre achtzehnhundert sechs und zwanzig bei Hoffmann und Campe in Hamburg zuerst erschienenen, den Reisebildern einverleibten Lieder von H. Heine sind eine wahre Plage und Züchtigung, die der Himmel über das liebe liebende deutsche Publikum und die Gesellschaft, die sich die gute nennt, in seinem Zorn verhängt zu haben scheint. Sie entspringen nämlich aus einer so bitter satyrischen Quelle und enthüllen und geißeln so unbarmherzig den faulsten Fleck unsers geselligen Lebens, unser gemeines Verhältniß zur Natur

und zur Liebe, daß man sie billig aus der Klasse gewöhnlicher erotischer Zügellosigkeiten in ein höheres zeitgeschichtliches Gebiet versetzen muß. Das sind wahrhaftig keine Lieder à la Grétry, welche einem lüsternen Pariser Faun die Zweige der Rosenbüsche auseinanderbiegen, um ihm den Anblick einer im Bade plätschernden vollbusigen Nymphe zu gewähren. Nicht Gedichte à la Wieland, welche die schwache Stunde eines tugendhaften deutschsentimentalen Pärchens verrätherisch benutzen, um den grausbärtigen griechischen Amor herbeizuführen, der in allezeitschußfertiger Position hinter den Coulissen lauert. Viel eher könnte man sie als die kapriziösen Lieder eines kleinen Teufelchens bezeichnen, der in die zierliche Gestalt eines deutschen Studenten verkörpert, unter den Fenstern des gesammten Publikums, männlichen und weiblichen Geschlechts, hundert trotzige Frechheiten sagt, die Sentimentalität nachäfft, um sie zu verspotten und während er die allerbeste Gesellschaft haben könnte, wie jene schönen Knaben in Göthe's Faust, schmachvoll den gemeinsten Mädchen nachläuft. Und in der That mußte eine schöne Leserin der Heine'schen Gedichte, die ihren Clauren schätzte, auf jedem Blatte wahrhaft bedauern, daß ein so gentiler junger Mensch, der im Vorbeigehen so artig grüßte und

so interessante melancholische Gesichtszüge hatte, sich muthwillig um ihre Gunst brachte, und in die schlechtesten Kneipen ging, und sie anstandshalber jeden öffentlichen Umgang mit ihm abzubrechen zwang. Selbst die Kritik äußerte sich anfangs in dieser weiblichen bedauerlichen, liebevollen Stimmung über den jungen Dichter, den sie nun als unverbesserlich anerkennt. Sie hätte so gern einen lyrischen Kotzebue oder einen jungen Wieland an ihm gehabt und es machte ihr Schmerz, daß er sein schönes Talent so früh mißbrauche. Unbegreiflicher noch war es den vornehmen Herrn und Damen aus Göthe's Schule, daß der geniale junge Mann einem so gemeinen und schlechten Geschmack fröhne. Sie hätten ihm gern verziehn, alles verziehn, wenn er die Göttin, der er jedesmal huldigte, aus welchem Schaum oder Abschaum sie auch emporgestiegen, mit griechischem Göthe-Arm auf das adelnde Postament der Kunst gestellt. Und ich selbst, um die angeschlagene Saite forttönen zu lassen, muß bekennen, daß ich in manchen Stunden nicht begreifen kann, warum Heine nicht etwas Aehnliches gethan. Brauchte er doch nicht zu göthesiren, konnte er doch bei der Enthüllung eines weißen alabasternen Nackens verliebtere Zwecke bekennen, als der alte Göthe, da er in Rom oder Genua

(ich weiß nicht mehr genau wo's geschah), an einem italienischen Frauennacken den deutschen Hexameter studirte, den ihm der ehrliche Johann Heinrich Voß diesseit der Alpen weit wohlfeiler aber eben so vergeblich vorgetrampelt. Gab es nicht Kenner des Nackten und Schönen genug im rauhen Deutschland, denen die nordisch steife, bis an den Hals verkrausete, Züchtigkeit und Zimperlichkeit der Liebe hinlänglich fatal war, und hätte er nicht auf ihre mächtige Protektion Rechnung machen können, wenn er mit Anstand die dummen Verhüllungen aufgeschlitzt und die Lichter der Poesie auf die entfesselt athmende Schönheit geworfen? Konnte er nicht der Faust der Liebe sein und die eingeschmolzenen Platten des göttlichen Julio Romano von neuem zu dichterischen Typen umschmelzen und in neue lebendige Glieder, Wallungen, Windungen, und Schwebungen den unbehilflich erstarrten Klumpen der Liebeselemente empor zaubern? War nicht selbst das größere Publikum schon gewissermaßen vorbereitet auf eine reichere Sinnlichkeit und einen kühneren Styl in der Schilderung der Liebe durch Heinse's glühenden Ardinghello und Friedrich Schlegels plastische Luzinde, die doch beide in die Leihbibliotheken herabgekommen, und zu ihrer Zeit gierig verschlungen, unvermerkt und selbst wider Willen viel-

leicht die Sonnen einer feineren Geschmacksbildung entgegnet haben mussten. Ringers Gedichte an Melly gar nicht zu gedenken, die noch dazu in seiner deutschen Natur in einem hannoverschen Kunstgarten aufblühen und die ich übrigens so hoch schätze, daß ich sie in Hochzeitsgeschenken jedem Ästhetik allen deutschen Liebhabern und Ehegatten ins Schlafzimmer legen möchte.

Das sind Wünsche, und diese Wünsche sind ein Tribut an das Genie des Dichters, dem Apollo selbst die Leier in die Hand drückte und der sie fast ohne Dank nur so hinnahm, mit seine Finger nachlässig gedankenvoll darüber hingleiten ließ, und sendend einige unendlich süße, schmerzensreiche Klagelaute aus ihr hervorlockte und sie dann in schmetterndem Hohn, zum Skandal der Götter, Musen und Philister auf den Kopf stellte und verächtlich mit einem Schlägel weiter spielte, dessen der geschmackvolle Dichter des Trianon sich nicht einmal an der Seite seiner besten Freundin, g'schweige öffentlich bedienen würde. Beim frommen Wunsche aber bleibe ich stehen, und mache dem Dichter keinen Vorwurf daraus, der Heinrich Heine zu sein, als den er sich nun einmal zeigt. Darin denke ich billiger und vielleicht auch gescheuter, als manche unserer

Freunde, die überall geschäftig sind, in der Bewunderung ausgezeichneter Talente so viele Wünsche und in diese wieder so viel bittern Tadel einzumischen, daß sie den armen Opfern ihrer Liebe und Bewunderung sehr gegründete Ursache geben, den lieben Gott um die allerverdrießlichste Sache zu bitten, sie nämlich vor ihren eigenen Freunden in Schutz zu nehmen. Wollten diese aber etwas weniger Aergerliches für ihren Liebling thun, so sollten sie eher ihn und sich bedauern, statt einseitig ihn tadeln und vom Mißbrauche seines schönen Talents reden. Ich höre diese Litanei Tag für Tag und finde doch selten eine Redensart mißbräuchlicher im gemeinen Leben angewandt, als die vom Mißbrauche eines schönen Talents. Das geht den Leuten wie Butter über die Zunge, und die wenigsten wissen nur, wie ein Talent aussieht und wie's sich angreift mit einem Talent, und welche Bedingungen zum Gebrauche und Mißbrauche eines Talents eintreten müssen. Ich habe von der Weisheit der Schöppenstädter vernommen, daß sie einmal ihren Stadtmusikanten in's Wasser warfen, um sich mit Frau und Kindern auch einmal den Genuß einer abendlichen Serenade auf dem Wasser zu verschaffen; da der Künstler aber an's Ufer schwamm, so überbläuten sie ihn mit

Verwickelten, und scheinen, er hätte sie leichtfertigerweise um das himmlische Vergnügen gebracht und sie hätten ihn nicht gewürdiget zum Schwimmen, sondern zum Sporten, und auch in seinem Lebelang-Liede das Wort vom Schwimmen und einer Beschäftigung, diese Kunst auf freie Hand auszuüben, oder gar zum Ärgerniß des Schlappenflüsterer Publikums. Eben so weise und gerecht scheinen mir oft die Urtheile jener Leute über berühmte Kunstbeflissene, gefeierte Zeitgenossen, die ihnen für ihr Geld nicht so aufspielen, wie sie's haben wollen, da sie doch selber, bei Licht betrachtet, mit allen ihres Gleichen und dem ganzen Publikum und der ganzen Zeit die jetzige Hemmung der Kunst und Poesie mit verursachen, über welche sie immer im Ganzen Klage führen und welche sie unsinnig denen, die sie am tiefsten schmerzt, den in der freudigen Ausbildung gehemmten Künstlern und Dichtern auf die Schultern bürden. Niemand hat von dieser Ungerechtigkeit mehr leiden müssen, als der unglückliche Heine. Und die Frechsten spielten ihm am schlimmsten mit. Die abgemagerten Sperlinge setzen sich auf die Dächer und predigen, es muß ein Ärgerniß kommen, aber wehe denen durch den es kommt. Die dürrigsten Jugendblätter klettern auf die Tonnen und verdrehen ihre Augen und

zwischen ihren unbeschäftigten Tänzerinnen zu, tanzt auch vor der Wiege der Nachtbilder, denn sie verkauft auch im Schlamme bis an die Waden und bedeckt einen himmlischen Schaum. Das war freilich in der Ordnung, denn die Nachbildung ist ein Privilegium, und kein Glaube will, daß ihm ein anderer nachspielt. Der Dieb fürchtet seinen Schatten, weil er ihn verräth. Dahingegen schleicht er im Finstern oder vorsichtig mit der Blendlaterne in der Hand, die nur so schnelle, schmale, sichere Streiflichter auf die Waare wirft. Und Heine war ein heiliges offenes Licht, das die Schatten und die Glieder der Zeit an die Wand schattete. Natürlich, daß sie ihren Schatten durchaus nur für den seinigen ausgaben und ins Publikum eingeschwärzt haben. Er stand sich in der That beim Lesenden selber im Lichte. Was aber die Herzschatten verletzte, war nicht das Gemeine, worauf sie lauerten, sondern die satanische Verachtung des Gemeinen gegen die Gemeinheit, die sie unter dem verborgenen Prägestock lustiger Laune und Jugendlichkeit wissen und sicher wähnten. Die Ungunst hatten sich lange Zeit ihre unvorsichtigen Eier in das Nest der Poesie und der Liebe gelegt. Apoll und Venus erschraken endlich den kukuklichen Ton, dessen Ursachen zu kennen. Nun machte es, als Heine. Er jagte Wa-

[illegible]

[illegible]

[illegible] Das zeigte sich im Jahr 18[illegible]. [illegible]

*) [illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Waage.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Schütz.

In Sachen der deutschen Weiber

gegen

die deutschen Männer.

Kommt der Schütze gezogen
Mit dem Pfeil und Bogen;
Droht dem Männergeschlecht,
Macht's den Frauen nur recht.
[illegible] ihm den [illegible] Schuß
Täuschend Umarmung und Kuß.

Schreiendes Unrecht thut man den Weibern an, wenn man verzärtelte Männer weibisch nennt. Ich selber begehe manchmal diese Sünde, aber ich bereue sie auf der Stelle und will sie mir ganz abgewöhnen. Gerade darum, ich achte die Weiber zu hoch und die Männer zu wenig, um die Redensart nicht ungerecht zu finden. Was sie Lächerliches enthält,

fällt auf unsern Kopf zurück. Ich zweifle, daß die germanische Vorzeit sich ihrer bediente. Unsern Vorfahren erschienen die Weiber, die Schwestern der Velleda und Thusnelda, zu sehr als höhere geweihte Wesen, um ihnen den Schimpf anzuthun, entartete Männer weibisch zu nennen. Wollten sie jene vor aller Welt brandmarken, so gruben sie kein heiliges Zeichen in den Stempel. Kurz ich halte das Wort für ungermanisch, für eine bloße Uebersetzung des lateinischen effeminatus. Im Schatten undurchdringlicher Wälder, von Auerochsen durchstreift, von Wölfen durchheult, im täglichen Kampfe mit Menschen und wilden Thieren, in Natur- und Volksverhältnissen, wo die Kraft der Arme und Schenkel, wo leibliche Uebermacht und Muth die größte Auszeichnung verliehen, bewahrte der alte Germane die tiefgewurzelte Ehrfurcht vor dem Zarten und Geistigen der weiblichen Natur. Was sind wir, oder was ist aus unsern Weibern geworden, daß uns diese heilige Scheu verließ? Worauf trotzen wir heutigen Männer und was gibt uns die Unverschämtheit, den Ehrennamen der Weiber zu einem Spott- und Schimpfnamen für unsere Geschichte zu entstellen? Liegt in der Natur des deutschen Weibes der Gegensatz der Schwäche zu dem star-

ken deutschen Männern? Sind wir, abgesehen von unsern gröbern Knochen und Muskeln, muthiger, abgehärteter, standhafter, als unsere Weiber? Sind wir etwa männlicher als Männer, treugebliebener den angeborenen Eigenschaften unseres Geschlechts, weniger geschwächt, verzärtelt und entartet, als die Weiber? Streift nicht eure Aermel auf, entblößt nicht eure behaarte breite Brust, erhebt nicht eure tiefere Stimme, um die Weiber zu überführen, daß ihr Männer seid. Fügt zu diesen und andern anatomischen Beweisen moralische hinzu, bezeugt eure Männlichkeit in den Schranken des großen Kampfplatzes, wo um eure Freiheit und Knechtschaft gestritten wird, scheut nicht die Blitze der Tyrannei, den Sturm des allerhöchsten Unwillens, die Hagelschauer der Gewalt, jammert nicht, wo ihr handeln sollt, keift und knurrt nicht im Winkel, statt zu reden auf dem Markt und in den Versammlungen vor eures Gleichen, seid nicht, was ihr nennt, weibisch, seid Männer und ich schwöre euch, das deutsche Weib wird sich eures Aufschwunges würdig zeigen.

Ein entnervter Mann wäre wol gut genug, ein Weib zu heißen? Geschwächte Kraft wäre wol Zartheit, eine Krüppeleiche ein Myrthenbaum oder Rosenstrauch? Es hat sich schön. Die Myrthe bedankt sich

und die Weiber verbitten sich unser brutales Quiproquo. Wollt ihr, rufen sie uns zu, euch untereinander eure Feigheit, eure Unmännlichkeit aufrücken, so laßt die armen Weiber aus dem Spiel. Begeht nicht die Rohheit, aus der Anklage eures Geschlechts eine Beschuldigung für das unsrige zu machen. Nennt euch, wenn's gefällt, Theekessel oder Flaulinge oder Schaafsköpfe oder Manschettenfürsten oder Jungfernknechte und Weiberschleppen und was ihr wollt, aber nehmt Anstand euch weibisch zu nennen. Gebt Acht, wir rächen uns, und die Zeit ist nahe. Die Zeit ist nahe, wo alles Schwächliche auf der Welt männisch heißen wird, die Furcht männisch, die Falschheit männisch, die Thorheit männisch, die Eitelkeit, die Ziererei, die Wellust, die Frömmelei männisch. Und in jener Zeit wird ein männisches Weib nicht mehr ein herrisches und durchfahrendes bedeuten, sondern ein Weib, das so zahm und lahm ist, wie eine deutsche Mannsperson.

Männer seid gerecht gegen die Weiber. Ihr werdet es sein, wenn ihr gegen euch selber gerecht seid. Wir wollen die Blindheit und die Aufgeblasenheit nicht so weit treiben, um unser Geschlecht auch nur um die Breite eines Strohhalms über das weibliche zu er-

heben. Im Gegentheil, wir wollen heimlich und mit Schamröthe auf den Waagen das preßhafte Geständniß ablegen, daß man heutigen Tages noch immer mit Ehren von deutschen Frauen, aber nicht ohne Prahlerei emphatisch von deutschen Männern reden kann.

Mögen andere Nationen von ihren Weibern denken was sie wollen; der germanischen steht es übel an, eine verächtliche oder leichtfertige Ansicht über die seinigen zu hegen. Der Himmel weiß, was das für wippfüßige und kippherzige Dinger sein mögen, die Französinnen. Dennoch machte einst eine Französin, Jeanne d'Arc, Frankreich mit Frankreich ein Geschenk, dennoch war eine der erhabensten und kräftigsten Erscheinungen der Republik eine Französin — wer bewundert nicht die Roland, — dennoch war eine Französin aus Genf das einzige Haupt in Frankreich, das Napoleon fürchtete. Aber nicht die Franzosen allein, die meisten alten und neuern Völker fassen die Natur des Weibes in sehr einseitigen, beschränkten und sinnlichen Verhältnissen auf. So viel gelegentlichen Einfluß die Weiber auch bei den Griechen ausübten, so viel äußere Ehre sie auch bei den Römern genossen, der Kreis ihres geistigen Lebens war ihnen in der Regel so beengt, daß sie die Ideen und Bestrebungen der Män-

ner nur sehr schwach und unvollkommen in sich aufnehmen konnten. Das Bedürfniß einer seelenvollen, seelenaustauschenden, erhebenden und veredelnden Liebe, das die Römer nicht einmal zu empfinden schienen, befriedigten die Griechen daher als Jünglinge mit Jünglingen, nicht mit Jungfrauen. Sie überließen die Weiber der Sticknadel, dem Putztische, den Bädern, der Wollust, und beschuldigten sie hinterher, eitel, intriguant, schwatzhaft, leer und unfähig zur Befriedigung höherer Bedürfnisse zu sein; Vorwürfe, die fast alle griechischen Dichter und besonders Euripides zur Sprache gebracht. Die griechischen Frauen, die sich dem traurigen Loose ihrer Schwestern entzogen und sich selbst aus dem verächtlichen Männerdruck freiließen, waren genöthigt den Sieg ihres Geschlechts mit ihrem guten Leumund zu bezahlen. Aspasia, die geistreichste und liebenswürdigste der griechischen Frauen, sah den Perikles und Sokrates zu ihren Füßen, aber ihren guten Namen unter den Füßen des athemischen Volkes.

Noch schlimmer als bei griechischen Dichtern fahren die Weiber bei den hebräischen Schriftstellern. Unter tausend hab' ich einen Menschen funden, aber kein Weib hab' ich unter den allen funden, sagt der Pre-

biger Salomo. Wie ungerecht klingt diese Anklage im Munde eines jüdischen Weisen. Noch gegenwärtig wachsen die Jüdinnen des alten Tempels in der finstersten Unwissenheit auf. Ueber ihre Heirathen schaltet ein orientalischer Despotismus. Bei der Treue, mit welcher die Juden ihre alten Sitten fortgepflanzt, darf man mit Grund annehmen, daß auch ihre Behandlung des weiblichen Geschlechts aus uralten Zeiten herstamme. In der mosaischen Gesetzgebung war allerdings in vielen äußern Hinsichten für die Weiber gesorgt, namentlich für ihren Witwenstand und ihre Wiederverheirathung. Allein der allezeit zu Geboten fertige Moses berührt so wenig die wichtigsten häuslichen Verhältnisse zwischen Mann und Weib, daß die Juden noch heutigen Tages nicht daraus klug geworden, ob die Vielweiberei ihnen gesetzlich erlaubt oder verboten sei. *) Diese Unbestimmtheit ist ungemein auffallend bei einem Gesetzgeber, der ängstlich genau anordnete, wie viel Ziegen und Lämmer ohne Wandel bei dieser und jener Gelegenheit dem Altare des Herrn dargebracht werden sollten. Moses-Jehova donnerte vom Sinai herab, lieber von den Einkünften und

*) Siehe die Antworten des Pariser Sanhedrin auf Napoleons Fragen.

Rechten der Leviten, als von dem Rechten der Weiber. Ueberhaupt behandelte sie der hebräische Gott von Anfang an und als er sich noch Elohim nannte und in der Mehrzahl von sich sprach, nur zu tyrannisch und ungerecht. Dadurch gab er den Männern ein böses Beispiel und setzte ihnen die Idee in den Kopf, als ob sie vollständigere und edlere Wesen seien, als die, mit denen sie ihr Bett theilten. Plato läßt in einer himmlischen Mythe Mann und Weib ursprünglich einen Leib und eine Seele bilden. Er leitet die Verschiedenheit der Geschlechter von der Sünde, dem Abfall von dem reinen und göttlichen Ideenleben her, in dessen Folge und zu dessen Strafe Leiber und Seelen sich spalteten und verbannt, ausgestoßen aus dem Himmel einzeln hier unten umherirren und voll Sehnsucht ihre Hälften suchen. Nach Plato also sind Weiber und Männer gleich vollständig oder unvollständig, sie sind einer der andern Hälfte und dienen sich zur Ergänzung. Nach dem ersten Buch Moses dagegen sind die Weiber nur ein elendes Rippenstück des Mannes, das ihm noch dazu, während er schlief und schnarchte, abgetrennt wurde. Und Gott der Herr sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. Also um Adam die Lange-

weile zu vertreiben und ihm einen dienstbaren Geist an die Hand zu geben, schuf der hebräische Gott ihm eine Gefährtin, die arme Eva, die Mutter der Menschen, die vielverkannte, die bis auf die heutige Stunde verleumdete und bescholtene, arme Eva. Warum sollte sie und Adam nicht essen von dem Baum, der ein so lustiger Baum und so lieblich anzusehen war? Warum, warum — dieses warum, das der Wiener Poet in seinen Spaziergängen so himmlisch multiplizirt, und das in Deutschland ganz bescheiden und mit schüchternem Finger an die Thüren der Könige und Fürsten klopft, „ob sie es hörten", das mit der Vernunft und der Freiheit und der sittlichen Würde der menschlichen Natur eines und dasselbe ist, stieg zuerst im Busen eines Weibes und nicht im Hirn des Mannes auf. Der, dem das Menschenpaar sein Dasein verdankte, mußte entweder den Baum des Erkenntnisses nicht pflanzen, oder gepflanzt nicht verbieten, oder verboten das kleine zweifelnde warum nicht in des Menschen Brust gepflanzt haben. Daß der Herr des Gartens den Tod auf den Genuß der Frucht setzte, das haben ihm die kleinen Erdengötter und Tyrannen treulich nachgeahmt, ohne auf die Dauer sich blinden Gehorsam zu verschaffen. Alle Frucht- und Obstbäume sind euch

erlaubt zu pflanzen, sagen sie — versteht sich, daß ihr unsere Fruchtkörbe mit den schönsten Aepfeln pflichtschuldigst anfüllt und die wurmstichigen und faulen für euch behaltet — alle Bäume, ausgenommen ein gewisser Baum, der sich Freiheitsbaum nennt. Wer diesen Baum aufrichtet, wird des Todes sterben, ein Volk, das ihn pflanzt wird ohne Rettung zu Grunde gehen. Allein die Völker murmeln warum, warum? und sie werden den Baum pflanzen, und wär' es auch nur darum, weil er ihnen unter Drohungen kurz und gut verboten, und sie werden ihn pflanzen, und sollte auch die arglistige und falsche Prophezeiung einer bevorrechteten Kaste Gottes Wort selber sein, und sie zu Grunde gehen darüber. Gott selbst machte die Todesfurcht ohnmächtig gegen den Zweifel aller Zweifel, willkührlich und aus Neid vom Stande der Gottähnlichkeit, vom Genuß der schönsten Früchte mitten im Lebensgarten abgeschreckt zu sein. Ist dieser Zweifel nur eine Schlange, die mit listigen Augen auf unser Verderben lauert, erfordert es die Tugend und der Gehorsam, ihr den Kopf zu zertreten, so werft nur gleich die Menschheit zu Boden und tretet und stampft ihr auf dem Kopf herum bis euch ihr Hirn vor die Füße spritzt, und füllt es

wieder mit dem Hirn von Hunden und Affen — denn die böse Schlange sitzt eben mitten in diesem Kopfe. Ich erinnere, daß mir als kleinem Kinde der Adam immer sehr schläfrig und tölpelhaft vorkam und daß mir Eva viel besser gefiel, weil sie so dreist zulangte und aß und ihrem Manne auch zu essen gab — denn daß doch einmal gegessen werden mußte von der verbotenen Frucht, das schien mir klar und gar nicht anders möglich. Dieses kindliche Gefühl ist mir im Herzen geblieben und ich fühle es im Grunde noch ebenso wie damals. Selbst der Gedanke, eigentlich hat doch Gott und nicht die Schlange die Menschen verführt, dämmerte schon damals in mir auf. Derselbe Gedanke kam mir in der Folge schon deutlicher wieder, als ich das sechste Kapitel der Genesis las. Und die Kinder Gottes sahen nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. Ich begreife noch immer diese Stelle nicht recht, aber ich begreife, daß der Erde mit einer solchen Einmischung des Himmels nicht sehr gedient sein konnte, und daß, wenn die jungen Götter die Weiber des Staubes umarmten, aus solcher Ehe gar leicht Tyrannen, Gewaltige in der Welt und Berühmte entsprießen mußten. Und wieder bekamen die armen

Weiber die Schuld, denn der Herr, dessen eigene Söhne wie die Söhne des Tarquinius Superbus umherstrichen, sprach: die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch. Das verstehe ich noch weniger.

Man schreibt dem Christenthum eine größere Achtung des Weibes und eine zartere Idee des Weiblichen zu, als die im Mosaismus enthaltene oder von jeder andern Religionsstiftung gepredigte. Man pflegt das verbesserte Loos der Sklaven und der Weiber dem Evangelium, und dem mit dem Ritterthum vermählten Geiste desselben den romantischen Frauendienst des Mittelalters in Rechnung zu bringen. Man pflegt — allein es ist nöthig, über alles dieses weit behutsamer sich auszudrücken, als es geschieht. Der romantische Frauendienst war ein französisches Gewächs, das drei natürliche und hundert gemalte Blätter entfaltete. Wie denn die Franzosen sind, wenn sie poetisch werden und den ebenen natürlichen Strom einer Empfindung durch künstliche Röhren fontainenartig in die leere Luft treiben. In Deutschland ward die alberne Minneleierei unter Fürsten und Adeligen eben so Mode, als die Puderei und Perückerei im achtzehnten Jahrhundert.

Das ist alles gesagt. Weder die Franzosen noch der heilige Bonifazius haben die Deutschen lieben gelehrt. Die deutsche Lieb' und Treue wuchs unter unsern Eichen auf, und als diese sich lichteten, blühte sie auf Burgen und in Städten, unter Rittern und Dienstleuten, nicht auf Befehl der Kirche, nicht um Gottes und Christi willen, sondern aus eingeborner und angestammter germanischer Liebeskraft. Das Christenthum jener Zeiten, versinnlicht durch die Kirche, die Kirche versinnlicht durch den geistlichen Stand, dem die Ehe versagt, der sich entheiligt wähnte durch das heiligste Band, der für seine gemästeten unkeuschen Glieder Befleckung fürchtete in den Armen einer jungfräulichen züchtigen Gattin, das Christenthum, sage ich, war damals wenig geeignet, menschlich reine und würdige Gesinnungen über das Verhältniß der Geschlechter und die Ehre des Weibes zu verbreiten. Es zeigte sich der ächten Frauenliebe mehr ungünstig als günstig. In dieser, wie in mancher andern Hinsicht, war die Natur, war Göttliches und Menschliches mehr auf Seiten des alten Heidenthums. Daß ich dahin auch die Verhältnisse der Freien und der Knechte rechne, versteht sich von selbst. Wir werden viel Zeit bedürfen, um den christlich mittelalterigen Feudalismus vollkommen abzuschütteln und

auf eine höhere Stufe die heidnisch germanische Freiheit aller Männer hergestellt.

Doch verwechsle ich nicht das geschichtliche Christenthum mit den ursprünglichen Lehren des Evangeliums und noch viel weniger mit dem ursprünglichen Geiste dieser Lehren, wie er sich im Munde Christi ausspricht. Kommen wir auch mit diesem Unterschiede nicht viel weiter, in Betracht, daß die erhabenste Lehre unverstanden keine Früchte, mißverstanden schlechte Früchte trägt, so entziehen wir uns doch dem gewöhnlichen Vorwurfe, nur auf den getrübten Strom des Abgeleiteten und nicht auf die reine Quelle des Ursprünglichen hingeblickt zu haben. Der Prophet von Nazareth, der die allgemeine Brüderschaft der Menschen predigte, der den Armen die fröhliche Botschaft brachte, der die Unterdrückten und Schwachen selig pries, der ein Kind in die Mitte bärtiger Männer stellte als Bild des himmlischen Lebens, der den weiblichen Johannes an seinem Busen ruhen ließ, er konnte die israelitischen Vorurtheile der Männer gegen die Weiber unmöglich in Schutz nehmen, unmöglich dem sogenannten starken Geschlecht den Vorzug vor dem schwachen zugestehen. Männer und Weiber folgten ihm, wohin er ging, und er sprach zu ihnen wie zu einem Geschlechte. Bei weitem

als einer Gelegenheit gab er zu erkennen, wie hohen Werth er auf des Weibes hingebende Liebe, auf ihr weiches, zu den höchsten Opfern bereites Herz lege. Ihn jammerte ihres Looses und er gab ihnen die rührendsten Beweise davon. Weit entfernt ihre himmlischen Liebesneigungen pharisäisch grimmig zu verdammen, neigt er sein glänzend reines Haupt über die Sünderin und vergibt der Liebe um der Liebe willen. Sie erkannten's und netzten seine Füße mit Thränen und trockneten sie mit den Haaren ihres Hauptes. Nirgends eine Spur, daß Jesus Christus die Männer auf Kosten der Weiber begünstigte, nicht die leiseste Anspielung, daß er vom weiblichen Geschlecht geringer dachte, als vom männlichen. Dennoch beruft sich die katholische Kirche nicht allein auf Stellen der Apostel, sondern auf Jesus eigene Worte, um die Ehelosigkeit der Priester, als eines geweihten Standes, aus der Schrift zu rechtfertigen. Und in der That, man muß der katholischen Kirche die Worte und den Sinn der Worte, (viele sind beschnitten u. s. w.) zugeben, um ihr zugleich den schrecklichen Unsinn der Folgerungen daraus bemerklich zu machen. Um die ersten Apostel mit ungetheiltem Feuer des Leibes und der Seele in die gegebene Richtung zu werfen, spricht Jesus zu seinen

Jüngern nicht wie ein Gebot, nicht einmal als Rath, nicht klar und verständlich für alle, nur geheimnißvoll und dunkel für wenige, die's zu fassen fähig, vom ehelosen Stande und dem Opfer der Enthaltsamkeit als einem Zeichen, daß sie am meisten zur Ausführung des großen Werkes befähige. Es ist möglich und ich glaube es sogar, daß Jesus in seiner begeisterten Reinheit und ätherischen Vergeistigung nicht bloß an seine Jünger und die ersten Verbreiter seines Namens und seiner Lehre gedacht. Es ist sogar möglich, daß der geniale, glühende Original derselben nicht entsprechend, als er sie ausschließlich an sich erfüllte. Aber erst die über allen Schrift- und Menschenverstand gleich wie über alle Weltgeschichte triumphirende, ultramontanische Kirche konnte sie auf den ganzen Stand ausdehnen. Die Päpste machten aus einem scheinbaren freiwilligen Ausnahme ein Gesetz für Tausende, ein Gesetz, das die Vernichtung der heiligen Natur, der festen Absichten von dem weiblichen Geschlechte verhängt zu haben scheint, welche man nicht zu bestimmen, daß es der Zweck sein Daseins verkannte. Die Apostel und namentlich Paulus sprechen vom ehelosen Stande und der Enthaltsamkeit, wie ihr Meister. Aber es ist nicht zu läugnen, daß sie in ihren Aussprüchen über das Weib und in der Auffas-

fung der Geschlechtsverhältnisse an jüdischen Vorurtheilen festhielten. Sie standen hierin so tief unter Christus, wie überhaupt ihre Episteln unter den Evangelien. Paulus läugnet mit dürren Worten die Gleichheit der Geschlechter, nicht etwa nur vor dem Gesetze, sondern vor Gott. Der Mann, sagt er im Briefe an die Korinther, ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne. Und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen. — Alles das sagt er gelegentlich, um zu beweisen, daß die Weiber in der Versammlung mit bedecktem Haupte beten und weissagen sollen, die Männer mit unbedecktem. Der Mann sei des Weibes Haupt, wie Christus des Mannes und Gott Christi. Dieses Gelegentliche macht die doch jüdische Ansicht fühlbarer und beleidigender für die Weiber. Uebrigens bemerkte der wackere Apostel nicht, daß er Gott selber despotisirte. Den Weibern zu gebieten, mit bedecktem Haupte zu beten, hieß gleichsam Gott verbieten, betende Weiber anders als mit bedecktem Haupte zu sehen. Ein Satz, der auf alle und jede kirchliche Gebote und Verbote des Gottesdienstes anzuwenden, sollte

nicht, wie im Muhamedanismus, der Gebietende und Be- lohnende Gott selber ist. Die christliche Kirche fand sich in dieser Hinsicht in einer eigenen Klemme. Denn da eine Kirche nicht mit einer gehörigen Rechtsverfassung bestehen kann, Christus aber selbst dergleichen nicht angeordnet, auch nicht anordnen konnte ohne sich in Widerspruch mit der Innerlichkeit seiner Lehre, mit sich selber zu setzen, so haben die Apostel und die späteren Väter und Baumeister des Kirchengebäudes sich genöthigt, diesen Widerspruch auf sich zu nehmen und jüdische Einrichtungen und Satzungen in das christliche Heiligthum einzuführen. Dies ist der Grund, warum ich mich überzeugt halte, daß Jesus Christus niemals gedacht habe an eine Kirche, Priester und Lehrer mit Ämtern, und Lohn gelehrt.

Die Saint Simonianer, die Christus durch Saint Simon ablösen wollten, suchten in der neuen Welt weiter nach dem Weibe, ihrer Mutter. Die armen Leute, die zu Hause in Frankreich keine gefunden. Bei dieser Sache trug das Lächerliche mehr die Schleppe des Erhabenen. Nicht der Mann allein, Mann und Weib sind das gesellschaftliche Individuum, der Satz ist eine der herrlichsten Grundsätze des Ch-

[illegible], die sie, wie alle übrigen, einst auf dem [illegible] von ihrer [illegible] [illegible] haben.

[illegible]

[illegible], eine Frau wird sich verheiraten. Nach [illegible] [illegible] [illegible] die Welt [illegible] werden und sie [illegible] nicht [illegible] [illegible].

[illegible] Jahre führten Männer die Weltherrschaft. Ihre [illegible] nennt man die Weltgeschichte.

[illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] Frauen in [illegible]; auch [illegible] ohne [illegible], ohne [illegible] [illegible], ohne [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] man auch die Ehre zu, [illegible] auf den [illegible] der [illegible] [illegible] zu haben. [illegible] will [illegible] auch, wie die [illegible], ohne [illegible] [illegible] [illegible]. Man klagt sich an, [illegible] [illegible] Kriege, [illegible] Reiche und [illegible] [illegible] zu sein. Man beschuldigt [illegible] [illegible] [illegible], Tod und [illegible] unter die Männer gesät zu haben. Was [illegible] [illegible] sie [illegible]?

[illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sein. [illegible] in dieser Anklage liegt die Anklage wider die Männer.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der Steinbock.

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]: [illegible], [illegible], [illegible]
[illegible] [illegible] Finger [illegible] [illegible], [illegible]
Die all' mein [illegible] — ich [illegible] und [illegible]
[illegible] und [illegible] von [illegible].
[illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] nicht zu [illegible];
E' ist ein Gedicht, Gedichte sind nicht Bilder,
und die nicht Thaten — unsere Bilder Thaten,
Die [illegible] in Deutschland [illegible] [illegible].

Der Wassermann.

Die Helgolander.

Ich ziehe, mein Leser, den Vorhang zu dem unstät flimmernden Sternbilde des Wassermanns rasch in die Höhe, und lasse dich sehen — die Nordsee, Helgoland bei Sonnenaufgang, die eingehauenen Felsstufen, und, um dich auf einmal aus Wasserwüste und Felsmasse in die lebendig zierlichste Enge zu ziehen, auf einer der höchsten Stufen ein junges schlankes Mädchen, das ihr scharlachrothes Röckchen nur so eben übergeworfen und das ein schneeweißes Taschentuch in die Lüfte flattern läßt.

Wem flattert ihr weißes Taschentuch?

Siehst du das kleine Schiff, das so verwegen und

einsam durch die Nordsee tanzt? Die Helgolander nennen's eine Schnigge. Darin sitzt ein junger Mensch, blutjung, sechszehn Jahr alt, lockiger Johanneskopf — begreifst du?

Gar leicht. Kommt er, geht er, ist er ihr Bruder, ihr Bräutigam?

Das Steuer der Schnigge ist dem Felsen zugekehrt, der spitze Schnabel der Elbmündung. Also er geht. Das Mädchen hat rothe, verweinte Augen, er geht.

Eigentlich aber sollte ich sie deinem neugierigen Auge nicht bloß gestellt haben. Sie wähnt sich allein, mutterseelallein mit ihrem Schmerze, ihrem wehenden Taschentuche ihrem fare well, fare well, das sie mit heiserer Stimme wiederholt und so laut schreit, als ob er's noch hören könnte.

Armes Kind. Sie heißt Helene. Arme Helene! Seine Braut ist sie nicht, und wer weiß auf ganz Helgoland, daß sie ihn liebt?

Er weiß es nicht und die Mutter weiß es nicht, und sie selbst weiß es nicht.

Ihr Bruder ahnt es.

Ihre Liebe ist ein Thautropfen, verborgen im Schoos einer Rosenknospe. Ihre Liebe ist eine Klippe unter dem Spiegel der See, ein süß schauerliches Meergeheimniß, worüber ihr Nachen ahnungslos hinschaukelt.

Fare well! fare well! Wie sie flattern läßt und selbst flattert, Flechten, Brusttuch, Röckchen — sollte man nicht glauben, es stände nur in ihrer Macht, sich von dem unbeweglichen, tauben Felsen abzulösen und ihre wallende Brust den starken Fittigen des Windes anzuvertrauen?

Wirklich seufzt sie, wenn ich ein Vöglein wär'! Aber sie ist nur ein Menschenkind, ein Mädchen, ein schwaches Rohr, das im doppelten Sturm der Natur und der Seele schwankt und zittert.

Wer kommt ihr im Rücken? Ein junger Mensch in grobwollener Jacke, breitem Hut und hohen Wasserstiefeln. Sie fühlt eine derbe Hand auf ihrer Schulter und hört zugleich die Stimme ihres Bruders.

Helene! Helene! Im Ton dieser Stimme liegt ein Vorwurf, noch mehr rauhe Zärtlichkeit.

— Sie verbirgt ihre kleinen, fast durchsichtig rosigen Hände in ihr erbleichendes Gesicht, und springt, ohne eine Wort zu sagen, die gewaltigen Stufen hinan.

Helene! rief der junge Mann mit gebietender, durchdringender Stimme. Und Helene stand und sah sich furchtsam zitternd nach ihm um.

Er schritt ihr entgegen; reichte ihr die Hand und sprach, Helene! gehe nicht auf dem geraden Wege nach Hause zurück; es begegnen dir Lootsen. — Helene, wie blaß du aussiehst, komm, wisch dir die Thränen ab. — Sei keine Närrin, Dirne — ich weiß wol — er deutete mit der Hand nach dem fernen Segel — aber daraus wird nichts. Schlage dir den aus dem Kopf. Der Junge hat hohe Dinge vor. Unsere Insel und das ehrliche Gewerbe seiner Väter ist ihm zu roh und ungeschlacht. Wir sind ihm lauter Heiden. Pfarrer will er werden, alle Menschen will er bekehren. Meinetwegen. Ich sage dir nur, er läßt sein Glas Grog auch nicht anbrennen. Nun, das ist einerlei. Wisch dir die Thränen ab, sage ich dir. Geh dort herum, meine arme Helene. Lege dich wieder unter die warme Decke, Kind.

Mit diesen Worten küßte er sie. Mach' zu, rief er ihr nach, gleich gibt es entweder Sturm oder Regen.

Sie flog dahin.

Ihr Bruder hatte Recht. Kaum mochte das Mädchen in das Hinterpförtchen ihrer kleinen einstöckigen Wohnung geschlüpft sein, als der Sturm sich erhob und die düstersten Wolken vor die aufgehende Sonne schleuderte. Der junge Fischer zog ein kleines Fernrohr aus der Tasche und sah nach dem aufkommenden Kauffahrtheischiffe aus. Er erkannte die amerikanische Flagge und rief seine Entdeckung den herbeieilenden Männern zu.

Es waren Lootsen von Helgoland; kennst du die Lootsen von Helgoland? Ich will sie dir schildern.

Du weißt, diese Menschen wohnen auf einem Fels, auf einem Stück vom Blocksberge in der Nordsee. Sie selber halb Fels, halb Wasser, halb starr und halb beweglich. Der Fels ist ihr Leib, aber das Meer ist ihre Seele. Ist das Meer ruhig, so gaffen sie beinahe dumm, wenigstens starr und stockig in die See hinaus. Setzt aber die Nordsee Miene auf,

eine von ihren krausen Mienen, so kräuseln sich auch die starren Linien, die des Lootsen Stirn und Wange durchfurchen, sie schlagen lustige Kreise, gleich wie die Wellen, und es wird dem Helgolander so lachend zu Muth, als wenn unsereinem eine niedliche Frauenhand über's Gesicht fächelt. Diese Helgolander Lootsen und Schiffer haben in ihrem Charakter alle Festigkeit ihres Felsens, aber auch alle Leidenschaften ihres gefährlichen Meeres. Sie lassen die höchste Woge an ihrem Schiffe, die höchste Gefahr an ihrem Muthe ruhig abgrollen; sie sind selbst Felsen im Ungewitter, Sturmtrotzer, Blitzkerle, Donnerjungen, und bestehen meistens auch nur darum glücklich die Todesgefahr, der sie ihre Pflicht mitleidlos in den Rachen wirft, weil sie es sind und weil sie den Tod verachten. Sie müssen hinaus, hinaus in den wildesten Sturm, wenn ein gefährdetes Schiff die Nothsignale gibt; sie müssen hinaus, wenn das Schiff in Trümmer geht, und Fässer, Ballen, Planken, Steuer und Steuermann durch einander wälzen. Zwänge sie aber nicht Eid und Pflicht, so triebe sie die Gewinnsucht, wenn diese nicht, die bloße Lust an der Gefahr. Und das Mitleid?

Verlangst du Mitleid vom Sturm, vom Meere?

Verlange es auch nicht vom Helgolander Lootsen. Darin ist er ganz Meer, ganz Sohn seiner Mutter, der unbarmherzigen Nordsee. Darin und in Habsucht, Unersättlichkeit, Verschwendung, hohem Spiel, Trunk und Völlerei; denn, was das letztere betrifft, so siehst du ihn unmaßgeblich zur Zeit der Fluth des süßen Weines voll, wenn du ihn zur Ebbezeit ebben und nüchtern gesehen. Außerdem ist er ein guter Christ, nur daß er etwas häufiger flucht, als betet. Alles zusammengenommen, man kann ihn nicht wohl einen Engel des Lichts nennen; aber mit gutem Gewissen und ohne Uebertreibung einen Schutzengel der Elbmündung. Freilich, ich werde dir gleich einen Fall erzählen, wo er als das Gegentheil erscheint, wo er den bösen Geist spielt, der muthwillig in's Verderben lockt; allein du wirst sehen, daß er dazu seine guten Gründe hatte, die er sich bis auf den heutigen Tag nicht abstreiten läßt.

Höre also diesen Fall und urtheile. Er bildet zugleich die unmittelbare Fortsetzung der unterbrochenen oder vielmehr kaum angefangenen Geschichte.

Der Amerikaner war ein Schnellsegler und hatte bald die Höhe von Helgoland erreicht. Während dem

betrachteten die genannten Männer oben von ihrer sicheren Felsenburg, bald dieses Schiff bald das kleinere eines ihrer Collegen. Dasselbe lavirte dem Amerikaner in die Flanke, um ihm den Lootsen an Bord zu setzen, der es pflichtgemäßer und herkömmlicher Weise nach Kuxhafen zu steuern hatte. Allein, ob Geiz, oder Uebermuth oder Unbekanntschaft mit der Gefahr eines Seeweges, der sich durch verborgene Untiefen an dieser Stelle der Nordsee hinschlängelt, den Kapitain bethörte — er wies den Beistand des Helgolander Schutzengels von sich und setzte mit vollen Segeln an dem Lootsenbot vorüber. Das war sein Unglück. Der alte Lootse nahm den Hut ab, strich sich ungläubig die flatternden Haare aus dem Gesicht und sah dem schaumspritzenden Ungethüme nach. Kinder, rief er dann seinen Matrosen zu, wir haben das Unsrige gethan. Nun ist uns erlaubt zu beten: der Herr segne unsern Strand. Wir wollen See halten.

Inzwischen hatte sich die Zahl der Neugierigen auf dem Felsen vermehrt. Wer etwa noch mit schläfrig verdrossenem Gesicht an diese Stelle gekommen, verwandelte und belebte sich sogleich beim Anblicke der rollenden Wogen und des stolz dahinfliegenden Amerika-

ners. Sie fließen dabei von Zeit zu Zeit einige friesische Kernwörter aus, denn dieser ihrer Muttersprache bedienen sie sich untereinander, obwol sie auch mit Fremden deutsch, dänisch und englisch kauderwelschen.

Was ist das, rief Helena's Bruder, der Amerikaner rifft kein Segel ein, und Hahnpeter ist ihm doch schon dicht unter der Nase. Glaubt der Narr, daß ein Helgolander Lootse an Bord fliegen kann, wie eine Möve? Nun setzt er das Sprechrohr an. Was! er segelt vorbei? er will ihn nicht? Ich sage euch, er will ihn nicht.

Hol's der Teufel, riefen die Schiffer, er nimmt ihn nicht an Bord.

Ich kenne das Schiff, sagte ein zornmüthig blickender alter Mann. Es ist die Virginie. Der Kapitain der es vor zwei Jahren führte, war ein Hamburger, Gott verdamm' ihn. Ich lootse ihn damals nach Kuxhafen in einem Sturm, dreimal ärger als dieser, und als er sich glücklich und wohlbehalten im Neste sah, schimpfte er auf unsere spitzbübischen Lootsengelder.

Er verläßt sich auf das hohe Wasser, bemerkte ein Anderer. Dazu hat er den Wind. Verfährt er sich

nicht auf die lange Bank, so läuft er weiter keine Gefahr.

Derselben Meinung waren Alle. Das machte sie verdrießlich. Wem gehört die Schnigge, die ihm voraussegelt? fragte der Alte.

Dem Strandvogt, antwortete derjenige unter ihnen, der's am besten wissen konnte, der junge Schiffer. Klaus Küchlein ist darauf und fährt seinen Bruder, den Johannes, nach Hamburg oder Altena.

Nun, rief der Alte, so gebe Gott dem Klaus Küchlein so viel oder so wenig Verstand, als jetzt für ihn dazu gehört, um uns ein Jahr lang mit Zucker, Kaffee und Taback freizuhalten und jedem noch einige Dutzend Guineen in der Beute abzuwerfen. Ohnehin meine ich, der Klaus ist ein pfiffiger Bursch, und weiß seinen Fang zu machen. Seht nur, wie die Virginie hinter ihm her hält, immer genau dieselbe Richtung, immer schlank über die Untiefen weg. Seht ihr nun — und nun —

Ganz richtig, sagte der junge Mann. Aber was kann's am Ende helfen. Ja, wenn Klaus die lange Bank hielte. Wagen kann er's; aber was Teufel,

weiß er davon, daß der Amerikaner keinen Lootsen angenommen. Das ist ja eine ganz unerhörte Sache, zumal bei solchem Sturm.

Wenn er das nicht sähe, rief der Alte, da müßte er Fischaugen haben. Steuerst du, so grün und jung du bist, ein großes, schwer befrachtetes Schiff, wie die Virginie, auf diesem Curse durch die Nordsee?

Der junge Mann war verdrießlich und schwieg. Der Erfolg rechtfertigte indeß die boshafte Zuversicht des Alten. Die Schnigge drehte sich nach Nordwest und nahm ihren Lauf über jene Sandbank, die zur Fluthzeit kleineren Schiffen allerdings kein Hinderniß in den Weg legt, größeren aber sicheres Verderben bringt.

Wie Geier auf ihre Beute herabsehen, so hefteten sich nun die Blicke der Helgolander auf das Steuer der armen Virginie. Wenige Minuten mußten ihr Loos entscheiden. Jetzt war sie noch die Pracht des Meeres, die wogenverachtende Zuversicht, der Triumph menschlicher Uebergewalt über ein grimmiges Element, — aber ein kleiner Druck der Faust, der das Steuer um einige Zoll weiter rechts drehte und sie rannte in die Falle, die sie dem Spott der Wellen, der Winde

und eben so feindselig gesinnten Menschen überliefern.

Einen Augenblick schien es, als ob die Virginie ihrem bösen Geschick entrinnen sollte. Die gleich einem Irrwische umherflatternde Schnigge veränderte plötzlich ihre Richtung und steuerte wieder ostwärts.

Der Alte bemerkte dieses zuerst. Sein von Schadenfreude, Rache und Beutedurst strahlendes Gesicht verfinsterte sich eben so plötzlich. Er rief in der ärgerlichsten Laune seinen Gefährten zu, was Teufel ist das da, läßt der Junge seinen Fisch aus dem Netze?

Gleiches Staunen, gleicher Aerger malte sich auf den Gesichtern der Uebrigen.

Es war aber nur ein kurzer Augenblick, eine flüchtige Gnadenfrist für das schwimmende Opfer. Die Schnigge hatte wieder nach West über, der Graukopf athmete auf. Es war das Athmen eines Spielers, dessen Karte noch nichts verloren, aber noch alles zu gewinnen hat.

Der Steuermann der Virginie drehte die Hand, — die Karte schlug um — das Schiff war verloren. Es segelte schnurstracks auf die Untiefe los.

Der Alte warf vor Entzücken seinen Hut in die Höhe und sah nicht einmal wo ihn der Sturm hinführte. Die Helgolander stimmten ein donnerndes Hurrah an, und sprangen, ohne die furchtbare Katastrophe abzuwarten, Hals über Kopf den Fels hinunter, um sich in ihre Böte zu werfen.

Auch wir verlassen nun das Felsennest, und schiffen uns ein auf der verrätherischen aber sicheren Schnigge, worin der beliebte Klaus Küchlein mit seinem Bruder Johannes nach Hamburg oder Altona segeln wollte.

Wir finden den Johannes in der seltsamsten Lage. Ihn, nach dem aus der Ferne zwei zärtliche Arme sich ausstreckten, halten jetzt vier wohlbetheerte Fäuste so kräftig auf der Bank nieder, daß er sich nicht rühren und rippeln kann. Vergebens bedient er sich des Faustrechts, vergebens spricht ein heiliger Zorn aus seinem blauen, zärtlich frommen Auge, vergebens wirft er unmuthig den Kopf hintenüber, daß die langen Locken ihm in den Nacken fliegen, vergebens richtet er die beweglichsten Beschwörungsworte an den Steuermann und Befehlshaber der Schnigge, die Krebsscheerenarme der Seeungeheuer kneipen ihn nur fester zusammen.

Was will er?

Was er nicht soll. Er will seinen Bruder vom Steuer reißen und die Schaluppe absichtlich in tieferes Fahrwasser bringen. Einmal war es ihm gelungen. Er klammerte sich an das Steuer fest und brachte dadurch jene plötzlich veränderte Richtung zuwege, die wir aus der Ferne beobachtet haben.

Er kannte die tückische Absicht seines Bruders. Er hatte gebeten, [illegible], beschworen, die Bibel [illegible], geweint, geschworen, in die See zu springen gedroht, das Steuer gewaltsam entrissen, aber, wie gesagt, ohne Erfolg. Die Absicht des jungen Mannes war nicht auf Eiland, sondern auf Helgoland eingerichtet. Und er that, [illegible] er für Pflicht. Die Unterlassung des Versuches, einen solchen Frevler zur Strafe zu ziehen, wäre ihm als Verrath an der gerechten Sache vorgekommen. Seine [illegible] war das [illegible], sein [illegible] die Jagd, die Religion ein [illegible] Feind, der Hohn sprach, ein Angesicht's [illegible] [illegible] [illegible] Gedanke, den er, so [illegible] [illegible] und wenig sein Schifflein sich dem [illegible] [illegible] [illegible], mit [illegible] auf den Grund zu [illegible] gedachte. Die einzige Antwort, die er daher seinem Bruder Johannes in aller Ruhe gab

und wiederholte, lauter, das verstehst du nicht: Kümmere dich nicht um Dinge die dich nichts angehen; laß mich verantworten, was ich thue; sündige ich, so fällt die Schuld auf meinen Kopf und nicht auf deinen.

So saß nun Johannes auf der Bank; Klaus am Steuerruder; Johannes wild und ungeberdig, Klaus fest und ruhig, wie das gute Gewissen, stolz und siegreich, wie auf dem Ball unter Trompetenschmettern und Paukendonner ein Vortänzer am Arm seiner Tänzerin.

Nachdenklich tanzte die Virginie hinterher — Klaus sah sich um — der Schlag hatte sie gerührt, sie lag in Krämpfen auf dem Tanzsaale. Die Streichmusik rauschte fort, Klaus zuckte die Achsel — daß er in diesem Augenblick gelacht haben soll, ist nicht wahr. — Dann setzte er mit seiner kleinen Helgoländerin die Tanztour fort.

Virginie verschied den Morgen darauf an der galoppierenden Schwindsucht. Ihre Angehörigen waren in Verzweiflung, aber die Helgoländer lachten, denn sie

[illegible] sich in dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] der [illegible] und [illegible] [illegible]

Die Fische.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Ton, ein [illegible] Gepräge [illegible], [illegible] ein ganz [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sich in die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], auf dem Papier, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der [illegible], die [illegible] nicht [illegible] [illegible], [illegible] man sie zur Poesie auf die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] am [illegible] der Sage und der [illegible] [illegible] [illegible].

Ich glaube, daß, unter welchen [illegible] auch, die Romandichtung sich zur Romanpoesie erheben kann. Der Roman verhält sich zur Geschichte genau wie das Epos zur Tradition. Wie das Epos der [illegible] Tradition ist [illegible] Epos, [illegible] [illegible] [illegible], so der Roman der [illegible] Geschichte ist [illegible] [illegible] Roman. Die Sagen des [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Poesie aufgelöst, in [illegible] [illegible] Poesie [illegible] Sagen und Gedichte. [illegible] [illegible] konnte er [illegible] [illegible], aber nicht ganz [illegible]; die Sage war im Volke noch [illegible]. Die [illegible] bildende Kraft des [illegible] [illegible]

[illegible] Walter Scott. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Walter Scott [illegible] [illegible] Gegenwart [illegible] [illegible] Europa [illegible] [illegible] Gegenwart [illegible] [illegible] Geschichte und die Gegenwart [illegible] [illegible]

[illegible] an — [illegible] so nahe, [illegible] ist gefüllt mit einem unbändigen, [illegible] Pathos, mit der Hilfe von [illegible], mit dem Glanze der [illegible] [illegible].

England fängt bereits an, dem historischen einen [illegible] antiquarischen Roman zu entziehen. Nicht unbedeutende Talente nehmen ihre Helden der Gegenwart, Bulwer hat Scott abgelöst und die Engländer erwarten die [illegible] Wiedererscheinung ihres Dramas in Prosa. Noch ist aber zu viel von der [illegible] und [illegible] Manier, von dem Mittelmäßigen und [illegible] der früheren Schule zurückgeblieben.

In Frankreich hat nur das historische Drama, aber nicht der historische Roman Bearbeiter von Talent gefunden. Die Franzosen sind weder Dichter noch Historiker, aber [illegible], sie sind beides auf ihre Weise. Ihren Geschichten fehlt Wahrheit, ihren Romanen Dichtung. Für Beides entschädigt sie ihr esprit, ein Wort, das man weder durch Verstand noch durch Geist übersetzen darf. Mit esprit unternehmen sie Alles, mit esprit begreifen sie so viel von Shakespeare und Göthe, als sich mit esprit begreifen läßt, mit esprit haben sie sich auf die Romantik geworfen, und daraus ein französisches Genre gemacht, das sehr interessant und voll

angreift ist. Es läßt sich nicht gut deutlich sprechen. Man mag ein Drama von Victor Hugo, einen Roman von Jules Janin lesen. Sollte ich aber deutsch Gesagt, diesen Drang im Auge der Alt-Klassiker durchbegreifen, so möchte ich es geistreiche oder sentimentalische Poesie nennen, und sie mehr zu den Wissenschaften, als zu den freien Künsten zählen. Den Verfasser des neuen Epos oder der gelehrtesten Form denke ich mir in aufgeknöpftem Hausschlafrock mit eleganten Ornamenten, und seine Helden mit aufgeputzten Zöpfen, deren Locke, Augen, Haare, Nase, Beine und gelegentliches Außen und Zeppeln er neugierig genießen unter der Linse in Augenscheine nimmt. Er nennt man sie Poesie, Bilder, Romantik, mehr Wahrheit, Wahrheit genug anders — den Freunde aber, die Klassiker Schiller's Don Carlos, Egmont und nach ihrer Meinung darf die Poesie, Natur, die Plastik, die verschönerte Wahrheit, nicht nackt einhergehen, sondern muß Kleider nach dem Schnitte der Hof- und Galanterie aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten überwerfen. Das ist der Streit.

In Deutschland — aber nein, das führt mich ins Langweilige und ich käme wol gar noch auf den Empire Goethe zu sprechen. Einen Goethe aber kann ich nicht

verlangen, obwol ich ehrlich bin. Ich wünschte, wir hätten von Schillers Hand ein Paar Abhandlungen weniger und einen Geschichte mehr; und ich wünschte, Paul und Wolfgang wären Mitschüler gewesen und Paul hätte etwas mehr von Göthe's Kunst und Wolfgang etwas mehr von Richters überfließender Liebe und Seelenfertigkeit eingesogen. Denn besitzt Deutschland einen Titan, der meisterhaft und einen Meister, der titanisch. Freilich, auch so noch, hat Deutschland in diesen beiden Werken ½ ersten Romane des Jahrhunderts.

Warum hat Jean Paul gar keinen, Göthe nur so wenige, Scott so ungeheuer viel Nachahmer gefunden?

Die letzte Frage heißt so viel, als: warum ist Scott so leicht nachzuahmen; und die Antwort, weil er außer dem Talent der Nachahmung, nichts Eigenes verlangt und voraussetzt, keine eigene Lebensansicht, keine herrschende Richtung, keinen Entwicklung zur Gestaltung — nur ein Jucken in den Fingern und gewisse plastische Handgriffe. Was bedarf es der Gesinnung, um einen historischen Roman zu schreiben? Ohne Gesinnung, ohne Theilnahme an etwas Lebendigem schreibt

die Phantasie im Rücken der Gegenwart umher. Kram des Purpurs, Flügel der Begeisterung sind überflüssige Dinge. Gebt dem Romanschreiber die bunte Robe eines aufgeschlissenen, vergilbten Purpurs in die Hand, er malt euch Hexen, Astrologen, Könige, Ritter, alle Gestalten, die ihr verlangt, vom Kopf bis zur Fußspitze herab. Scheert, brennt, stutzt einem Genie die Flügel der Begeisterung ab, und laßt ihm nur die nackten Spulen in der Haut — das sind eben so viele Federposen und eben so viele Walladmore und andere gute historische Romane.

Junge Dichter, fühlt ihr Talent und Trieb, nach der höchsten Palme zu ringen, einen Roman zu schreiben, wandelt nicht die verfallene, menschenleere Straße einer abgestorbenen Zeit, klopft nicht an die Gräber um die Todten aufzuwecken — sie haben für euch nie gelebt, euer Herz kennt sie nicht — sie gehören entweder der Geschichte an, oder der Vergessenheit. Nur die Todten der Sage gehören dem Volke, der Poesie.

Greift in die Zeit, greift in euren eigenen Busen. Vor allem aber, greift nicht eher zur Feder, werdet nicht früher Schöpfer, Gestalter, als bis ihr selber gestaltet.

Greift in die Zeit, haltet euch an das Leben. Ich weiß, was ihr entgegnet. Nicht wahr, es ist verdammt wenig Poesie in dieser Zeit, in diesem Leben, das wir in Deutschland führen? Woher den Stoff zu einem zeitgeschichtlichen Roman? Ich frage aber dagegen, woher entnahm Göthe ihn für Wilhelm Meister? — Versteht mich recht. Um alles in der Welt keinen Wilhelm wieder. Der ist abgethan, der ist Göthe's und seiner Zeit. Was und wer ist *euer*? Welcher Idee könnt *ihr* Leib und Seele verleihen? Was habt *ihr* erlebt und gestrebt? Welche Bekanntschaften, Ansichten und Lebensverhältnisse vermögt *ihr* in die Region der Poesie mit hinüberzunehmen?

Ich gebe zu, und wie blutet das Herz dabei, ja wir leben in einer Zeit, wo der matte Quell der Poesie kaum über die ersten sechzehn Jahre unseres Lebensalters hinausspringt.

Aber gut. Haltet einmal Abrechnung mit der Zeit, entzieht einmal durch einen herzhaften Entschluß dieser heutigen deutschen Literatur den Schimmer poetischer Lügen, deckt einmal auf, ihr Dichter, was ihr schauet, laßt einmal den Staub wirbeln in der Wüste und pflückt die Grashalme, die auf grünen Inselflecken wachsen,

zeigt uns den Himmel, wie er grau und schmuzig über uns niederhängt, und fangt die Sonnenstrahlen auf, die sich auf euren Scheitel stehlen, reißt der Zeit den Mantel der Heuchelei, der Selbstsucht, der Feigheit vom Leibe und macht mit dem Kusse eures Mundes aller Welt bemerklich, wo nur noch ein ächter Faden, der rothe Faden der Poesie hinzieht, klopft, hämmert an alles taube Gestein und sucht die Erzadern zu erforschen, wie sparsam, tief und versteckt sie auch fortlaufen. Noch einmal haltet Abrechnung mit der Zeit, mit eurem eigenen Leben. Das Bischen Poesie, das sich darein verzettelt, das Bischen aufzuweisen, bringt euch Ehre und der Zeit Schande. Jetzt müßt ihr euch schämen. Wendet das Blatt. Die Philister nennen euch Lügner, Schaumblaser, Puppenspieler, Romanschmierer, und bei Gott, die Philister haben Recht.

Ich verhehle nicht, ich selbst fühle den lebhaften Sporn — nicht in's alte romantische Land zu reiten — nein, einen zeitgeschichtlichen Sittenroman zu entwerfen, dessen Idee ich schon eine geraume Weile mit mir herumtrage. Er sollte den Lebenslauf eines meiner Freunde darstellen, eines Unglücklichen, der mit ei-

ner Liebe und Reinheit begabt, wie sie kaum noch in Träumen blüht, jammervoll unterging und in dem Norddeutschland, wie es ist, untergehen mußte. An innerem, psychologischem Interesse würde ich seiner Person zuzuwenden suchen, was ihm an äußerem mangelt — welcher Glanz von Begebenheiten fiele auch auf einen armen dunkeln Schüler, Studenten, Candidaten der Theologie. Aber ich würde zum Leser sprechen: verachte nicht mein kleines Licht. Die Luft, die seinem Flämmchen Nahrung gibt, ist dieselbe, in der wir beide athmen, die unser eigenes Lebenslicht entzündet, unterhält und verzehrt. Ich könnte dir auch eine große Wachskerze gießen und sie auf goldenen Leuchter stellen, wie es machen die vornehmen Romanhistoriker. Aber deren Licht brennt nicht aus eigenem Docht, und was dir als Lichtstrahl schimmert, ist nur das Flackern der angezündeten Todtenfackel, das durch die Spalten der Grabgewölbe dringt.

Ich würde im Johannes Küchlein — dem Johannes der helgolandischen Wassermänner — einen nicht unbedeutenden Abschnitt meiner eigenen Vergangenheit abspiegeln. Die Freunde meines Helden

sind zugleich die meinigen. Die Orte in Norddeutschland, die er besucht, sind plastische Orte für meine Erinnerungen. Ich kenne die Gassen, in denen er wandert, die Giebel der Häuser, die ihn aufnehmen, winken mir vertrauliche Grüße zu. Stadt- und Landbekannte Leute zeigen sich ihm wie mir im Lehnstuhl, auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel. Alte Lindenalleen, die noch blühen, und junge Mädchen, die schon verblüht sind, erkenne ich an Wuchs, Blüthe, Schleier aus weitester Ferne. Auch sie — auch ihr kleines rothseidnes Hütchen, so welthistorisch für mein Herz, sähe ich nicken und vorüberschweben, uns drängten sich grüßend heran die Bilder der geliebten Jugendfreunde — Mitglieder eines ohnehin phantastischen und seltsamen Lebenskreises wie des studentischen, die den brausenden Most junger Thorheiten in die alten Universitätsschläuche füllten, herrliche Gesellen damals auf dem Platz, nun in alle vier Winde zerstreut, Bursche, deren Herz einmal im Leben für Liebe, Freundschaft und Vaterland warm geschlagen und in deren Erinnerung drei Jahre flammen, wo sich die Schlange Selbstsucht noch nicht um ihre Brust geringelt.

Seht Dichter, ich würde mehr als die Hälfte

meiner Reichthümer, meines Bischen Lebenspoesie zu Markte tragen, wenn ich meinen Vorsatz ausführte.

Und wann wirst du deinen Vorsatz ausführen? Wenn die unsichtbare Hand, die mir die Feder leitet, Erlaubniß dazu ertheilt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

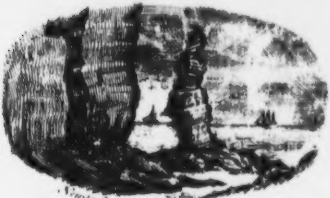
Tagebuch

von

Helgoland

von

Ludolf Wienbarg



HAMBURG:
bei Hoffmann & Campe
1838

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Was suche ich auf Helgoland? Die Apotheke des Wassers? Ich bedarf ihrer nicht. Die Einsamkeit des Felsens? Sie ist sehr getrübt durch die Badegesellschaft, und, wo bin ich einsamer, als wo ich eben wandele. Oder suche ich das Meer, das sich endlos vor meinen Blicken ausdehnt? Ach, meine Augen sehen überall das unbegrenzte trübe Bild der Welt, meine Gedanken flattern in der Unendlichkeit des Alls

und finden nirgends einen seligen Punkt der Ruhe. Was ist es denn, das mit unwiderstehlicher Gewalt mich nach diesem öden Raume treibt? Eine Kaprice? Ich glaube beinahe, aber keine von den räthselhaften oder kindischen, welche den Leichtsinn glücklicher Tage bezeichnen. Ich suche eine Handweit Erde außer dem festen und gefesteten Europa, eine Lagerstätte unter den Menschen der fluthenden Wildniß, den Sturm, der allmählig schrillend die trägen Wellen vor sich aufrollt, vor allen Dingen die stürzende Brandung, die mich von dem Athem der Verhaßten reinigen wird. Ich weiß nur zu gut, warum mir diese Reise ein Bedürfniß

wird. Hundertarmig gehetzt, tausendmündig verleumdet entreiße ich mich dem Gefühle der Ohnmacht und eines ohnmächtigen Grolles, das den freien Flug meiner Seele zu vernichten droht. Ich würde mich in die Wälder von Amerika flüchten und die einsam schallende Axt meiner ausgewanderten Brüder mit dem Schlage der meinigen akkompagniren. Meine Arme sind stark und ich scheue weder den Thau des Morgens, der meine Füße netzt, noch den Thau der Arbeit, der von der gefurchten Stirn rinnt. Aber ich erschrecke vor dem Gedanken geistiger Verblutung. Ich bin zu innig verwachsen mit dem Herzen meines Vol-

des, um nach dem ewigen Kusse der Trennung mehr als ein traurigen Schatten zu sein. Ein Volkslied, das um die Ecke verhallt; ein Bild, das auf dem Wasser stirbt.

Meine Reise ist eine Flucht, und meine Flucht eine Täuschung. Sei's. Eine breite Strömung der Nordsee wird zwischen mir und Deutschland rollen, ich werde monatelang, vielleicht jahrelang das abgeschnittene traurige Leben eines Insulaners führen. Der Felsen von Helgoland soll meine Schweizer Alpe sein, eine Fischerhütte meine Sennhütte, das Meer mit dem springenden Delphin mein Hirtenthal. Und ich tausche noch nicht diesen zerbröckelnden,

meerumspülten Sandhügeln mit den himmel-
hohen Granitblöcken der Schweiz. Da oben
brütet der Geier von Uri, so lange er Futter
hat; aber er wird fromm und still, wenn die
Nachbarn ihm mit Entziehung des Hausfriedens
drohen. Nirgends in der Schweiz, weder über
noch unter den Wolken, das himmlische Gefühl,
unverletzlich zu sein durch das hei-
lige Recht der Gastfreundschaft. Man
ist so schwach, allein, verlassen, im Dunkeln
der Gewalt gegenüber, wenn nirgends eine Säule
des Rechts, ein Altar des großen Menschenbun-
des zum Umklammern sich darbietet.[1] Wie ba-
den tief von der höchsten Alpenspitze herab, so

verweilen dich vom schönsten Wesen der Jungfrau. Nur da, wo Englands stolze Flagge weht, kannst du ruhig dein Haupt niederlegen.

Cuxhaven passirt. Das Boot schaukelt gegen den Wind, die Passagiere machen grämliche Gesichter, in der Mitte des Verdecks arrangirt sich auf dem glatten Fußboden ein Damen-Lazareth. Ein junger Elegant, der in meiner Nähe balancirt, übt noch immer fort, die Arie aus der Stummen von Portici zu pfeifen. Melancholische in der [illegible] kann ihn zum Wasser neh-men. Kamerad, schweig still! Morgenroth? Es muß die hohe Brust des Meeres [illegible].

So viel ich kann, will ich auf Helgoland die Gesellschaft meiden. Mit den [illegible] und ihren Kindern will ich vertrauter werden, als einer von mir.

Helgoland durch ein Fernrohr betrachtet. Die Landungsstelle hat nichts Imposantes. Ein großer [illegible], oder, wenn man poetischer reden will von Heines heiligem Lande, ein un- reden will von Heines heiligem Lande, ein un- [illegible] Altar, an den Seitenwänden mit [illegible] und mit den Einge- weiden der [illegible] übergegen.

Es war schon dunkel, als das Dampfboot unter Helgoland vor Anker ging. Die [illegible] ein Stück [illegible] Nacht zu [illegible], die Sterne in der Tiefe und in der Höhe phosphorische Erscheinungen, im Ringe [illegible] Leuchtfische.

Dieses junge [illegible] mit dem [illegible] auf der [illegible] hat mich gefreut. [illegible] mußte sie einem jungen Studenten [illegible] und [illegible], der nach [illegible] auf die Stirn gelegt wird.

England bin ich nicht gewesen, weil ich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] nach dem Meere und den Bergzügen des Festlands.

Mit freundlichen Worten führte mich der junge Mann in seine Wohnung, wies mir ein [illegible] Schlafzimmer an und überließ mich mit einer herzlichen guten Nacht der Einsamkeit und dem [illegible] Geräusche des Meeres, das in langsamen breiten Wellenschlägen an das [illegible]. Es war die erste Nacht seit Jahren, daß meine Seele wieder mit ganzen, großen [illegible] Atemzügen den freien Hauch des [illegible] ge[illegible]. Ich weiß nicht wie mir geschah. Ich ver[illegible] mich in alle Geschichten und Elemente der Welt und dachte, wie es käme, in [illegible] gewaltigen Bildern das Rätsel meines Daseins [illegible]. Das [illegible] Meer [illegible] mir die [illegible] Zeit und die Zeit [illegible] mich und [illegible] [illegible] ist die Zeit als [illegible] Mann, [illegible] welche sie [illegible].

Mein erster Blick beim Erwachen fiel auf die

[illegible], [illegible] [illegible], welche sich auf das [illegible] [illegible], unter dem ich die erste Nacht auf Helgoland zubrachte, [illegible] [illegible] [illegible] schien. Es war schon spät und ich [illegible] [illegible] in die [illegible], sagte meinem Wirthe guten Morgen, lernte seine Familie kennen, [illegible] mir das hübsch eingerichtete kleine Haus, unter dessen Ameublement auch ein Fortepiano nicht fehlte, [illegible] und [illegible] das Haus.

Die Schilderung dieser Helgoländer [illegible] gleich mit [illegible] deutlich [illegible] [illegible]. Das [illegible] [illegible] bildet einen Theil einer [illegible] Stadt, der einzigen, welche Helgoland besitzt, gebildet und [illegible] durch die [illegible] [illegible] Wand des Felsens, deren äußerste Spitze das [illegible] oben im helgoländischen [illegible] genannt wird. Ohne diese [illegible] würde das Unterland nicht existiren und die [illegible] [illegible] unmittelbar an den Felsen schlagen, welche jetzt nur den Strand [illegible] [illegible] [illegible] be-

engt. In den beiden von [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] — so liegen die [illegible] der [illegible] von [illegible], [illegible] in [illegible] [illegible] gleich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] und [illegible] mit [illegible] bedecken. Diese [illegible] sind [illegible] [illegible] durch eine [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hin[illegible].

Der Felsen [illegible] sich in seinem [illegible] nach Osten, welche er [illegible] [illegible], so daß die westliche und [illegible] Seite desselben die [illegible] ist. Diese Gestalt wird er [illegible] auch in dem letzten [illegible], der von ihm über den Wellen sich [illegible] wird. Ich [illegible] ihn gestern mit einem [illegible], aber er ist beides zugleich, [illegible] und [illegible], und wird vielleicht beides noch durch [illegible], [illegible] und Wellen [illegible] werden, als die [illegible] ihn [illegible] [illegible].

Als ich heute an ihm hinaufsah, verglich ich ihn mit einer kolossalen steinernen Sphinx, die in der Wüste des [illegible] liegt, mächtige Tatzen in den Sand hineinstreckt, [illegible] mit uraltem ausgewittertem Haupte, [illegible] das gefährliche Räthsel ihres Daseins aufgebend. Es war ein heißer Tag für mich und für die alte Sphinx, denn die jungen Sonnenstrahlen lagen nur zu [illegible] an ihren Weichen und brannten ihr noch immer [illegible] [illegible] und vom Himmel selbst gestohlenen Flammen auf. Die Folgen dieser Erhitzung sah ich gleich mit eigenen Augen, denn es lösten sich große Stücke vom Felsen ab und [illegible] und „[illegible] an der [illegible] Mund herunter. [illegible] gerade, als ich die Treppe hinaufging, und verursachte einer ältlichen Dame einen solchen Schreck, daß sie in Verzweiflung übergegangen zu sein schien und mit offenem Munde nach der [illegible] des [illegible] [illegible]. Diese

lag aber ziemlich hoch, und überhaupt stieß man auf der Treppe keinerlei Geleite, außer den einheimischen.

Hab' ich's denn nicht ein bißchen Laune zu bekommen, daß eine alte landesübliche Frau die erste war, die mir auf der Treppe begegnete? Dann dachte ich etwas von der Sonntagslaune einer jungen anziehenden zierlichen und schlanken Helgoländerin, welche die zweite Begegnerin war. Eine Blume des Helgolander Himmels, die auf dem höchst bequemen dreihundert steinernen Stufenhöhe der Helgolander Treppe herabstieg, oder, die Wahrheit zu sagen, herabtrippelte mit leicht gleichmäßigem Schritte, im Sonntagsputze, das Gesangbuch in der Hand, eine Rosenknospe vor der Brust. Was haben diese Mädchen für stolze hochgebogene Nasen. Das ist mir am meisten aufgefallen. Von ihren Augen verstehe ich noch nichts.

Oben ging ich zuerst am Rande oder an der

Grasstrecke entlang, welche, soweit die Häuser reichen, an dem Rande des Felsens aufgenommen ist. Die belebteste und wegen der freien Aussicht auf das Meer schönste Gasse auf Helgoland. Hier steht das weiß und weit schimmernde Hotel von Franz, das mir sehr empfohlen und das ich beziehen würde, wenn ich nicht eine althelgoländische Hütte und die Einsamkeit vorzöge.

Langsam auf diesem Wege fortschreitend kam ich an das letzte Haus, hinter welchem die Welt mit einer Planke vernagelt ist. Doch stand ein Pförtchen offen und ich blickte neugierig in die grüne Fortsetzung von Helgoland hinaus, bis dahin, wo auch diese ein Ende nimmt und das Reich der Lüfte sich entfaltet, einen Zwischenraum, den ich dann mit einigen hundert kräftigen Schritten durchmaß, bis zur äußersten felsen Grenze, wo das Sathorn, kühn und wild über das blaue Meer hinausragend, dem Throne des Königs von Thule gleicht. Hier, rief ich aus,

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den goldnen Becher
Hinunter in die Fluth.

Was mich betrifft, so hatte ich im Augenblick nichts zu trinken als die Luft, und nichts zu werfen als meine Phantasieen. Aber die Luft war golden, frisch und feurig wie Rüdesheimer und Johannisberger, kühlend zugleich und erhitzend, herzberauschend, geistvernichtend, und ich trank sie ein in vollen Zügen und sang, was mir jetzt wunderbar erscheint, im höchsten Vollgenusse dieses Augenblicks jauchzend mein Sterbelied hinunter in die Fluth.

Es war ein lachender Morgen, wenn anders dieser Ausdruck nicht zu sehr an die lachenden Morgen der Kornfelderpoesie erinnert. In der That finde ich ihn unwürdig, um die erhabene Heiterkeit und den grenzenlosen Glanz eines Morgens im Schooße der Nordsee zu bezeichnen.

Gott! deine Sonne strahlte mit unendlicher Freudigkeit von deinem Himmel herab; dein riesiges Meer spielte mit sich selbst und mit den Kindern der Sonne, die von Welle zu Welle schlüpften und sich mit der schüchternen grünen Farbe zitternd und ringend zu vermählen trachteten. Deine Welt war aufgelöset in ihre reinsten Elemente, in Feuer, Luft und Wasser, nur die Erde fehlte und mit ihr alles, was mich an Irdisches erinnerte; denn jener letzte feste Punkt, an welchen ich selbst noch geheftet war, schien mir nun nicht mehr der Thron eines Königs, sondern der steinerne Sarkophag zu sein, auf welchem ich aufgestreckt lag und über Tod und Leben lächelte.

Ich habe mich in dem Oberstübchen eines kleinen Hauses eingemiethet, es steht etwas zurückgezogen von dem Gäßlein, einige hundert Schritt von dem Leuchtthurme entfernt. Franziskus, der auf der Insel jedes Hühnchen und jedes Hähnchen kennt, hat mich hierher geführt, eine alte arme Witwe ist die Besitzerin und sie hat noch niemals einen Badegast im Logis gehabt. Beides zog mich an. Ich bringe ihr eine unverhoffte Freude ins Haus und finde noch eine eigenthümliche von Fremden unberührte Welt. Ihr Mann ist seit zwanzig oder dreißig Jahren todt, er war ein Lootse und Fischer. In dieser langen Zeit krüppelte sich die Alte ehrlich hin-

durch. Ihr Mann hinterließ ihr das Häuschen im Oberlande und eine hölzerne Bude im Unterlande, von welcher sie die Miethe zog, bis dieselbe in baufälligen Zustand gerieth und abgebrochen wurde. Auch trieb sie einen kleinen Kram, ein Geschäft, welches die Helgolander in früherer Zeit ihren Witwen überließen, was in der That sehr lobenswerth und sowol ein Zeichen ihres wohlthätigen Sinnes als ihres männlichen Stolzes war. Als aber die lebhafte englisch-französische Periode für die Insel anbrach, wurde dieser Verdienst den Witwen sehr geschmälert und es erstand eine neue Generation von Helgolandern, welche Caffe wog, Tabak und Lichter verkaufte und statt der Boussole auf wogendem Schiffe die blecherne Ritze der Tombank mit den Augen bewachte. Auch meine Witwe kam dadurch herunter, sie verlor ihre Kunden und ihre kleine Einnahme und mußte das Geschäft fahren lassen. Ein Sohn, der einst die Stütze ihres

Alters werden sollte, war in kräftigster Jugend zu Schiff gegangen und nicht zurückgekehrt. Womit sie sich in so langer Zeit allein und verlassen genährt, ihr Haus und sich selbst in gutem Zustande erhalten, wußte sie kaum selber zu sagen. Ein Schaaf versorgte sie mit Milch, es weidete mit den anderen auf dem Felsen, und ihre Nichte ging jeden Tag hinaus, um es zu melken. Außer diesem Reichthum besaß sie noch einen Hühnerstall mit einem Halbdutzend Bewohnerinnen und dem Stallherrn, sämmtlich, wie auch größtentheils das Schaaf, mit den Gräten gedörrter und gesalzener Fische ernährt, welche letztere ihre eigene tägliche Nahrung ausmachten. Ich vergesse aber ein kleines Streifchen Land, das ihr ebenfalls zugehörte und ihr Streu für die Hühner und für das Schaaf in Winterszeit, wie auch Kartoffel und einiges Gemüse auf ihren Tisch lieferte. Baares Geld bekam sie nicht oft zu sehen, aber es wohnt seit einiger Zeit ein Jung-

geselle unter ihrem Dache, dem sie das Essen bereitet und von dem sie eine bescheidene Miethe zieht, so daß sie bei meiner Ankunft schon in einem behaglicheren Zustande lebte. Trotz ihrem hohen Alter ist meine Myrtill noch roth und frisch. Das Rührendste ist ihre unversiegliche Hoffnung, ihren Sohn noch einmal wiederzusehen und sich von ihm die Augen zudrücken zu lassen. Seine Sonntagskleider hangen noch immer im Schranke, neu und fein, wie die Lootsen sie tragen, er mag nur kommen, zerlumpt wie er will, er kann gleich mit den übrigen Männern stattlich in die Kirche schreiten. Auch sind die Kisten voll schöner Leinwand, für ihn gesponnen und gebleicht und ihm die schönsten Hemden versprechend — wenn er nicht schon längst in grobes Sacktuch eingenäht, irgendwo auf dem öden Grunde des Meeres ruht! Arme Myrtill!

Da wohne ich nun im beschränktesten Raume mit der alten Frau zusammen. Sie hat jetzt ihre Nichte ins Haus gezogen, die mir aufwarten soll. Dieses ist mir aus keinem anderen Grunde lieb, als aus Rücksicht für das Mütterchen, ich werde ihr nun weniger beschwerlich fallen.

Als ich die Treppe hinankletterte, dachte ich gleich, sie ist so recht dafür gezimmert, um störenden Besuch abzuweisen. In der That gleicht sie mehr einer Schiffsleiter als einer Treppe. Auch mein Zimmerchen scheint nach dem Modell einer Cajüte gebaut zu seyn. Zur rechten Hand zwei Kojen oder Alkoven, auf der inneren Seite mit schrägelaufenden Brettern eingefaßt, wie das angrenzende Dach es nöthig machte. Die Wände rund herum mit blaßgeblümten Fliesen ausgesetzt, die Decke so niedrig, daß ich sie mit der Hand erreichen kann. Schränke in der Wand, in der Ecke ein pyramidalischer Aufsatz, auf wel-

chem Kannen, Gläser und Tassen stehen. Auch entdeckte ich auf zwei Latten, die unter der Decke befestigt sind, ein längliches Futteral in Schlangen- oder Fischhaut, enthaltend ein Fernrohr, das seit dem Tode seines Besitzers unberührt und wohlbestäubt an seiner Stelle geblieben war. Hat er sich doch schwerlich träumen lassen, daß ein Doktor der Philosophie von seinem Stübchen aus, von diesem „Alterthumsstübchen", wohin er sich nach der Sitte des Ländchens in seinen alten Tagen mit der Frau zurückzuziehen gedachte, indem er sein Geschäft und den unteren Theil des Hauses dem rüstigen Sohne überließ, sein Fernrohr vor die Augen nehmen und in die kleine Oeffnung See hinausschauen würde, welche sich dort unten, zwischen den benachbarten rothen Dächlein, vor mir aufthut.

Ich fühle mich ein wenig beengt, kann's nicht läugnen. Und doch liegt ein heimlicher Reiz in dieser traulichen sicheren Enge die rings

herum von Gefahren, Klippen, Stürmen, Wogen umschauert ist. Ich versetze mich in das Gefühl der Helgolander und aller Seeleute, die eine kleine und beschränkte Wohnung weitläufigeren und bequemeren Baulichkeiten vorziehen; nicht immer weil sie arm sind und nichts Besseres haben können, sondern aus seemännischem Geschmacke und weil es ihrem Gewerbe besser entspricht. Weite Kleider und enge Häuser ist Seemannsart. Die größte Unbequemlichkeit ist ihnen keine, da sie vom Schiffe her an diese gewöhnt sind. Mit ihren eckigen, kurzen, abgebrochenen Bewegungen, ihrem schmiegsamen Körper, ihrem aufgehobenen, balancirenden Fuße, ihrem gebuckten Kopfe harmoniren diese Räume, die ihnen etwas zu klettern, zu schmiegen, zu wenden und zu ducken geben. Ueberall aber kann man die Erfahrung machen, daß Menschen, die sich weidlich draußen umhertummeln und sich kühn und unverdrossen den Strömungen der

Welt aussetzen, gern in friedlicher Enge häuslich ausruhen. Das ganze Alterthum war ein solcher Lebensschiffer, und der Römer, dessen Schwerd an den Enden des bewohnten Erdkreises funkelte, war in der blühendsten Periode seiner Kraft so knapp eingehäuset, wie sein Degen in der Scheide. Was die Helgolander betrifft, so sind sie freilich gegenwärtig in die gewinnreiche Nothwendigkeit versetzt, größer und bequemer zu bauen und ihren Badegästen auch in dieser Hinsicht eine Entschädigung für das Verlassen gewohnter häuslicher Bequemlichkeiten anzubieten. Halb Helgoland ist schon umgebaut. An die Stelle der kleinen, sturmgeschützten Dächer sind große stattliche Wohnungen aufgeführt, deren breite bequeme Treppen und hohe elegante Zimmer Städtern nichts zu wünschen übrig lassen. In meiner Nachbarschaft erhebt sich sogar ein Haus mit glattem italienischen Dache. Eine Gesellschaft von Damen und Herren nimmt ge-

rade ihr Frühstück oben ein. Das ist ganz hübsch, aber nicht helgolandisch. Wird der in solchem Hause erzogene Sohn das rauhe Geschäft ergreifen, welches die Natur den Insulanern anwies? Diese Verschönerungen Helgolands als Badeortes sind fast lauter Eingriffe in das Helgoland der Fischer und Lootsen. Selbst die große Helgolander Treppe gehört in diese Kategorie. Eine Treppe, die man hinaufreiten kann, auch wohl herunter, ist ganz bequem für den Herrn von Podagra und den Baron von Zipperlein, aber kräftigen Leuten ist sie nicht beingerecht, und ein elastischer Fuß ermüdet entweder in dieser Spielerei von hundertdreiundsiebenzig enggefügten Stufen, oder wird versucht immer die mittlere dieser Stufen zu überspringen. Die vorige Treppe soll nur zwei Schläge und höhere Stufen gehabt haben. Vielleicht nahm sie keinen so eleganten Schwung, wie die jetzige, die in drei Schwenkungen angelegt ist; aber ich wette dar-

auf, die Helgolander geben ihr den Vorzug. — Noch eine Verschönerung von Helgoland, die freilich mit dem Seebade nichts zu schaffen hat, aber zu einem ähnlichen nachtheiligen Vergleiche des Früher mit dem Jetzt in praktischer Hinsicht führt, der neue Leuchtthurm. Schon auf dem Dampfboote hörte ich von Kundigen die Bemerkung aussprechen, daß der alte Hamburger Leuchtthurm mit seinem flackernden Steinkohlenfeuer weiter und heller geleuchtet, als der neue englische mit seinem Lampenfeuer und seinen kostbaren mit Platina überzogenen Reverberen. Hier auf Helgoland versicherte mich ein alter Lootse dasselbe. Freilich diese alte plumpgemauerte vierkantige Baake ist nur ein rußiger Schornstein gegen die schlanke hohe Säule des neuen Leuchtthurms, die in Nähe und Ferne einen schönen Anblick gewährt und in Wahrheit eine Zierde des nackten Felsens zu nennen ist, aber: „unsere alte Baake meinte es doch besser“ sagte der alte Lootse,

und legte seinen breiten krumm gewordenen Rücken an das austretende Gemäuer, wo er auf einer Bank saß, und mehr aus Gewohnheit wie aus Absicht in das Meer zu blicken schien.

Eine gymnastische Uebung freilich werde ich noch lange auf meinem Zimmer machen müssen, ehe ich recht dahinter komme. Mein Bett erhebt sich nur um die Höhe des Pfühls und der leichten Sommerdecke über dem Fußboden, und die schräge Rückenwand, die sich unter einem Winkel von 45° mit der grünangestrichenen Zimmerdecke vereinigt, erlaubt mir nicht in gerader aufrechter Stellung mich auf mein Lager niederzulassen. Ich muß also zu einer ziemlich verrenkten Attitüde meine Zuflucht nehmen, um ungestoßen zwischen Pfühl und Decke zu gelangen. Ich mußte laut lachen, als ich dies zum erstenmal versuchte. Aber finis coronat opus.

Bei der Ueberfahrt nach der Sandinsel saß ein junges Mädchen an meiner Seite, die noch niemals in ihrem Leben gebadet, weder in Seewasser noch in Flußwasser. Eine schöne Enkelin von Hermann und Thusnelda mit wellig gekräuselten hellblonden Locken und lebhaften dunkelblauen Augen, die bald dem langsamen und gewichtigen Schlage der Ruder, bald dem leichten Fluge einer vorüberkreischenden Möve folgten. Sie zeigte keine Spur von Furchtsamkeit und ängstlicher Erwartung. Ich hatte mir gedacht, unsere Mädchen müßten alle einen kultivirten Abscheu vor dem Wasser empfinden, und nur der Schlangenstab des Hippokrates triebe die Zittern-

den unbarmherzig hinein. Aber dieses anmuthige und kräftige Wesen badete sich nur, wie sie äußerte, aus Neugier und einer Tante zu Gefallen, die eingehüllt im Mantel neben ihr saß. Die frische Seeluft ist in der That schon ein halbes Bad, und wer sie mit Wollust einathmet, fürchtet sich so wenig vor dem Bade, wie der Kuß vor der Umarmung. Doch tippte sie mit ihrem Goldfinger in die Fluth, um den Grad der Wärme zu prüfen. Bitte, sagte ich unbescheiden, leihen Sie mir einen kleinen Augenblick Ihren schönen Thermometer en miniature. Ich führe keinen, war ihre unbefangene Antwort. Erlauben Sie, flüsterte ich, es ist die zierlichste Arbeit in Elfenbein, die ich je gesehen, eine Glasröhre wie eine silberne Ader und wunderbares rothes Quecksilber darin. Ihrem flüchtigen Erröthen folgte eine unbändige Heiterkeit von meiner und eine stille von ihrer Seite. Dann, „hier ist der meinige!“ rief ein höflicher Mensch und über-

reichte mir ein Taschenthermometer in optima forma. Ich hielt es ziemlich lang ins Wasser hinaus. Wie viel Grad ist es denn, fragte sie endlich als ich es aufzog. Ich blickte ihr in die Augen, welch ein heller frischer Strahl, und wie kindlich die nachglänzende Freude über eine Schmeichelei, welche nur der Uebermuth zwischen Himmel und Wasser entschuldigen konnte. Es sind gerade so viel Grade, mein Fräulein, antwortete ich, als Sie Frühlinge zählen. — Von wem haben Sie den Thermometer für meine Frühlinge geliehen? — Von dem größten Mechanikus in der Welt, von dem Bildner meines Auges. — Unser Boot schwang sich durch die Brandung, die am Ufer der Sandinsel hinzuckte und sich auf das schöne und reine Opfer zu freuen schien, das sich an diesem Morgen ihren ungestümen Umarmungen hingeben sollte. Das Boot konnte nicht ganz an das trockne Ufer gelangen, die Gesellschaft ließ sich hinaustragen,

die Herren auf dem Rücken, die Damen auf den Armen der Andern. Thekareidchen saß auf den verschlungenen Händen zweier kräftigen Kerlen, ich ritt ihr an der Seite, die Tante folgte in einer ähnlichen Portchaise. Am Ufer theilten sich die Pfade der Geschlechter, die Damen gegen links, die Herren rechts. Sie machte nur kleine zögernde Schritte, und die Tante war ihr immer voraus. Ohne Zweifel wird sich zu dem Reize der Neugier auch ein kleiner Schauer in ihrem Busen gesellt haben, sie kam mir in diesem Augenblicke vor, wie eine Braut, die an ihrem Hochzeitbette vorübergeht. Es ist kein Unglück, aber ein Geheimniß. Nur eine Neuseeländerin kann dem Meer und ihrem Geliebten ohne Herzklopfen entgegen gehen. Hier und dort — das ängstlich aufdämmernde Bewußtsein vom nahenden Konflikte zweier Naturen, von denen die eine mächtiger ist und sich schon im voraus als Siegerin ankündigt, jedoch ihren Sieg nur zur

Beglückung und zur Steigerung des Lebendig-
keit des Gefangenen angewendet verspricht. Män-
ner, die sehend und zitternd mit gebogenem Lei-
be die Brandung erwarten, und ihr nicht schwim-
mend Trotz zu bieten vermögen, participiren an
der Weiblichkeit, an ihrer Ohnmacht und dem
besonderen Reize derselben. Das Meer ist ihr
Bräutigam und nicht ihre Braut.

Ich möchte mich lieber allein baden, als
in Gesellschaft heftiger Jünglinge und Männer.
Da sah ich eine nackte Gensdarm-Gestalt mit ei-
nem ehrfürchtigen Antlitz, wie von Vorsicht ge-
peitschten Seele. Wäre der schwimmenden Ma-
jestät der Brandung plötzlich bei ihrer Annäherung
an das Ufer eine solche Gestalt mit grünem Ge-
bettetem entgegen gekommen, niemals hätte die
steigende Göttin ihr Antlitz gekrümmt, und sie
schwimme noch immer auf der Höhe des Mee-
res herum. Auf solche Weise kann Einem der
schönste Moment verdorben werden. Vielleicht

hat dieser Mensch einen lebendigen Dämon in seinem Grundgetriebe, und würde mir zu jeder anderen Zeit geistig gefallen, vielleicht steht er auch im Rock und Hosen ganz unwesentlich geschmackvoll da, aber im Wasser mag ich solchen Gestalten nicht wieder begegnen.

Auf der Rückfahrt war Theodolinde nicht von der Gesellschaft. Es that mir leid. Wie reizend muß sie gewesen sein mit den tiefblauen beschatteten Augen, der blassen Wange und dem aufgelösten langen Haar, die junge Marlina.

Mein Landsgenosse ist der wackere Jakob [illegible] [illegible], ein wenig [illegible] [illegible] Mann, [illegible] [illegible] [illegible], von der Seite, wie Peter der Große sie brauchen konnte, [illegible], [illegible], [illegible], mit einem Sinne für große Sprünge, einem Geiste, der [illegible] und dem fremden [illegible] einen [illegible] [illegible] auf die Beine zu bringen versteht. Er weiß [illegible] recht gut und fühlt sich nicht glücklich in seiner [illegible] und [illegible]. Er [illegible] über seine [illegible], die freilich die besten [illegible] und [illegible] sind, die man haben kann, weiß auf [illegible], die ihm einmal [illegible], und die er

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der Reiz der Aufklärung den Reiz der Mittheilung überwiegt. Jener Reiz ist [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible], seine Dinge mit einander in Verbin- [illegible] durch ein von [illegible] Band, sondern wirklich so deutlich und praktisch, wie ein wirklicher [illegible], wenn er gerade einmal [illegible] im Schilde führt. Mein [illegible] Element machte es nicht anders. Man muss auch bedenken, in welcher Lage er sich befand. Er mußte aber auf sich selbst [illegible], aber auf seinen eigenen Kopf unternehmen, konnte Niemand zu Rathe ziehen, entbehrte auch das Glück, daß sein [illegible] in [illegible], [illegible], einen [illegible] der Darstellung zu [illegible], mehr äußeren Halt und Festigkeit, mehr [illegible] und [illegible] Zusammenwirkung in das [illegible] Ganze gebracht hätten. Er [illegible] nur sich der Fehler in Anlage und Durchführung bewußt, ohne sie bessern zu können. Er [illegible] wie auf [illegible] die Angst und Hitze, die er em- [illegible] als er das Theater [illegible] und [illegible] seiner Geschichte [illegible].

[illegible] er ihnen [illegible] konnte. [illegible] [illegible] nicht bei dieser Schilderung an sein eigenes [illegible], daß er vielleicht nicht [illegible] zu lassen das Glück eben die Klugheit hatte.

[illegible] die [illegible] und die [illegible] [illegible] konnte ihn nicht befriedigen. Er ließ sich von den Helgoländer Fischern zum [illegible] [illegible] und [illegible] die [illegible] persönlich in [illegible]. [illegible] und für die [illegible] [illegible] war er ganz [illegible] für die Helgoländer, nach Hamburg [illegible] [illegible], der [illegible] [illegible] am [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu sein. Nach der Rückkehr [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Regierung [illegible] [illegible] und [illegible] ihnen die [illegible], die [illegible] auf der Elbe liegenden [illegible] zu [illegible].

[illegible] der [illegible] der [illegible] auf den [illegible],

[illegible] Zeit [illegible] wurde, [illegible] Niemand hat in seinen Augen [illegible] Mittel, die Zeit aufzuhalten, [illegible] zu [illegible] die [illegible], [illegible] und [illegible] aller, was der zu [illegible] war, [illegible] seinen allein, weil er [illegible], [illegible] ist, und [illegible] [illegible] Zeiten [illegible] die Macht [illegible] [illegible] mit [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible]. Die [illegible], das Geschick des Helgolands war [illegible], und er [illegible] [illegible] sich wieder in seine [illegible].

Man hat Unrecht, ihn hier zu vergessen; aber es kann sein, daß es so am besten ist. Er bewahrt sich die Energie des Selbstbewußtseins, und verdankt ihr das Schicksal, das ihn bereits in die Geschichte von Helgoland versetzte, ihm zu [illegible] Stelle für die Zukunft bestimmt.

Zwei [illegible]: man kann um den Felsen herumgehen, und man kann ihn ersteigen.

Das erstere that ich heut Morgen, in Begleitung eines jungen Helgolanders, Namens [illegible] und zweier Herren aus Hamburg. Mit der östlichen Seite des [illegible] machten wir den Anfang. Diese Seite hat keine Hütten, Ställe und Thore, wie die entgegengesetzte; sie macht nur einen [illegible] Eindruck. Dennoch ist sie die gefährlichste und man kann hier leichter ein Unglück erleiden, da man sich vor den „plötzlich mit Donnergepolter“ zuweilen herabrollenden Steinmassen nicht so gut in Acht nehmen kann. Doch haben beide [illegible]

[illegible] hier an diese Empfänglichkeit des Felsens des weichen Kalksteins vor, indem dieselbe der Verwitterung am meisten unterworfen ist. Sie hat übrigens zu tragen an der Last, nämlich an dem Regenwasser, das hier zusammenfließt, gefriert, austrocknet, den Stein lockert, sprengt, die Verwitterung in Masse beschleunigt. Gegen die Weichheit kämpft die Luft mit beweglichen Waffen durch die Hülfe des ungestümen [illegible], der auf seinem schwarzen Sturmrosse gegen den Felsen anreitet, und, wenn er sieht, daß er nichts ausrichten kann, die Zügel zerschneidet und mit einem wilden Satze das sich bäumende, schaumbesprühte Roß über den Felsen hinstürzen läßt. Aber die Luft kennt die schwache Seite des Felsens, seine Neigung zum Trunk, und sie nähert sich ihm als freundlicher Mundschenk in weichem flüssigem Gewande, schenkt ihm unmerklich ein, macht ihn voll und schwer, sprengt ihm die alten Adern, löst seine Glieder,

bringt ihn immer weiter herunter, macht ihn endlich zur schauerlichen Ruine, zu einer Dichterruine wie Grabbe eine war, dieser arme Grabbe, der noch vor seinem Einsturze mit zwei versteinten und zerbröckelten Fingerstumpfen den Hannibal schrieb.

Steinstücke von allen Größen garniren das abschüssige Felsgestade an dieser und an der anderen Seite des Dreiecks, nur die Basis, die Unterlandsseite, ist von diesen Siegeszeichen der Zerstörung befreit. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, auf diesem Umgang um den Felsen irgend eine Hypothese über die Formation desselben aufzufinden — denn auch ich bin ein Naturforscher und ich will meine eigene Hypothese über dieses steinerne Räthsel haben — aber für diesmal bin ich nur mit einem geschundenen Schienbeine, ohne Hypothese, nach Hause gekommen. Man muß von einem Stein zum andern hüpfen und diese Steine sind überzogen mit grünem Pflanzen-

schleim und ganz verteufelt glatt, und ich kann mir bei meiner hastigen Art noch gratuliren, daß ich nur ein einzigesmal ausglitschte. „Und noch dazu, war bloß ein Seehund daran Schuld. Denn als ich losspringen wollte, sah ich einen Seehund ungefähr zwanzig Schritt von mir in die See laufen, und ich rief ihm nach, er sollte still stehen, ich hätte etwas mit ihm zu sprechen, aber er hörte nicht und ich stürzte mittlerweile kopfüber auf die Steinplatte, daß ich ach und weh hätte schreien mögen, wenn ich mich nicht vor dem Helgoländer geschämt hätte. Ich wollte aber den Seehund fragen, ob es keine uralten Traditionen gibt unter den Seehunden, die bis an die sündfluthlichen Zeiten hinaufsteigen, und ob er nicht zufällig von seiner Urgroßmutter gehört, durch welche physikalische Prozesse Helgoland, und eben einzig und allein Helgoland in der weiten Nordsee, zu solcher Höhe emporgestiegen und woher der rothe Sandstein komme,

und dazwischen die bänderartigen schmalen gelbgrünen Thonschichten, und ob die Gelehrten unter den Seehunden unter sich einig wären daß dieser rothe Sandstein zu der Green-Sand-Formation der Engländer gehöre, wie die Herren Lichtenstein und Ramowsky vermuthen, und ob sie auch von einer Gas-Explosion munkelten, wie Doktor Röding, und ob die Herren Seehunde etwa ein korrespondirendes Mitglied an einem Rezensenten in Pfaffs Journale hätten, welcher Rezensent, dem Vernehmen nach ein ordentlicher Mensch in Hamburg, die Behauptung aufstellte, daß Helgoland und aller Sand in der Nordsee von dem Auswurfe der Kontinentalströme, Elbe, Weser, u. s. w. herrühre. Alles dieses und noch mehr wollte ich dem alten Seehunde abfragen, als er sich meiner wissenschaftlichen Neugier durch schnelle Flucht entzog und heftige Steinschmerzen mich sehr plötzlich und unangenehm an die steile scharfkantige

Gegenwart erinnerten. Und doch ist es mir lieb daß ich nicht auf der Westseite gefallen bin, denn ich habe bemerkt, daß das Gestein auf der Westseite viel härter ist als auf der Ostseite. Das weiß nicht jeder. Und noch mehr, ich kombinire in diesem Augenblick, wo ich mein armes Bein reibe, diesen Umstand mit einem anderen, dessen ich schon erwähnte, zu einer Theorie über die romantische Grotten-, Klippen- und Bogenbildung an der West- und Nordwestseite des Felsens, für deren Beurtheilung ich mir ebenfalls irgend einen Seehund von Rezensenten ausbitten werde. Woher kommt es, daß bloß die Westseite in mannigfachen Formen durchbohrt und ausgehöhlt ist, die Ostseite aber eine zusammenhängende undurchbrechene Wand bildet, ohne eine einzige Höhle, eine einzige freistehende Klippe? Herr Röding, der nach einer bekannten neuen Theorie Helgoland durch Gas in die Luft spatzieren läßt, scheint der erste Fer-

scher gewesen zu sein, der sich diese Frage vorlegte. Ich glaube sogar annehmen zu dürfen, daß seine Hypothese ihre nächste Veranlassung in der Beantwortung dieser Frage fand. Die Westseite, sagt er, ist der alte Mittelpunkt des Felsens, der bis soweit zertrümmert worden ist. Von diesem Mittelpunkte aus wurde das kolossale Steingut in die Höhe geblasen, und die Höhlungen, die sich hier finden, sind uralte Zeugen einer solchen unterirdischen Evaporation. Alle Achtung vor der Theorie über Helgoland. Aber das Gas-Helgoland will sich mir nicht sonderlich empfehlen. Hat sich die Felsmasse von Helgoland, wie unbestritten und unbestreitbar, flötzartig aus dem Wasser abgelagert, so entspricht ihre Höhe dem ehemaligen Wasserstande und bedarf weiter keiner Erklärung, so dunkel auch diese ganze isolirte Genesis uns, bei mangelnder Einsicht in das geheimnißvolle Wirken der elektromagnetischen Kräfte, erscheinen

mag. Eine Gas-Eruptions-Theorie, nach welcher die schon gebildete Felsmasse aus ihrem Zusammenhange mit dem Thalgrunde gerissen und in die Höhe geschleudert worden sein soll, eine solche Theorie versetzt das Wunder eigentlich nur aus der Höhe in die Tiefe, indem sie nun auch erklären muß, auf welche Weise diese Flötzbildung zweihundert Fuß unter dem jetzigen Wasserspiegel der Nordsee vor sich ging. Man wird also immer auf dieselben physikalischen Prozesse zurückkommen müssen, durch welche man, ohne diese Theorie, die Felsbildung zu erklären sucht, auf das steigende und fallende Wasser, auf die Steinelemente, welche dasselbe enthielt, endlich vielleicht auf den Halysmus oder die steinformende, felsbildende Kraft der galvanischen Strömungen, welche sich gerade hier entwickelten, also auf sehr gelehrte Dinge, von welchen ich nichts verstehe, und bei denen ich mich nicht weiter aufhalten will. Um aber auf die Grotten

der Westseite zu kommen, so glaube ich jetzt eine Entstehungsart derselben angeben zu können, die mir schon ohne Gasbeleuchtung einleuchtend zu sein scheint. Das Gestein auf der Ostseite ist, wie bemerkt, weicher und bröckligter als das Gestein an der Westseite und die Ursache davon ist keine andere, als die Senkung des Felsens von Nordost nach Südost in einem Winkel von ungefähr 15°, durch welche die Ostseite zum allgemeinen Wasserbehälter gemacht wird, wie sich denn auch die beiden Regenwassergruben, die sogenannten Sapskuhlen, auf dieser Seite befinden, und die Zerstörung des Felsens, so weit die Geschichte davon meldet, hauptsächlich an dieser Seite, zumal an dem südöstlichen Winkel, wo Kirchhof, Kommandantenhaus, alte Treppe herunterstürzten, mit raschen Schritten vor sich gegangen ist. An dieser Seite stand nun eine allgemeine Zerbröckelung zu erwarten, da der auflösende Wasserdruck ebenmäßig

auf alle Theile hinwirken, und sie einer kontemporären, oder mindestens rasch successiven Zerstörung aussetzen mußte. In dem kernhafteren Gestein der Westseite aber lag die Bedingung einer interessanten Physiognomie; und welchen Ursachen man auch hier das sichtbare Werk der Zerstörung zuschreiben mag, den ewigen Stürmen oder den ewigen Wellenschlägen der Brandung, sie fanden hier einen Steincharakter vor, der sich für Säulen, Bogen, Gewölbe und überhaupt für schauerliche groteske Formbildungen vortrefflich eignete. Ich glaube indeß, daß man diesen gewaltsamen Einflüssen nicht zu viel in Rechnung setzen darf. Mehrere Klippenbildungen lassen sich durch den heftigsten Wellenschlag nicht erklären. Wenn man schon die große Höhle, das sogenannte Jonggat, mit seinem mächtigen dunkeln Gewölbe, welches höchstens nur vom emporgewehten Schaum der Wogen berührt wird, dahin zählen muß, so wird man die Wuth

des Meeres noch ohnmächtiger finden bei jener wunderbaren Klippe, die thurmartig an der Wand des Felsens heraussteht, von der einen Seite ein Loch, von der anderen ein schmales gothisches Thor nach der Meeresseite hat und in ihrem geräumigen Innern von oben bis unten senkrecht ausgebohrt ist, so daß man den blauen Himmel zur Kuppel über sich hat. Dennoch halte ich die See nicht für ganz unschuldig. Seit Jahrtausenden läßt sie ihre Wogen regelmäßig zur Fluthzeit an den Fuß dieser Klippen aufschwellen und seit eben so vielen Jahrtausenden saugen diese das scharfe Salz-Wasser als flüchtiges Gift in sich auf, und verbreiten dasselbe in ihren dunkeln Eingeweiden. Großen Einfluß auf den Fortgang und die physiognomischen Erfolge dieser schleichenden Art von Zerstörung schreibe ich dem Winde nicht zu; ja ich glaube annehmen zu müssen, daß der scharfe Nordwind die Außenseiten der Klippen mehr

konservirt als zerstört, indem er sie von den Feuchtigkeiten befreit, welche sie unaufhörlich aus der See und aus der Luft absorbiren. Die Zerstörung wirkte daher mehr von Innen heraus; ganze Klippenwände erhielten sich äußerlich unversehrt, wie die Mauern der Kirche, von der ich sprach; andere wurden durchbrochen und bildeten gigantische Felsthore, wie Mörmoas Gat und wie der Hengst, zu welchem man noch vor zwanzig dreißig Jahren von Hamiltons Point aus hinüberschreiten konnte; noch andere isolirten sich zu pyramidalischen freistehenden Klippen, um welche rund herum die Brandung tobt, wie die beiden Mönche. Es wird hiebei viel auf den Winkel ankommen, in welchem die herrschenden Winde auf die Klippen einfallen. Es läßt sich denken, daß der wärmere Süd- und Südwestwind, der so häufig Regen an die Klippen peitscht, dem Nord- und Nordwestwinde hierin nachsteht. Indessen bleiben, nach meiner

Ansicht, die gefährlichsten Feinde der Klippe stets die schleichenden, die Absorptionen aus ruhig feuchter Nebelluft und aus der Fluthbespülung, in Verbindung mit den Prozessen, welche der Wechsel der Temperatur, die große Hitze und die große Kälte hervorrufen.

Welche Weisheit! Unten am Ufer habe ich mir nicht träumen lassen, daß ich eben so viel wissen würde. Die Weisheit muß mir unversehens in den Stiefel gelaufen sein, an der Stelle, wo ich meinen nassen Fuß bekam. Es gibt da an der Nordwestseite einige sehr preßhafte Stellen, wo man besser thut, die Stiefel auszuziehen, wie der junge Helgolander, der wackere Krohn-Franz, der mit nackten Beinen, die Flinte unterm Arm, uns voranschritt. Ein hübscher, wohlgebauter Mann mit lebhaftem Auge und kurzen, raschen Bewegungen. Wie er so dreist, gewandt und sicher von Klippe zu Klippe spazierte! Er gemahnte mich an den Gem-

senjäger Tyrols, und wahrhaftig, man kann auch hier den Hals brechen, wenn es darauf ankommt. Die Helgolander Schützen sind verwogene Leute. Einer stand oben auf einem vorspringenden, niederwärts hängenden Klippenstück, das nur durch eine abschüssig schmale Brücke mit dem oberen Rande des Felsens zusammenhängt. Er hatte in seiner Stellung rechts und links die gähnende Tiefe unter sich, und benutzte diese schöne freie Aussicht um sich mit ausgerecktem Halse nach einem Vogel umzuschauen, dessen Pfeifen ihn hierher gelockt hatte.

Wir kamen noch bei guter Zeit um das Sathorn herum und nach dem Vaterlande zurück. Jetzt wird schon die Fluth unsre Fußspuren verwischt haben.

Ein Tag der Unheimlichkeit — Himmel und Meer ein grauenhaftes Grau. Ich ging zu meinem alten Franziskus. Er las in Saurin's Predigten, war aber nicht ungehalten, daß ich ihn in seiner Morgenandacht störte. Mir ist jämmerlich zu Sinn, sagte er. Man kann sich so innig an Jemand gewöhnen, besonders wenn man so allein steht wie ich, daß Trennung von dem geliebten Gegenstande angesehen wird, als wenn Gräber trennen. — Wie fällst du auf diesen trübseligen Gedanken? — du wirst die Insel wieder verlassen, ich werde auf diesem Felsen schmachten bleiben. — Wer weiß, Lieber. Ich bin hier gern. Nur hoffe ich, daß dieser Tag nicht viele seines

gleichen hat. Mag es stürmen, daß die Dächer krachen, nur nicht diese leichenhafte graue Schwüle. — Diese Nacht, sagte er, hatte ich einen sonderbaren Traum. Du weißt, ich glaube daran. Mir träumte nämlich, ich hörte und sah deutlich — ein schweres Gewitter. Jeder flüchtete sich nach seiner Hütte, ich aber ging ruhig, wo die Blitze am feurigsten niederschlugen, mit dem Blick nach oben: du bist mir derselbe in deinen Donnern wie im Sonnenschein — und auf einmal fing die Sonne an aus zerrissenem dunkelm Gewölke sich hervorzudrängen mit derselben Mattigkeit wie eine zum erstenmal Gebärende. Darauf ward alles heiter und ich sah deutlich folgende Nummern, so daß ich aus dem Bette sprang und selbige in der Nacht aufschrieb, um sie nicht zu vergessen, Nr. 4, 12, 1. Besetze die Terne für dich und mich mit zwei Mark. — Du sublime au ridicule — wie kann man so erhaben von Nummern träumen. — Kommen müssen sie — Ich wollte, der

Blitz wäre in sie gefahren und hätte sie erschlagen mit sammt dem verruchten dänischen Lotte. — Philosoph, vergiß meine Nummern nicht. Denk an meinen Traum in T, als wir noch Studenten waren.

Wir schlenderten langsam am zerbröckelnden Rande des Felsens hin. Die Luft wog schwer und drückend. Die Vögel schienen langsam zu fliegen und hin und wieder in den dunstigen Luftschichten wie auf weichen Kissen auszuruhen. Dumpf und bleiern schlug die Welle an den Fuß der alten Klippe, ich glaubte auf den Zinnen eines Geisterthurmes zu stehen, der einsam schaurig aus den Fluthen der Vergänglichkeit hervorragte.

Die Helgolander stecken voll Aberglauben und ich begreife diese Richtung auf das dunkle Reich der Geister. Der nordische Gespensterglaube hätte sich keinen geeigneteren Sitz wählen können. Ein langer Aufenthalt auf diesem Felsen

möchte für Manchen ansteckend sein. Die Leute sind hier, namentlich im Winter, mit sich und dem Tode allein. Die Mährchen voriger Jahrhunderte, diese schauerlichen verwesungsduftigen Mährchen unserer Urgroßmütter, welche das neue Jahrhundert immer mehr zerstreut, haben sich auf den Klippen und Inseln der Nordsee erhalten. Mich wundert, daß der Herausgeber der Seherin von Prevorst diese reichen Quellen nicht benutzte. Jedermann auf Helgoland glaubt an Ahnungen, Träume, Doppelgesichte und allen möglichen Spuk. Man erzählt sich hierüber seltsame Geschichten, zum Beispiel folgende. Im vorigen Jahre kam ein fremder Offizier in Hamburg an, der, schwach und elend wie er war, sich nach dem Seebade von Helgoland einschiffen wollte: schon hatte er das Dampfboot bestiegen, als er sich in dem Grade unwohl fühlte, daß er die Reise für diesesmal aufgeben und sich nach seinem Hotel zurückfahren lassen mußte, wo er

gleich darauf verschied. Statt seiner machten nun seine Effekten die Reise nach Helgoland. Hier wurden dieselben in einem Speicher des Unterlandes niedergelegt und für den Eigenthümer, der sie reklamieren würde, aufgehoben. Der Speicher gehörte einem der Badedirektoren, dessen Name mir entfallen.

Diesen führte irgend ein Geschäft nach seinem Speicher; er schloß auf und erblickte zu seinem höchsten Erstaunen auf dem eingebrachten Koffer eine Person in sitzender übergekreuzter Stellung, mit verzogenen schmerzlichen Gesichtszügen, dem Anschein nach Militair. Sie war stumm und unbeweglich und schien über dem Koffer Wache zu halten. Ich weiß nicht, ob er diese Gestalt anredete, oder ob er gleich, durch die Unheimlichkeit der ganzen Erscheinung erfaßt, sich auf den Rückzug begab. Er verschloß indessen die Thüre hinter sich und brachte einige Leute auf, in deren Gesellschaft er nach dem Speicher zurück-

lehnte. Jetzt sah man deutlich den Koffer, aber keinen Offizier; dieser war verschwunden. Mit dem nächsten Schiffe lief die Nachricht von dem plötzlichen Hingange des armen hoffnungsvollen Mannes ein, und nun wußte man auf Helgoland, wie die Geschichte zusammenhing. Der Offizier hatte sich wahrscheinlich sehr lebhaft mit seinen nach Helgoland vorangegangenen Sachen beschäftigt und sein Geist hatte denselben bis in den Speicher des Unterlandes nachgespürt. — Mehrere Lootsen auf Helgoland, ja auch Kinder zeichnen sich durch die Gabe des Hellsehens aus. Vor einiger Zeit starb ein Knabe, der immer vorher wußte, wenn Jemand auf der See verunglücken sollte. Er bekam ein Gesicht, worin sich die Schreckensscene mit allen Umständen darstellte. Auch stirbt man nicht leicht auf Helgoland, ohne vorgängig als Gespenst umherzuwandern. Seit einigen Abenden zeigt sich ein Schatten im Unterlande; er ist Mehreren vorbeigeschrit-

ten, die Treppe auf und nieder; noch hat man ihn nicht erkannt, man weiß nicht ob er Fremder oder Helgolander ist, seine Figur ist groß, sein Gang schleppend und unsicher. Ärztliche Sorgen erneuern sich stets. Einige sehen nichts, alle sind gläubig.

Hansjörg rupfte im Liegen das kurze Gras der Klippe aus, und gab es einem Schäfchen aus der Hand zu fressen. Der Herr, der die Sterne lenkt, sagte er streichelnd, hat auch über dich gewacht, mein Schäfchen. Gestern Abend weidete dieses Thier auf einem Felsstücke, das jetzt dort unten im Meere liegt. Eben vorher, ehe es losging, kam die Frau zum Melken, und als sie sah, daß der Platz abgeweidet war, band sie ihr Schäfchen etwas weiter vom Rande des Felsens an den Pflock. Kaum war sie damit fertig, als das Stück sich krachend ablöste.

Du nimmst den Spruch: „es fällt kein Sperling vom Dach“, sehr wörtlich.

Wird aber nichts als Zufall.

Zufall! Wie wenig ist Zufall im Leben. Daß jenes Felsenstück nach langer Verwitterung sich abtrennte, war wohl eben so wenig ein Zufall als daß die Frau um jene Zeit zum Melken ging, es war ihre Stunde, die Zeit, wo sie jeden Abend dieses Geschäft verrichtete. Gesetzt aber, ihre Wanduhr wäre zu spät gegangen, oder sie hätte sich unterwegs in ein Gespräch eingelassen, oder irgend ein Umstand von hundert möglichen hätte dieselbe nur um einige Sekunden aufgehalten!

Die Vorsehung wollte es nicht.

Die Vorsehung ist ein großes plastisch fröhliches Weltgedicht, nicht mit der Krämerelle zu messen. Die Vorsehung ist meine Religion. Aber Zufall ist auch etwas. Nur durch die Annahme des Zufalls gewinnt die Welt in meinen Augen eine heitere Farbe. Es bleibt etwas übrig für das Lustspiel. Der Prädestinationsglaube ist ein gar trauriges Ding. Wird durch diesen Glau-

den sind die Türken so ernsthaft traurige Thiere. Indem sie den Finger der Vorsehung überall erblicken, ziehen sie ihre eigene Hand zurück, und beten an. Der Prädestinationsglaube schwankt ewig zwischen zwei Extremen, der Tollkühnheit und der Muthlosigkeit, jenes im Glück, dieses im Unglück.

Der Christ, sagte Franziskus, wird durch den unbedingten Glauben an die allwaltende Vorsehung weder tollkühn noch muthlos gemacht. Vor dem Ueberschätzen seiner Kräfte bewahrt ihn die Demuth, vor dem Versinken in Muthlosigkeit das Vertrauen zu Gott.

In der That, sagte ich, ist es die Moral des Christenthums, welche durch ihre Kraft die nachtheiligen Folgen der überspannten Theorie glücklich abwendet. Ueberhaupt, so lange der Mensch sittlich kräftig ist und seine Gedanken wesentlich auf ein großes Ziel richtet, hat es mit dem Einflusse seiner falschen Theorie nicht viel zu sagen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] im Grunde des Meeres, zu verfolgen den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Die [illegible] auf Helgoland einer deutsch geschriebenen Chronik, wie sie andere Inseln genießen, gibt; sie nennt das Jahr und den Tag, wo Sturmfluthen wütheten, Kirchhöfe abgerissen wurden, bewohnte Inseln ihren Untergang fanden u. s. w. Diese würde die merkwürdigste und [illegible] Chronik in der Welt sein, wenn sie nicht eine [illegible] Compilation aus gedruckten Büchern wäre. Die eigenen Nachrichten von den Geschicken auf Helgoland beginnen mit dem Ende des 17ten Jahrhunderts und erstrecken sich über einen Theil des achtzehnten. Diese Nachrichten sind dürftig und wenig belehrend. Einiges Interesse haben jedoch die Schilderungen der kriegerischen Vorgänge im Jahre 1714, als die dänische Flotte von Helgoland Besitz nahm und nach [illegible] Gegenwehr die [illegible] Besatzung zum Abzuge nöthigte. Hat man die Sache er-

glaubt bei dieser Gelegenheit, daß die Helgoländer, über den Wechsel der Herrschaft gleichgültig, den Commandanten zur Uebergabe gezwungen hätten. Dieses finde ich nicht.

Eigentliche geschichtliche Denkmäler sind auf Helgoland nicht anzutreffen. Jene heidnischen christlichen Apostel, welche hier das Kreuz aufpflanzten, bemühten sich, alle Erinnerung und [illegible] genen Denkmale des Heidenthums bis auf die letzte Spur auszurotten. Ob sie diese Denkmale auch aus dem Gedächtnisse der Helgoländer vertrieben haben, lasse ich dahingestellt. Ich meine jedoch, daß die Helgoländer, gleich den übrigen Bewohnern des Nordens, ein gutes Stück Heidenthum der Einwirkung ihrer Priester entzogen und [illegible] erhalten. — Eine Art von christlichen Reliquien gab es auch im siebenzehnten Jahrhundert; sie verehrten nur eine kleine Glocke, die in alter Zeit an den Strand geworfen, vielleicht einem gestrandeten Schiffe, aber

einem durch Sturmfluthen weggerissenen Kirchthurm einer benachbarten Insel der [illegible] empfangen hatte. Mit dieser Glocke verbanden die Schiffsleute einen abergläubigen Gebrauch. Wenn Einer Westwind haben wollte, so füllte er sich die Glocke mit Bier oder Wein, und leerte sie, unter Anrufung der heiligen Maria oder sonst eines Heiligen, andächtig aus. Dann legte sich der Wind allmählig nach Wünschen um. Hans Poppenlich, ein hochbemittelter Bürger, der, bei beständigem Winde auf der Insel zurückgehalten, sich diese Glocke Abends bringen ließ und völlig für den künftigen Morgen sich einen gelinden Westwind bat, dieser fromme Mann konnte sich nicht genug über die Tugend der Glocke verwundern. Sein Schiffer, der mitzechte, war Lutheraner. Dieser wandte sich an keine Heiligen, sondern bloß an den lieben Gott, und gern wünschte er, einen Süd-Westwind zu bekommen; allein der liebe Gott nahm keine Rücksicht

kommt. Nach Einführung der Reformation thut die Glocke auch keine Dienste mehr und ein dänischer Kommandant ließ sie als Signalglocke über das Zollhaus hängen. Ebenso stand nämlich das Haus des Kommandanten oberhalb der Treppe und diente zugleich als Wohnung für alle, welche die Treppe herauf- und hinuntergehen mußten. Hier war die Wache, und ein Schildwachposten ging auf und ab als Vogelscheuche, Thurmwächter und Postoffiziant.

In den früheren historischen Merkwürdigkeiten von Helgoland rechnen die Einwohner die alte Radbodsburg, deren Trümmer noch Jahrhunderte lang den friesischen Strand des Felsens bedeckt haben sollen, bis sie mit ihrer Umgebung in's Meer versanken. Radbod war ein mächtiger friesischer König, der, nach seiner Vertreibung durch die Franken, hier, im Mittelpunkte der friesischen Seefahrt, der zugleich ein religiöser und ein politischer Mittelpunkt für die

[illegible] geworden zu sein scheint, eine schöne [illegible] und einen Tummelplatz für [illegible] Frauen zu suchen kam. Das Gewisse ist, daß man diesen Theil des Felsens, wie er zusammenschlingt, mit dem Namen des [illegible] belegte; wenigstens hatte ich eine andere Erklärung dieses Namens, die vom weißen Berge, die sehr angemessen, da das Gesicht des ganzen Felsens [illegible] ist und man aus dem [illegible] Spiel dieses Felsens, die bald in's Braune, bald in's Gelbliche, bald in's Bläuliche übergeht, schwerlich eine bestimmte Benennung für irgend eine Partie des Felsens ableiten haben wird. Eine andere Bewandtniß hatte es mit dem Namen der Weißklippe, oder der weißen Klippe, welche [illegible] von der Stadtseite lag und im Laufe des vorigen Jahrhunderts der Zerstörung unterlegen ist. Es war ein [illegible] Kreidefelsen, weißschimmernd, und nur am Fuße und an den Abhängen mit [illegible] Grün bewachsen,

welches dem Bischofssitze der Helgolander zur Weide diente. Wenn es wahr ist, daß gemalte Felsblöcke unter Klippen tief zwischen Helgoland und der Wittklipp liegen, so würden diese steinernen Zeugnisse von einer alten längstverschwundenen Königsburg hinlänglich gültig sein, um die Sage zu bestätigen und den Mangel schriftlicher Urkunden in etwas zu ersetzen.

Ich habe bemerkt, daß Fremde, wenn vom früheren Umfange Helgolands nach den Nachbildern der Sage und der Meierschen Karte die Rede ist, gewöhnlich nur den Felsen vor Augen haben und alle sieben Kirchspiele dem Rücken des Felsens aufladen. Dies ist jedenfalls eine durchaus irrige Ansicht. Den ehemaligen Umfang des Felsens sieht man noch jetzt mit bloßen Augen, der Wind, der die Brandung gegen die Klippen peitscht, bezeichnet die äußerste Peripherie dieser Klippen mit einem Kranze von silbernen Schaumwellen, und innerhalb dieses Kreises be-

über das Meer mit purpurnen Wellen, welche der aufgelöste rothe Thon der Klippenunterlage zu färben nicht aufhört. Wenn von der Größe des ehemaligen Helgolands, von Dörfern und Wäldern, von Kirchen und Burgen geredet wird, so muß man sich als Substrat dieser physischen und gesellschaftlichen Reichthümer ein bescheidenes Hügel, den Ueberfluthungen des Meeres ausgesetztes Waldland denken, sich das Bild einer der [illegible] Inseln an der Küste von Schleswig vorhalten. Es gehört zu den Irrthümern des Herrn Lappenberg, die ganze Meiersche Karte für eine Fabelkarte gehalten zu haben; daraus zieht er dann Folgerungen gegen die Aechtheit derselben, die nicht bündiger sein könnten, wenn anders die Voraussetzung wahr wäre.

Der Generallieutenant von der Decken entwirft einzelne starke und treffende Züge von den Helgolandern, aber diese Züge vereinigen sich nicht zu einem Gesicht, die Augen sitzen gleichsam hinter den Ohren, die Nase erwartet gleichsam ihre Zusammenfügung mit der Stirn, kurz es fehlt an natürlichem Zusammenhang der Lineamente. — Doktor Salomon hat gar keine Zeichnung, er bedient sich nur eines gemüthlichen Wischers. Der Mann ist zu weich und süßlich für diese Klippen und Menschen. Von seinem Felsen träufelt Honigseim; seine Helgolander sind allerliebste gutmüthige kandirte Kerlchen, mit goldbeflitterten Ruderstangen und einem Anfluge von Ver-

wogenheit, der sich in Zucker gar possierlich ausnimmt.

Wären die Helgolander nicht zum Theil aus ihrem natürlichen Element herausgerissen, dann würde es mich nur wenige markige Striche kosten, ihre Figur als natürliche Staffage des einsamen, meerumrauschten Felsens hinzuwerfen. Aber diese Kontinentalsperre, diese Badeanstalt mit ihren verwirrenden demoralisirenden Einflüssen, sie äffen jeden reinen natürlichen Ansatz und umgaukeln des Zeichners Auge mit fratzenhaften Einzelheiten. Beide, die Kontinentalsperre und die Badeanstalt haben einen Riß in diese kleine Gesellschaft gebracht, der nach allen Seiten hin weiter klafft und die Grundfeste ihres Lebens mit noch früherer Zersplitterung und Auflösung heimzusuchen droht, als solche über ihre Felsen verhängt zu sein scheint. Hoffe und wünsche ich freilich, daß das Schicksal festere Klammern, wie für den Stein, so für die Herzen aufbewahrte, muß ich

doch für letztere eine große Bedingung an die Regenerazion und Befestigung eines sittlich naturgemäßen Daseins knüpfen, nämlich die, daß die Badeanstalt entweder aufhört oder mindestens ein stärkeres Gegengewicht an der Schifffahrt und an dem Lootsenwesen erhält. Die Helgolander selbst, ich meine die ächten Helgolander, haben das tiefste Gefühl dieser Nothwendigkeit. Aechten Helgolandern mißfällt dieses fremde Treiben, dieser unseemännische Verdienst im Innersten ihrer Seele. Fragt den braven Lootsen, der euch zum Baden hinüberrudert nach der Sandinsel, welchen Verdienst er vorzieht, diesen gefahrlosen, sicheren, lustigen, horchenden, gesellschaftlich unterhaltenden, oder den Dienst im Sturm, wenn er mit der Barke an das Signal gebende Schiff fliegen muß. Jenes, sage ich euch, dünkt ihn Galeerensklavenarbeit, in Vergleich mit diesem, worin er einzig das Geschäft eines edlen stolzen Helgolanders sieht.

Aber leider gehört es zu diesem Stolze, daß er träge ist, daß er sich verzweifelnd ruhig in sein Schicksal fügt, daß er kein besseres aufsucht, daß er unthätig auf seinem Felsen rastend, über die Brustwehr hinausschauend, auf irgend eine stürmische Wendung der Dinge hofft, welche ihm mit vollen Segeln das alte Glück wieder zuschwimmen läßt. In der That ist seine Geschichte, so weit man für Helgoland Geschichte vindiziren kann, die Geschichte von Ueberraschungen, welche von außen her, wie Sturmvögel, über den Felsen hineilten. Ihr Christenthum, um von der ältesten Zeit anzufangen, ist eine Ueberraschung durch kühne Missionäre, welche unvermuthet an's Land stiegen, und nach Zertrümmerung der Götzenbilder wieder in der See verschwanden. Im Mittelalter überraschte sie der Heering und verließ sie ebenso plötzlich, nachdem er ihren Wohlstand gehoben und sie in Verbindung mit der Hansa gesetzt hatte. Von den

Ueberraschungen und Vortheilen, welche ihnen fortwährend landende Piraten, deren respektirte Herbergsväter sie waren, und nachsehende Piratenverfolger zu gewähren pflegten, von diesen Ueberraschungen sprechen ihre Chroniken und die bluttriefenden Annalen des Hamburger Grasbrookes. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts überraschte sie die dänische Flotte mit einer neuen Herrschaft, im Anfange des jetzigen die großbritanische mit einer deßgleichen und mit Ladungen von Zucker, Kaffee, Gewürzen, Stoffen, welche das armselige Eiland zum reichsten Waarenlager in Europa erhoben. Auch die jetzige Badeanstalt war gewissermaßen eine Ueberraschung für Helgoland, das Geschenk eines einzigen thätigen Mannes, welcher durch dieses ihm selbst verhaßte Mittel der verzweifelnden Nahrunglosigkeit, der entsetzlichen, bereits dem Wucher preisgegebenen Verarmung und deren unausbleiblichen rasch zerstörenden

Folgen entgegenzuwirken sich entschloß, eine Stiftung, die anfangs nicht das mindeste Vertrauen erregte, ja sogar mit ihrem Stifter und ihren ersten Badekarren ins Lächerliche gezogen wurde, bis sie durch die ersten Besucher und den jährlich sich vergrößernden Anwuchs derselben den überraschten Helgolandern ihre Existenz und ihre Wichtigkeit aufdrängte.

Diese Badeanstalt! störend tritt sie in mein Bild, wie in das Leben der Helgolander ein. Was ist in meinen Augen der Helgolander, wenn er kein Seemann mehr ist, wenn er kein Gewerbe treibt, das sich auf das Schiff bezieht. Was ist er sich selbst und seinen Brüdern, wenn er das freie, weite Meer, den gemeinschaftlichen Acker seiner Vorfahren, das grüne Feld der Mühe und der Ehre verläßt, und auf dem engen Raum seiner Insel, Kopf an Kopf und Haus an Haus die Mittel der Existenz gewinnen, einem neidischen, selbstsüchtigen, trägen und ruhmlo-

sen Erwerbe fröhnen muß. Charakter der Helgolander, was wird nach zwanzig, funfzehn, zehn Jahren davon übrig bleiben? Welche Aehnlichkeit wird der alte Lootse und Fischer mit dem jungen Besitzer eines Hôtel garni, welche Aehnlichkeit die Balldame „des Conversazionshauses" mit der Tänzerin „im rothen Wasser" behaupten? Ich fürchte, immer noch eine, aber keine erfreuliche. Wenn auch nach dieser Seite hin nicht alles Charakteristische völlig zerstiebt, so wird es einen häßlichen Ausdruck annehmen, die seeische Naivität der früheren Erscheinung verlieren. Ich bin weit entfernt, in dem Helgolander der Vorzeit, in dem Helgolander, der nach seiner rauhen Bestimmung lebt, ein Wesen der Idylle, einen Geßnerschen Fischer zu erblicken. Ich erstaune gar nicht, wie Herr Salomon wohl thun muß, wenn ich von seinen früheren Ausschweifungen, seiner Habsucht, seiner Verschmitztheit u. s. w. lese und mich noch gegenwärtig an

lebendigen Beispielen, von einer tiefen Spur mancher dieser Eigenschaften überzeuge. Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, wonach man Seemannsnatur mit einer gewissen ungeschlachten Biederkeit, Aufrichtigkeit und Herzlichkeit verwechselt. Solche findet man eher auf den Alpen, in den Gruben deutscher Bergwerke, als auf der deutschen See und den Inseln und Felsen welche der Ahnherr des Engländers, der frisische Seelöwe bewohnt. Von außen rauh und schlicht verbirgt er eine Welt von Heimlichkeiten, Klippen und Untiefen in seinem Busen; man muß sein sehr guter Freund sein, um das richtige Fahrwasser in ihm zu kennen. Ich glaube, daß er von Natur lebhaft, offen und geschwätzig ist, wie sein leichtfließendes, salzgeschwängertes Blut erwarten läßt und wie seine Kinder und Weiber zu bestätigen scheinen. Aber der Umgang mit der See, gegen deren Tücken er immer auf der Hut sein muß, das einsame Netzwerfen, die be-

schwerdenvolle Arbeit, die schaurigen Morgen, die Augenblicke der Gefahr, wo er dem Tode ins Angesicht sieht, alles dies macht ihn zum ernsten, kalten, lauernden Beobachter und drängt die unbedachte Lebhaftigkeit in sein Inneres zurück, wo sie oft als Grille, Vorurtheil, Phantasie, Dialektik wieder erscheint, oder mit dem Eigennutze zu heimlichen Intriguen und Schleichwegen sich verbindet. Schlauheit sieht den Helgolandern aus den Augen, und wahrlich, der Maler des bekannten anmuthigen Bildes, eine Helgolander Brautwerbung vorstellend, konnte keinen größern Mißgriff begehen, als seinem jungen Fischer die grundehrliche Physiognomie eines verlegen niederschauenden Bauerntölpels von der Holsteinischen Geest zu leihen. Aber so lange sich diese Schlauheit als eine Tochter des Meeres und der Klippen zu erkennen gibt, so lange trägt sie einen poetischen Charakter, so lange hat sie mit nichten jenes Gemeine und

Widerwärtige, welches sie in Verbindung mit einem weniger edlen, freien und kühnen Gewerbe, und nun gar mit Sklavensinn, Unterwürfigkeit und schmeichelndem Egoismus anzunehmen pflegt. Weder in dieser Hinsicht, noch über den angeblichen Eigennutz und die verschrieene Habsucht der Helgolander, lasse ich mir von der Verleumdung etwas einreden. Ebenso wenig möchte ich ein Langes und Breites über seine Ehrlichkeit schwätzen und mit der Rührung des Menschenfreundes den sentimentalen Umstand hervorheben, daß die Helgolander ihre Thüren nicht zu verschließen brauchen, weil unter ihnen nicht gestohlen wird. Im Vorbeigehen, ihr guten Leute und schlechte Menschenkenner, auch auf Helgoland kann gestohlen werden, auch auf Helgoland kann die Verzweiflung, der Hunger, die von bitterem Frost verklammerte Hand sich nach fremdem Gute ausstrecken. Es gibt hier Diebstähle, obwohl keine Diebe im civilisirten

Sinne des Worts. Die Unehrlichkeit, oder vielmehr das offene Verbrechen kann hier nur wenige Schritte thun, ohne Gefahr sich den Hals zu brechen. Aber zum Henker, was wollt ihr sagen mit der Ehrlichkeit, die nicht stiehlt und der man Tabatieren und goldene Uhren im verschlossenen Zimmer ruhig zurücklassen kann. Gehört Helgoland oder eine der Nordseeinseln zu den Ladronen der Südsee? Ihr glaubt immer, daß die armen Leute euch bestehlen wollen, ihr verleumdet die Armuth, indem ihr den Helgoländern ein überflüssiges und lumpiges Lob ertheilt. Besser hättet ihr gethan, wenn ihr euch über die eigentliche Natur der Helgolander Ehrlichkeit nach sittlichen und natürlichen Bedingungen aufgeklärt hättet. — Die Helgolander Ehrlichkeit wurzelt im deutschen Stammcharakter, ist aufgewachsen in freier See, gewiegt von Stürmen, nicht angeschnürt an das Holz der Moral. Die Helgolander waren stets ehrlich

unter sich, der Zug lag in ihrer guten deutschen Natur, der Zwang überdies in den Verhältnissen. Ihr Gewerbe, Fischerei und später das Lootsen, trieben sie, wie noch jetzt, vereinigt in Compagnien, die nach festen Regeln Arbeit und Verdienst unter ihre Mitglieder theilten. Mag Armuth oder Weisheit ihnen diese Einrichtung vorgeschrieben haben — diese wahrhaft republikanische Einrichtung, welche den vereinzelten Egoismus unterdrückte, den kleinen Staat auf lebendig verschlungenen Pfeilern emporhielt und in Folge ganz vortrefflicher einzelner Bestimmungen noch außerdem Greisen, Kindern, Witwen einen liebevollen Antheil am Erwerbe zufließen ließ — auf Ehrlichkeit, wie auf die Klugheit, ehrlich zu sein, war sie ganz berechnet, da an eigentliche Kontrolle nicht zu denken war. Betrügen wir uns untereinander, so betrügen wir uns selbst, diese Wahrheit prägte das kleinste Nachdenken in die Köpfe; und bedurften

sie überall einer Stütze ihrer Ehrlichkeit, so war ihnen hier die festeste beigemauert. — In ihren Berührungen mit Fremden trug ihre Ehrlichkeit eine weitere Jacke. Sehet da, ein kleines Eiland einsam gegen die Welt. Ein Klippennetz, in welchem sich reichbeladene Schiffe fangen. Eine arme, kümmerlich ihr Leben fristende Einwohnerschaft, an der man mit günstigem Winde lachend vorüberzieht und der man im Sturm schreiend und dringend die erhabenste Uneigennützigkeit, die unbedenklichsten Aufopferungen zutraut! Wenn sich die Welt nur einmal um sie bekümmert hätte, ohne durch augenblicklich dringendste Noth dazu getrieben worden zu sein. Der Helgolander war nicht gefühllos gegen Ehre und Vertrauen. Hätte man seine mühselige, gefahrvolle, lebenrettende, güterbergende Stellung ein wenig anerkannt, hätte man durch Verträge, die seine Wohlfahrt sicherten, und sein Pflichtgefühl wie seine Dankbarkeit in Anspruch nah-

men, ihn auf einen anderen Fuß, als den kriegerischen, worauf ihn die Natur stellte, zu den Interessen der Civilisation und der Humanität zu bringen gewußt, so würde, dies traue ich ihm zu, die schifffahrende Welt selten oder niemals Ursache gehabt haben, sich über seine Aufführung zu beklagen. Aber eine solche Anerkennung ist ihm nie zu Theil geworden. In den Augen der reichen fetten Kaufherren von Hamburg und Bremen waren und blieben sie stets wilde Bewohner eines verrufenen Eilands, mit denen man nur kapitulirt, wenn man in Noth ist und an ihre Küste verschlagen wird. Was Wunder also, daß diese wilden Insulaner in solchen Nothfällen sich gerade nicht beeilten, eine bessere Meinung von sich zu erregen! Was Wunder, daß sie die Noth in die Presse nahmen, daß sie mit ihren Böten auf ein festgeranntes Schiff zueilten, wie die Spinne auf ihre geflügelte Beute, daß sie zwischen Bergung und Berber-

gang der Strandgüter keinen großen Unterschied machten, und überhaupt vorzugsweise mit ihrem eigenen größtmöglichsten Vortheil beschäftigt waren. Wahrhaftig, sie sahen in allem diesem gar nichts Unehrliches; je mehr, je lieber, je reicher, je besser; ihr Gewissen verdaute das ganz königlich. Und was war's denn auch? Thaten sie mehr, als alle Welt? Steht nicht die Habsucht an jedem Strande und wartet den Scheiternden? Man muß alle Dinge in ihr rechtes Licht stellen und sich durch verschiedene Namen und Hantierungen nicht täuschen lassen; so ist des Pfaffen Strand ein Beichtstuhl und sein leckes Schiff ein gebrochener knieender Sünder — und, wer weiß, wer beim Vergleiche am schlechtesten fährt! Es ist leichter, einen knieenden Sünder, als ein sitzendes Schiff aufstehen zu heißen. Es ist leichter in Rom zu sagen: dir sind deine Sünden vergeben, als bei Helgoland dem Sturm zu gebieten. Ihr seid alle hab-

süchtige Menschen, aber nicht, wie die Helgolander, mit Gefahr, mit Verachtung eures Lebens. Und, zur Ehre der Helgolander, sei's gesagt, diese Klippen sahen manche hochherzige That, die keine Zeitung ausklatschte und kein Bürger besang, Rettungsversuche im tollsten Unwetter, auch ohne Aussicht auf große Beute, auch zur Erhaltung eines nackten Menschenlebens, das in den Wogen zu versinken drohte.

Falkensichtige, beutegierige Augen umstreiften Jahrtausende lang von oben herab den Horizont. Diese Augen sehe ich noch jetzt auf dem Hügel des alten Leuchtthurms und am Hafen, Naturwunder an Schärfe und flüchtiger Beweglichkeit, die von der Wolke im Zenith des Himmels unmerklich zu der Tiefe hinabgleitet. Sie schrecken mich nicht in der Natur, in ihrem edlen wilden Instinkt; aber sie schrecken mich, wenn sie zahm und unheimlich durch einen Schleier blicken, wenn sie einem Krämergesicht angehören,

wenn sie den Egoismus einer kleinlichen feigen Kriecherei verrathen.

Da bin ich wieder bei der Badeanstalt, und ich sehe wohl, ich kann heute nicht eher die Feder niederlegen, als bis ich einen Trumpf darauf gelegt habe. So behaupte ich denn, selbst der Umgang mit Piraten wäre den Helgolandern zuträglicher, als die Vermischung mit den Kurgästen. Haben ihre Vorfahren einst mit Klaus Störtebecker, Wiben Peter und wie die langbärtigen wilden Gesellen alle hießen, Kameradschaft getrunken und feiernd lustige Nächte bei Würfelspiel und Becher verschwelgt, so behaupte ich, diese edle Kameradschaft war weniger im Stande, sie zu ruiniren und in ihren natürlichen Grundsätzen zu erschüttern, als das rouge et noir der heutigen Bank und die Berührung mit der fashionablen Gesellschaft des Continents die sie mit ihrem Besuche beehrt. Ihre Väter spielten nach einer solchen wüsten Nacht das hohe Spiel

der See; für sie aber wird in Sorgen nur der grüne Tisch, nicht das grüne Meer den Reiz des Wagnisses haben. Ihre Väter betrauten sich auf die Gefahr zu ertrinken; sie laufen nur dem Risiko eines Katzenjammers. Und ob die Sitten ihrer Weiber und die Unschuld ihrer Töchter unter Seeräubern größere Gefahr liefen, als in Gesellschaft der Elegants von den Linden und dem Hamburger Jungfernstiege?

Der Gouverneur, Sir King, ehemaliger englischer Offizier, hat ein rothes frisches Gesicht, einige Aehnlichkeit mit dem hochseligen King George. Bei Waterloo holte er sich ein steifes Bein, das ihm auf diesem krüppeligen Eilande zu Statten kommt. Er trägt Civilkleider, einen blauen Leibrock mit gelben Knöpfen, feine Wäsche, einen Säbel, den er selten zieht und eine Lorgnette, die er häufiger in Anspruch nimmt. Er ist der einzige Repräsentant von England auf dieser Insel, seitdem die Besatzung zurückgezogen worden, eine Maßregel, welche des sparsamen Herrn Humes beifälligen Antrag im Parlament veranlaßte. Die Besatzung war in der

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

auf den gegenwärtigen Zustand der Sprache und auf die von mir nachgewiesenen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu erklären, ihre Argumente gegen mich und die Theorie und das Prinzip der geschichtlichen Entwicklung, gegen mich, die ich ihnen, [illegible] durch die Erklärung der [illegible] und geschichtlichen [illegible] [illegible] im [illegible] meiner [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] aufgedeckt habe. Nur wenige Freunde begriffen die Natur meines Werkes. Es waren gerade diejenigen, die am meisten Sinnen und Witz auf die [illegible] der [illegible] Sprach- und Volksgeschichte gewandt hatten. Dagegen wandten sich von den [illegible] und [illegible] Gelehrten die meisten Theoretiker ab; zum Theil aus Achtung, die man vor dem Volk noch einmal die Sprache [illegible] und sich in [illegible] [illegible] über die kleine Mannigfaltigkeit der

[illegible]

[illegible] Sprache am Herzen ging, er wollte eine Zeitung in ihr [illegible]; er drang bei der Nation, die [illegible] auf [illegible] der Sprache durch Schrift, auf eine plattdeutsche Literatur an. Er hatte es also wirklich im Sinne mit dem Volk und seiner Sprache; er wollte die

Dinge bestehen, ist die Behandlung; leider kann man schwerlich von der Politik absehen, und es fragt sich nur, welcher Seite dieses Momentes das Gebiet der Zeit, die Vernunft, der Gang der Entwickelung sich am meisten zuwendet. Die Einen wollen weder das Eine noch das Andere, sie lieben das Volk im gemischten Dampfe liegen, und meinen, die [illegible] Dampfkraft [illegible] [illegible] [illegible]. — Und was kommt [illegible] [illegible] [illegible] Behandlung der plattdeutschen Sprache verstehen? Kann man einer Sprache Wurzel gewaltsam ausgraben, mit Axt und Säge an ihrem Stamme [illegible]? Nein. Aber man kann sich die Einsicht verschaffen, daß und wie ein ehemals reicher, kräftiger, schöner Sprachschatz im Laufe der Jahrhunderte entartet, verdrängt, verarmt, verkommen ist, daß und wie derselbe in gegenwärtiger Zeit einen kraftlosen, [illegible], [illegible], [illegible], durch [illegible] [illegible] und [illegible]

ihres Gemüths nach allen Seiten aufgeschlossen, der aller empfänglichsten, aller gewährendsten Sprache, einer Sprache, welche seit der Wiedergeburt deutscher Wissenschaft sämmtliche Bildungselemente, den Reichthum und die Stärke der Nation ausschließlich in sich aufgesogen hat, [illegible], so mit bewußter, ich möchte sagen, [illegible] [illegible], im Dienste steht. Dieses Bewußtsein kann man sich verschaffen, wenn man geborener Niedersachse ist. Andere haben keine Stimme. Der Niedersachse nur weiß, welche Worte in seiner Muttersprache noch [illegible] und welche verklungen sind; er allein kennt die [illegible] [illegible] und Laute, wie viel höhere und niedere Reize sich mit ihnen verbindet; seinem Ohr, und nicht dem des Fremden, ist vernehmlich, was an Fluch und Segen, an Haß und Liebe, an Ironie und Ernst, an Heiligem und Unheiligem, an Wahrheit und Lüge, an Schwäche und Stärke ihm in diesen Lauten

entgegenzuhalten. Er darf so wenig einen Staatsmann oder Politiker als einen Theologen als Richter in dieser Sache zulassen.

Und es ist so wichtig als Sitte und Recht; es regt und schärft sich an dem schmerzlichen Gefühle der Volksstimmung, welche durch den Kampf einer aufkeimenden Muttersprache mit einer übermächtigen, oder vergeblich um den warmen Hauch der Liebe sehnenden Schriftsprache auf dem alten Niederdeutschen Volksboden ruht; es stützt sich an der Erkenntniß (wo sie nicht ist, kann und soll sie erweckt werden), daß die niederdeutsche Sprache nicht mehr die alte, sondern sehr vermischt, entstellt und verdorben ist, daß innere und äußere Gründe die Möglichkeit der Veredlung, Belebung, Erhöhung derselben zur gebildeten Umgangssprache und zur Schriftsprache beschränken, und sie stufenweise immer tiefer sinkend einzig zum Gesindewörter bestimmt ist. Durch die Verbreitung dieses Bewußtseins, die-

Im Geheimniß entreißt man das Volk dem Mit-sterben mit der Sprache, führt ihm hin, über einem vergänglichen Naturproduct stehende menschliche Freiheit zu Gemüth, heilt die geistigen Wunde, die es mit der in Niederdeutsch untergehenden Mundart verlieren, richtet auf, läßt sterben, was sterben muß, und rettet, wo möglich, die edleren Theile, durch die Verbindung mit dem Lebendigen. — Sprechen wir Gebildeten nicht das Schriftdeutsche als unsere geistige Muttersprache? würde, wenn es von uns allein abhinge, der niedersächsische Dialekt sich ein Menschenalter hindurch im gemeinen Umgange lebendig erhalten? Dennoch reden und verstehen wir das Niederdeutsche, Einige unter uns besser als das Volk, dem dagegen das Schriftdeutsche, trotz Schule, Bibel, geistlicher und weltlicher Lieder, Zeitungen, Gerichte, eine unheimliche, leblose Sprache bleibt,

und das sich wie durch eine Kirchhofsmauer vom Leben der Zeit abgeschlossen findet.

Die Sprachforscher müssen die Vortrefflichkeit des niederländischen Dialekts einräumen. Doch haben sie, ihrem Handwerke nach, hiebei mehr die grammatische Form, als den vorliegenden Gedanken im Auge. Zum Sprachforscher muß der Dichter, zum Dichter der Mensch mit seinen hohen Forderungen hinzutreten. Der Dichter wacht über die heilige Flamme des Gedankens, der Forscher über das Brennmaterial; jenem ist der weitzeigende Geist, diesem das ausgeprägte Wort, die fertige Hülle näher. Der Dichter weiß, daß man das sprödeste Material — und die hochdeutsche Sprache ist ein solches — überwältigen und verklären kann. Aber vor dem abgestorbenen und verwitternden fühlt er ein Grauen, und er würde sich schwerlich überwinden, die versteinerte Linie der römischen Sprache, oder den veralteten Eichenstamm der nieder-

lieblichsten als Brandopfer auf dem Altar der Begeisterung zu legen. Als Johann Heinrich Voß seine plattdeutschen Gedichte zimmerte, war er mehr Philolog als Dichter. Die süddeutschen Dialekte kenne ich nicht zur Genüge, um mir ein entscheidendes Urtheil über dieselben zu gestatten. Doch glaube ich, daß noch immer eine reiche und lebendige Welt des deutschen Volkslebens in ihnen sich abspiegelt. Der Süddeutsche erfreut sich einer bunteren, mit geistigen Elementen mehr geschwängerten Vergangenheit als der Norddeutsche; er kann länger von seinem Schatze zehren, als dieser, den ein böses Geschick seit Jahrhunderten in lauter armseligen herabdrückenden Zuständen veröden ließ. Wenn ich bedenke, daß die in allen Gebieten schaffend strebsame Kraft des Südens die Lebensäußerungen des Nordens so weit übertraf, so muß ich in der That aus diesem uns beschämenden Phänomen den Schluß ziehen, daß der süddeutsche Volks-

dialekt, welcher alle jene Genien von der Geburt an umsäuselte, eine frischere Quelle für die Belebung des Geistes geblieben, als dies von der Muttersprache des Norddeutschen zu rühmen steht. Auch weiß ich aus meinem nur zu kurzen Aufenthalte im Süden, daß der Bewohner jener glücklichen Gegenden die bedeutsamsten Conflicte der Zeit und die Richtungen, welchen sich Deutschland und die große europäische Völkerfamilie hingibt, leichter und glücklicher in seiner Sprache darstellen kann, als dem Norddeutschen mit der seinigen, selbst bei wissenschaftlicher Nachhülfe, nur irgend möglich wäre.

Um auf einen wichtigen Gegenstand zurückzukommen. Der Sprachforscher hegt überall hinsichtlich des Verhältnisses, worin Geist und Sprache zu einander stehen, gewisse, aus früheren Jahrhunderten hergeleitete Begriffe, die in unserem Zeitalter außerordentlich viel von ihrer Wahrheit eingebüßt haben. Früher nämlich

war die Sprache, oder der Dialekt, alles in allem, odes alles für alle. Geist, Seele, Bildung des Stammes fanden sich darin durch Symbole, Bilder, Sprüche, Gleichnisse niedergelegt, und diese waren, so lange die Sprache lebendig blieb, jeder Zunge, der weisesten und thörichtsten geläufig, so daß es im Leben nur auf die richtige Anwendung derselben, auf das mehr und weniger von Urtheil, Combination, Gedächtniß, Lebhaftigkeit ankam. Wer am sprichwörtlichsten reden konnte, redete am deutschesten; die Sprache war die fertige Philosophie und Poesie des Volkes, das unzerreißliche, unabtrennbare, mit dem Herzblute des deutschen Stammes getränkte Gewand des deutschen Geistes. Daß dieses besondere innige Verhältniß in unsern Tagen nicht mehr existire, wenigstens nicht in Niedersachsen, daß das poetisch-philosophische Gewebe der Dialekte sich gewaltig aufgelockert und ein sehr verwittertes Ansehen habe,

das wollen freilich unsere poetischen Sprachforscher nicht gerne wahr haben, stellt sich aber dem Unbefangenen als unwiderlegliche Erfahrung heraus. Ich will nicht gedenken der alten Lieder, die man nicht mehr singt, denn die niedersächsische Liederpoesie ist schon seit Jahrhunderten bis auf schwache Spuren von den Lippen des Volkes verweht. Nicht der alten Rechtsformeln und Gesetze, denn nur an wenigen Orten hat sich ein kümmerlicher Rest davon in dörflichen Spruchgerichten einbalsamirt. Nicht der alten Sagen und Mährchen, die nur hin und wieder ein graues Mütterchen ihren Enkeln zuwispert, während die hochdeutsche Christo jetzt das großmütterliche Amt bei den armen Kleinen übernehmen muß. Ich will nur auf den Mangel an alten Sprich- und Schlagwörtern aufmerksam machen, welche in Niedersachsen einst gäng und gebe waren, und dem Verstande, dem Rechtssinn, der Gemüthlichkeit, der Laune des Volkes

einen so bequemen Durchbruch gestatteten. Dieser, so zu sagen, fertige Gedankenbau der Sprache ist gegenwärtig so sehr zertrümmert, daß man nur einzelne verlorene Bruchstücke davon in den Gesprächen der Landleute und des freistädter Norddeutschlands auftauchen sieht; jeder Einzelne greift übrigens nach dem ersten besten Worte, das ihm logisch entsprechend scheint, und muß sich im Plattdeutschen eben so gut aus einzelnen Elementen der Sprache seinen Gedankenausdruck zurecht zimmern, wie man dessen im Hochdeutschen benöthigt ist. Es zeigt sich also in jenem dasselbe Verhältniß des Geistes zur Sprache wie in diesem, nämlich das freiere, abgelös'tere, mehr persönliche und willkürlichere, so weit sich dieses innerhalb der unverwüstlichen Grenzen unserer Nationalität und unseres besondern Stammcharakters (von dem ich nicht glaube, daß er mit der Sprache schwinden wird) rechtfertigen läßt. Der Unterschied ist

also nur, daß man im Hochdeutschen mehr geistige Hülfsmittel besitzt, daß Verstand und Wissenschaft, aber auch scherzende Laune, die Färbungen des Gemüths, die feineren Schattirungen der Seele, in diesem, uns zur veredelten Muttersprache gewordenen Idiom, ein mit allen Stoffen versehenes Magazin finden, daß dieses Idiom uns mit Millionen unserer Brüder verknüpft, uns mit der Ausbeute einer herrlichen Literatur bereichert, und mit den Fortschritten und Interessen des Tages in Verbindung setzt. Ihr sollt sehen, wenn es einmal herrschend geworden im Volke Norddeutschlands, was unsere intellektuellen, moralischen und politischen Kräfte, von dem jetzigen wüsten Zwiespalte befreit, zu leisten vermögen. Was verlange ich denn? Ausrottung der plattdeutschen Sprache? In der That, ich habe mich so ausgedrückt. Die guten Leute haben nicht bemerkt, daß ich von Ausrottung der plattdeutschen Sprache in keinem andern Sinne

sprechen konnte, als worin ich wünsche, daß die hochdeutsche zum Leben erwachen soll. Eine ist der anderen Tod.

Aber es gibt Leute, die nicht wollen, daß der deutsche Bauer aus dem Miste hervorkriechen und, seinem Bruder in Nordamerika ähnlich, freier gebildeter Landmann, deutscher Staatsbürger werden soll. Aus der Leibeigenschaft seiner Dynasten leiblich erlöset, soll er, nach ihrem Wunsche, ewig in der geistigen Leibeigenschaft seiner, der Geschichte verfallenen, Sprache verharren. O! ich kenne euch durch und durch.

Ich habe bemerkt, daß die Helgolander eine tragische Sympathie mit ihrem, dem Untergange geweiheten Felsen nicht verleugnen können. Auch Franziskus, der von dieser Insel gebürtig, ist ewig von den Bildern der Vergänglichkeit umringt. Sein theologisches System, wenn man seinen halb orthodoxen, halb mystischen, halb abergläubigen Ansichten diesen Namen beilegen darf, hat auf diesem düsteren Grunde weiter gebaut. Er schwebt wachend und träumend auf der luftigen Brücke, die zwischen den diesseitigen und jenseitigen Ufern, über den Abgründen des Denkens hinschwindelt.

Am fernen Himmel breiteten sich die weißen

Segel eines Schiffes aus, es war Sonnenuntergang, wir saßen auf der Bank von Hamiltons Point und schauten in das endlose Fluthengewoge hinaus.

Nicht wahr, sagte er, du hast schon weitere Seereisen als die nach Helgoland gemacht?

Die weitesten nach Amsterdam.

Nächtlich, wenn man in der Kaje liegt und alles still ist, wie vertraulich flüstern die Wellen durch die Wand des Schiffes mit dem Einsamen, Hilflosen, der sich ihrer Macht überlassen hat.

Ich traue ihnen nicht. Es ist mir eine schaurige Musik. Ich dachte immer bei diesen hohlen Schlägen, die an die Schiffsplanken hämmerten, an den Wolf, der beutegierig vor der bretternen Schaafhürde heult.

Das Leben, sagte er mit hohler Stimme, ist das Schiff, das Meer ist das Geisterreich, von dem unsere Sterblichkeit umflossen ist. Wenn

alles still ist oder nur ein einsamer Gedanke über mir die Wache hält, dann höre ich es rauschen und klopfen. Es mahnt und klopft so lange, bis mein mürber Leib zerbröckelt. Dann werde ich hinausfließen, Tropfen des großen Geisteroceanes sein. Ich bitte Gott, daß dieser Augenblick nicht allzulange auf sich warten läßt.

Ich schwieg. Dann sagte ich: mir ist es geheurer, im wohlgezimmerten Schiffe zu sitzen, ein paar Freunde an Bord, Musik, die fröhlich über die Wellen streicht, frischer Wind, richtiger Kurs, eine andere Schiffsmannschaft, die im Sturme nicht verzagt, und für den Nothfall etliche Kanonen, Flinten und Säbel in Bereitschaft, das ist alles, was ich für meine Lebensseereise wünsche. Halt, ein paar liebende Arme, die mich am Ufer empfangen, eine kleine Schiffskapitänin, die wünsche ich mir auch.

Denkst du noch an Julie?

Schweig.

Es würde mir leid thun, wenn du sie vergessen kannst.

Lieber Franziskus:

Ich lief am Ufer des Meeres
Voll Wuth,
Da kühlte des Meeres Athem
Mein Blut.

Es trugen die fliegenden Winde
Weit, weit,
Unter ihrem fliegenden Mantel
Mein Leid.

Dahinter, als Trauergeleite
Hoch, hoch,
Eine Schaar von krächzenden Raben
Herflog.

Eine Welle mit grauer Kapuze
Und Bart,
Hat's in die Tiefe des Meeres
Verscharrt.

Da kamen drei muntre Delfine
Heran,
Und sahen mit freundlichen Augen
Mich an.

Die Eine bot mir den Rucken
Nur gleich,
Wie einer Königin Sattel
So weich.

Da ritt ich nach Magellonien
Im Meer,
Und liebte dort eine Prinzessin
Gar sehr.

Und lebte wohl anderthalb Jahre
Und so,
An ihrem schneeweißen Busen
Gar froh.

Und endlich bin ich gestorben
Vor Lust,
Meiner allzuschönen Prinzessin
An der Brust.

Das ist meine Geschichte. Uebrigens erinnere mich nicht ewig an Schatten und Todte.

Pulvis et umbra sumus, seufzte er. Du bist eine Eule.

Franziskus deutete nach der untergehenden Sonne; ein weißes Segel zog in diesem Augen-

blick langsam vor ihr vorüber. Er umschlang mich und sagte: schaue mit mir das ewige Roth, das durch den Leichenschleier der Sterblichkeit schimmert, wie wir die Sonne schauen durch die gerötheten Segel. Aber du glaubst nicht an die Geistersonne des ewigen Lebens, du glaubst nicht an die unsichtbare Welt, die hinter der sichtbaren verborgem ruht.

Was sprichst du. Ich leugne nichts Ideelles. Aber ich habe mir für den Himmel und die abstrakte Geisterwelt kein Dogma gebildet. Es gab eine Zeit, wo ich den Aether der platonischen Ideen bewohnte, eine andere, wo ich mit Jakob Böhme vom astralischen Lichte schwärmte, eine andere, wo ich mit Swedenborg auf die Offenbarungen entfesselter Geister horchte. Aber so oft ich spürte, daß mir mein Auge für die wirkliche Welt zu schwirren anfing, ging ich in den Thau des jungen Morgens hinaus, schüttelte die Mähnen und erfrischte mich in den Lie-

bensstrahlen der leibgeistigen wahrhaften Schöpfung.

Und doch ist der Glaube an die Geisterwelt unzertrennlich vom Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit.

Gewiß, insofern die positiven geschichtlichen Religionen ihn voraussetzen. Der Gott des alten Bundes offenbart sich durch Träume, Gesichte, der Gott des neuen Bundes wandelt sogar im Fleische. Wer an diese wunderbaren, geisterhaften, ja gespenstischen Arten der Offenbarung glaubt, muß auch Visionen, Geistererscheinungen u. s. w. mit seinen Vorstellungen von der Natur der Dinge reimen können. Der Offenbarungsglaube ist gerade so alt, wie der Glaube an gute und böse Geister, Bezauberung, Wunder. Hätten die Juden nicht an die Zauberkünste ihres Moses in Aegypten geglaubt, sie hätten auch dem beredsamen Donner Jehovas auf dem Sinai keinen Glauben geschenkt. Wäre

der tapfere König Saul nicht erblaßt vor Samuels Schatten, hätte ihm ein Priester weißmachen können, daß Gott mit ihm zürne, weil er eine That der Menschlichkeit beging? Denselben Zusammenhang zwischen dem allgemeinen Glauben an Wunder und Dämonen und dem besonderen Glauben an die übernatürliche Offenbarungsweise göttlicher Wahrheiten findest du in den Tagen der Apostel. Jesus hätte keinen Teufel ausgetrieben, wenn die Juden nicht an Teufel geglaubt. Ueberhaupt kann man sagen, daß alles, was der Glaube in Jesus zusammenfaßte, seiner Erscheinung, seinem Leben und Sterben lieh, im Einzelnen und ohne diese Beziehung auf eine einzige Person, lange vor ihm Realität im Glauben des Volkes hatte. Die erhabenen Bilder der Propheten legte man sehr wörtlich aus. Eine Jungfrau wird gebären — eine Jungfrau gebar. Der Anwuchs der orientalischen Philosopheme und des orientalischen Aberglaubens

bog alle seine Zweige wie jubelndbegrüßende Palmzweige über des großen Rabbi's Haupt zusammen. Die erhabenste Idee von der Fleischwerdung Gottes mischte sich mit dem gemeinsten Wunder, das von hundert Betrogenen und Betrügern jene Zeit verrichtet wurde, ja mit den unwürdigsten Taschenspielerkunststückchen, womit nur die Magier ihre babylonischen Majestät unterhielten. Auch lag in den wirklichen Ereignissen der israelitischen Geschichte, das heißt, in allen jenen wunderbaren Abenteuern, welche in den heiligen Büchern der Juden so naiv erzählt und von allen Juden eben so naiv geglaubt wurden, eine heilig sichere Bürgschaft für die Möglichkeit und Glaubwürdigkeit ähnlicher Ereignisse. Gewiß wurde es unter den Zeitgenossen Christi nicht für das größte Wunder gehalten, daß er zum Himmel fuhr, denn Elias, geringer als er, war zum Himmel gefahren. Und der vorangehende mosaische Act, die Aufer-

stehung von den Todten, war er wunderbarer als die Erweckung von den Todten, welche durch die heiligen Männer des alten Testaments, so wie durch Jesus selbst an verschiedenen Personen vorgenommen wurde? Wer an Heilige glaubt, welchen die Kraft innewohnt Todte zu wecken, wird auch an Heilige glauben, die von den Todten auferstehen, und in leiblicher Gestalt auf Erden wandeln. Daran schließt sich auch die Lehre von der Auferstehung der Todten, vom Tage des Gerichts, wo die Posaune geblasen wird und die Leichenfelder wimmelnd lebendig werden. Unter dieser Hülle erschien damals die Unsterblichkeitslehre; es war eine groteske Phantasie, geeignet für den Pinsel des Höllen-Breughel. Unsere neuere philanthropische Unsterblichkeitslehre hat das Grobsinnliche und widersprechend Phantastische dieser Ansicht aufgegeben. Von einem gemeinschaftlichen Tage der Auferstehung ist so wenig mehr die Rede, als von der

Wiederbelebung der zerstreuten Asche. Dennoch ist dieser Glaube in seiner sublimirten jetzigen Form vom Gespensterglauben nicht sehr verschieden. Um einen der Unsterblichkeit zueilenden Geist nicht zu verwechseln mit dem unheimlichen Schatten eines Abgeschiedenen, der in der Sprache des Volks ausdrücklich mit dem Namen Geist belegt wird, bedarf es einer moralischen Theorie, durch welche die Unanständigkeit und Zwecklosigkeit solches um das gemeine Erdenrund und die ordinären menschlichen Verhältnisse webenden Geistereigens dargethan werden soll. Aber diese Bewohner des Himmels, diese Bürger der anderen Welt, diese Verklärten, die weder nach altheidnischer und altjüdischer Ansicht in einem Schattenreiche innerhalb der Erde schweben, noch gemäß der ersten christlichen Weise im Himmel, nämlich über den Wolken, in der idealen Nachbildung einer orientalischen Monarchie ihr Unterkommen haben, es sind Abstraktionen, die

ihren Ursprung nicht verläugnen. Immerhin, wenn ihr das Unsterbliche, Gott und den Himmel auch auf Erden anerkennt.

Franziskus erwiderte nichts. Er nimmt bei allen Einwürfen, welche ihm in das Gehege bringen, eine nachdenkende überhörende Miene an. Ich fuhr fort, weil ich einmal im Zuge war. Die Zeiten, sagte ich, sind gekommen, wo diese grundverwandtschaftliche Verbindung des Aberglaubens mit dem Glauben an religiöse Mysterien deutlicher als je in's Auge fällt. Mit dem abnehmenden Glauben an das unheimliche Hereinragen einer Geisterwelt in die geistig sinn- [illegible] lichen Kreis der Wirklichkeit nimmt der religiöse Glaube allmählig ab. Ich kenne Leute, die an Christus — im kirchlich mystischen Sinne — glauben würden, wenn sie die Offenbarungstheorie für Gespenster hätten. Auch sind die religiösen Gläubigen unserer Zeit Gespenstergläubige; und, in der That, vermöchten sie diesen Glauben,

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Bild einer [illegible]
[illegible]
[illegible], in welchem [illegible]
[illegible]. Er ist das [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] —

Weiblichkeit, ich meine nicht, daß die Männer unfähig sind, Dichter der Liebe zu sein, aber ich glaube, daß sie die Metaphysik der Liebe erst von den Frauen lernen müssen, oder vielmehr von ihrer feinfühligen Natur borgen müssen. Ich möchte sagen, daß die Frauen die wichtigsten Wahrheiten auf die Bühne der Liebe haben.

Man pflegt zu sagen, daß der moderne Roman die Stelle des alten Epos vertritt. Ich glaube es nicht. Der Roman ist ursprünglich nur eine gefällige Form, eine zur Unterhaltung aufgekommene Erzählung, kurz, ein Lesestoff, welcher den Liebhabern die Stunden und die Gedanken in der Wirklichkeit zu verkürzen hatte. Dieser Unterhaltungsroman ist noch immer in hohem Ansehen. — Einige große Dichter der neueren Zeit gaben sich zwar Mühe, eine eigene künstlerische Romanform zu schaffen und die leichte Gattung der Unterhaltungsromane fortzuführen. Sie vergrößerten auf solchem Felde einen Kreis, der

entweder der Philosophie oder dem Drama angehören; denn weil im Roman unter ihrer Pflege natürlich aufblühte, hätte die ganze Frucht einer Frau noch lieblicher und glücklicher gereift. Will man ein Beispiel, so könnte man auf Göthe's Wilhelm Meister. Die Lehrjahre verweilen geheimnißvoll auf die Wanderjahre, und in den Wanderjahren entfaltet sich eine Philosophie über Staat, Kirche, Leben, Erziehung, welche des wesentlichen Formgehaltes der Philosophie, der energischen Wirkungen der Poesie, gänzlich ermangelt. Wir haben eine Lücke, welche diese nicht ausfüllen. Die Idee der Wahlverwandtschaften hingegen mit ein gewisses natürliches Gesetz, an großen Verhältnissen und im großen Styl dramatisch entwickelt, hätte die erschütterndsten Wirkungen hervorgebracht und den Druck einer unnatürlichen conventionellen Konvenienz in anderen socialen Verhältnissen auf weit tragisch gewaltige Weise vor Augen geführt.

Es ist freilich auch die Frage, ob die dramatische Gestaltung eines Conflicts geglückt wäre, der eine andere [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Mißtrauen einflößen kann. Gewiß ist es aber, daß die [illegible] als Roman unter ihrer [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aus die [illegible] kommt, von deren [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] nicht [illegible] kann. An ein anderes Beispiel brauche ich nicht zu erinnern.

Dennoch glaube ich, daß die Muse dem weiblichen [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible], die aus ihrem allgemeinen Entwicklungsprozeß hervorgehen und an [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] wird. Daß das [illegible] von [illegible] sich nicht [illegible], aber mit Fragen und [illegible] von der [illegible] der Männer sich [illegible], so bleibt ihm noch eines mehr übrig, als die Frauen, der [illegible] [illegible], die [illegible] der [illegible]. Daß

Welt hat den Roman zur Vertheidigung ihrer Rechte, zum Schutz ihrer Gefühle, zum Organ ihrer Ansichten über das Schöne und Häßliche im geselligen Leben und namentlich in Betreff ihres Verhältnisses zu Liebe und Ehe. Der Roman also wäre die Lebensphilosophie der Weiber, wie die Philosophie der Lebensroman der Männer; so daß jedes Geschlecht auf seinem Gebiete verharrt, und sich nur wechselseitige Unterstützung und Achtung zuerkennt. In der That liegt alles, was den Roman interessant machen kann, auf Seiten der Frauen, wenn sie sich, wie George Sand, zur männlichen Rücksichtslosigkeit entschließen: feine kunstlose Beobachtung, Zartheit der Empfindungen, Intrigue, Schwärmerei, Neugier, [illegible], mystisch-religiöse Stimmung, ein neuer unbekannter Reichthum an Wendungen und Bildern, ein unerschöpflicher, unmerklich schimmernder Wortfluß — alle diese Eigenschaften, welche den guten Romandichter,

das Weiß im Monde, vermählen, und welche die unglückliche Pamina im Weinen an ihr falsches Ziel verschwendete.

Nur das Drama überläßt den Männern, sowol das aristophanische Lustspiel, als das Spiel der Götter, Helden und Menschen im Conflikt mit sich und dem allwaltenden Schicksale. Ihre zarten kleinen Hände spielen mit dem Lorbeer, wie ein Kind mit dem Tannreis eines Kindes. Ihre anmuthig verzogenen Kräftchen verhüllt sich in die künstliche Höhlung einer tragischen Maske. Entweder ihr redet mit den Augen durch den Mund, oder sie redet mit dem Munde durch die Augen.

Aber man darf ihnen nicht gestatten, Tragödien zu schreiben, sonst überkommen sie uns bald mit Ungeheuerlichkeiten ihrer Zärtlichkeit.

Nächtliche Meerfahrt, das Dampfboot kam im schwarzen Sturme, der kein Geklapper überrauschte, es verrieth sich nur durch die auf- und niederschwankende Schiffsleuchte. Jubelnde Phantasien bei der Ankunft der Passagierbarke. Als der Mond mit flüchtigem Schimmer über die verhüllten Fremdlinge hinzuckte, die nun der Gefahr entronnen waren, da dachte ich an die Todtenköpfe des Herzog Oels, die glücklich, geborgen vor Napoleons Schaaren, auf der Flucht nach England hier ans Land stiegen. Dachte auch, daß alle solche deutsche Burschen sich hier ein jährliches Stelldichein geben möchten.

Und wäre Helgoland nicht der schönste Ver-

sammlungsort für deutsche Jünglinge. Könnte die ehemals heilige Insel nicht aufs neue der Mittelpunkt eines frommen Dienstes werden. Welch ein Altar, um der ewigen Jugend ewige Treue zu schwören — und gelegentlich die Bundbrüchigen vom Fels des Kapitols herabzustürzen.

Ueber die deutsche See, nach Helgoland, weiter nach Norwegens wunderbaren felsigen Küsten, dahin fliege die junge deutsche Adlerbrut.

In früherer Zeit war die Schweizerreise ein romantisches Bedürfniß. Die Jugend begegnete sich in Tells Bergen, lange Alpenstäbe in der Hand. Die Schweiz hat viel von diesem Magnetismus eingebüßt. Die Poesie und die Freiheit suchen die Inseln und Küsten der Meere. Börne schon fand nirgends Ruh, als wo er die See athmete. Ich und die arme beklommene und verkommene deutsche Literatur, wie ihr zuträglich wäre die See. Von dort kam das Heldenlied, die deutsche Sage, und ihr Flügelschlag

peitschte die leuchtenden Wogen. Am Stern der geschnäbelten Schiffe, doch über den gewappneten Ruderern, stand der Sänger und sang kühne Lieder den Kühnen, die nach Kampf und Abenteuern zogen. Die deutsche Poesie ist auf der See geboren, im Binnenlande vergreiset und kindisch geworden.

In der englischen Literatur ist der frische freie Seehauch niemals ausgestorben. Shakespeare verräth nicht allein in seinem Sturm, sondern in allen seinen Dramen den Insulaner, den Vertrauten des Meeres, den Umschauer an weitestem Horizonte, zu dessen Füßen sich die fernher vom Nordlande, von Italien, von Griechenland, von Indien anrauschende Fluthung des Weltlebens und der Weltgeschichte bricht. Die englische Literatur ist ein Segelschiff, die deutsche ein Frachtkarren.

Zu frühe hat die deutsche Literatur ihre Mutter, die See, verlassen und verloren. Die

mittelaltrige schwäbische Poesie ist schon ganz Landratte; alle späteren Dichterschulen stammen aus dem Innern Deutschlands.

Grausames Geschick, das den nordischen Geist, die norddeutschen Stämme verfolgte. Hingelagert an Küsten und mächtigen Strömen, derb und freiheitsinnig, unternehmenden Geistes, im dem Augenblick als sie einem starken großen Verbande entgegen reiften, getroffen durch cäsarischen Blitzstrahl, politischer Ohnmacht, jeder Art Erniedrigung zugeschleudert. Und nicht bloß für den Norden, für das ganze übrige Deutschland war der Sturz Heinrichs des Löwen ein unheilvoller Schlag. Des Löwen Fall war Deutschlands Fall. Die Ursitze der Deutschen, Frankenland, Schwabenland, Sachsenland, alle diese großen Herzogthümer, welche Heinrich mit starker Hand verwaltete, wurden durch seine Niederlage schändlich zerstückt, das alte Deutschland verlor seine Kraft und Herrlichkeit, es verlor

seinen nationalen Schwerpunkt. Das politische Uebergewicht neigte sich gegen den slavischen Osten, gegen Oesterreich und Brandenburg. Wäre Norddeutschland durch Heinrich den Löwen zur Obermacht gediehen, es hätte sich nicht in Italien verblutet, deutsches Recht und Gesetz nicht dem römischen geschlachtet, wäre nicht später die Beute der Habsburger geworden, dieser Stolzen, Engherzigen und Unwürdigen, die ohne große kaiserliche Blicke, nur auf Vergrößerung ihrer Stammlande sannen. Volk, du mächtigstes unter allen, warum mußtest du zum Spott deiner Nachbarn werden! Heinrich der Löwe! Friedrich Barbarossa! Warum mußte Deutschland zu gleicher Zeit zwei Männer zeugen, die im Zusammentreffen sich zermalmten!

Norddeutschland Siegerin und Sängerin — und die Jahrhunderte rauschten von einer anderen Poesie, als jene französisch chevalereske des Mittelalters, jene schusterhafte Meistersängerei,

und jene freilich sehr geistreichen schlesischen Ausgeburten des Ungeschmacks im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte. Daß man in der Mitte des letzteren anfing, die Engländer zum Muster zu nehmen, dies war der erste Schritt zur Besserung, die Rückkehr an das herzerweiternde Meer, an die Wiege des germanischen Volkes und der germanischen Poesie. Seltsam! Die großen Dichter, die aus diesem Drange hervorgingen, schauten nicht das Seegestade. Goethe und Schiller, in ihrer Jugend vom durchstreichenden Nordseewinde kräftig berührt, wandten ihm später den Rücken zu und ließen sich nach des Südens helleren, behaglicheren Kunstregionen verwehen.

Die jetzige schwäbische Dichterschule bleibt sogar hinter ihren Bergen sitzen. Die windstillsten Thäler sind ihr die liebsten. Diese Schwabenpoesie gewährt ein anmuthiges Genrebild in ihrem gemüthlichen Hinstarren, ihrem blumigen

Grase, ihrer sanft wiederkäuenden Art. Einst weidete auch ein Roß unter den Kühen, ein Roß mit starken Schenkeln und feurigem Blick, horchend nach dem Klange der Trompete, kriegerisch und doch fromm, beladen mit der heiligen Hostie von der Tafelrunde der romantischen Poesie. Jetzt irrt es alt und einsam in stummer Trauer einher, unglücklicher als das Roß Grane, als ihm sein Held Siegfried erschlagen. Es hat seinen Helden, den es suchte, nie gefunden. Unsere Wolfungensöhne erringen den Schatz nicht mit dem Schwerdte, sondern mit der Elle; Musterreitergäule sind die Grane's, die ihnen zukommen. Aber Uhland hat wenigstens bewiesen, daß dem Süden der männliche Nerv der Poesie nicht gebricht.

Was sage ich von dem armen verschollenen Fouqué? Er wollte zugleich ein Dichter sein und ein Held. Er schnallte seinem Pegasus einen hohlen Eisenharnisch auf den Rücken und

jagte mit ihm durch die deutschen Gaue, daß die Kinder sich furchtsam an ihre Mutter schmiegten.

Und Rückert? Kennt ihr die düstre Falte auf seiner Stirn, den Schmerz in seinem männlichen Antlitze? Er hat alle Perlen und Juweelen des Orients auf sein Vaterland gestreut und ist ein armer Mann geblieben, und hat nicht das tägliche Dichterbrod, und verdurstet an der Nektarschaale der Weltpoesie. Es ist alles nichts, und das Schönste ist das Elendeste, wenn's ohne Würde, ohne warmblütige Lebensbezüge. Fluch dem schmeichelnden Kirren schöner Gesänge in dieser feigen elenden Zeit.

Preßt sie diese Dichternarren,
Preßt die Narren zu Matrosen,
Zieht sie nur an ihrem Sparren
Hieher, wo die Wellen tosen.

Ihre Kleider, ihre Hüte
Soll man festlich überthеeren,
Und sie soll'n in der Kajüte
Eine große Hymne hören.

Sollen Nordseeliedern lauschen
Wie sie durch den Himmel brausen,
Wie sie durch die Tiefe rauschen
Und durch Strick' und Masten sausen.

Sollen lauschen mitternächtig
Wie die Haie Beifall klatschen
Und Delphine kunstbedächtig
Taktfest mit den Schwänzen patschen.

Preßt sie, preßt sie, laßt sie hören
Diesen Sturm der Freiheitklänge
Daß sie, ahnend was Gesänge,
Die Poeterei verschwören.

Der witzige Doktor S. aus H. erzählte mir heute Abend eine Duellgeschichte von H. Heine, welche das eigne Bewandniß hat, daß sie für den Zuhörer lebensgefährlich ward, während einer von den Duellanten selbst, nämlich H. Heine, nur mit einer leichten Wunde davonkam. Die lächerliche Pointe in dieser Geschichte hat mich beinahe erstochen. Die Geschichte spielt in Berlin, der Doctor S. war Augenzeuge und zugleich Mitspieler.

Des Doktors Frau, ehemalige treffliche Künstlerin des H. Theaters, führte mir einen unvergeßlichen Abend lebhaft in die Erinnerung zurück,

den Abend, wo ich zum erstenmal die Stumme von Portici hörte. Die ganze Brüsseler Revolution — es war ungefähr um die Zeit — mitsammt der Pariser und jeder zitterte in meinem Leibe. Dennoch war meine Aufregung eine rein musikalische, poetische und ich war so unschuldig gemuthet, wie die ehemalige Breslauer Burschenschaft, welche bei der Demagogenuntersuchung beinahe dafür anerkannt wurde, und Heinrich Laube gehörte zu ihren Mitgliedern. Die interessante Frau, die mir heute als besuchender Gast den Wein so anmuthig kredenzte, konnte nicht ahnen, daß sie mich vor sechs Jahren durch ihr lebhaftes, ausdruckvolles Spiel, im Vereine mit den übrigen leidenschaftlichen Aufregungen dieser Oper, zu dem seltensten poetischen Antheil an ihrer stummen Rolle und zu einem Sonnette aufgeregt hat, in welchem ich mich gar nicht über den Ausgang ihres Schicksals zufrieden geben konnte und, auf gut italienisch, eine eklatante

Rache, ein Wunder für sie verlangte. Ich weiß dieses Sonett noch auswendig; ich finde Vergnügen, es niederzuschreiben; es hieß:

Der Vorhang fiel, und leise Schauer stahlen
Sich durch das Haus. — O sah'st du, wie hinab
Das Mädchen sprang in des Vesuves Grab,
Hinab mit ihren Schmerzen, ihren Qualen.

Zersprungen ist ihr Aug', so reich an Strahlen;
Mund, Brust, des Leibes schlanker Lilienstab,
Der seine Blüthe dem Verräther gab,
Ein wenig Lava, heiß wie ihre Qualen.

Vesuv, du mußt des Mädchens Rächer sein,
Mußt ihren Leib, in einem Lavaschwalle
Selbst Lava, hinter dem Verräther spein. —

Das wär' ein Tanz auf seinem Hochzeitballe!
Gejagt, verfolgt wird er um Rettung schrein,
Und sie verglühte über seinem Falle.

Dieses Sonett war der Zwillingsbruder eines anderen, auf Masaniello Cornet. Dasselbe lautete:

Der Vorhang fiel und leise Schauer stahlen
Sich durch das Haus. — „Ich hab ihn kaum
gekannt,

„Den Herrn Cornet, sein Auge hat gebrannt;
„Sein Mund geschäumt — und Gott! er war zum
Malen.“

So rief ein schönes Kind aus Hebrons Thalen
Und ihr Galan, ein Göttinger Student,
Schwur, hol mich der . . ., das Kerlchen spielt patent;
Das wär ein Senior für uns Westphalen.

Und tief im dunkeln Logenhintergrunde,
Erblickt' ich ein italisches Gesicht,
Mit Flammenaugen und gezücktem Munde.

Mas'niello, schrie er, laß die Fischer nicht.
Es sprühen Flammen aus des Berges Schlunde —
Neapel flammt, bald halten wir Gericht.

Tägliche Erfahrungen gaben mir Gelegenheit, über den wunderbaren Lebenslauf der Deutschen nachzudenken. Es gleicht einer Fabel aus Ovids Metamorphosen, wenn man die Verwandlungen betrachtet, die ein und dasselbe Individuum durchzumachen pflegt. Folgende Verwandlungen scheinen mir typisch:

Erstens, der Deutsche als Schüler.

So'n deutsches Bürschlein, dem noch offen
Das Hemd, die Brust, der Himmel noch,
Sieht über Griechenland betroffen
Die Götter gucken durch ein Loch.
Er nähert sich auf leichten Sohlen
Dem Götterkreis, er streckt die Hand
Sehnsüchtig schüchtern nach den Kohlen
Die einst Prometheus schon entwandt.

Zweitens, der Deutsche als Student.

Prometheus sinkt vom Götterheerde;
Statt dessen tritt Sankt Michael,
Mit Drachen kämpfend, auf die Erde,
Wo ihn erwartet der Pedell.
Er schwört mit aufgehobner Rechten —
Held Götze mit der eisernen Hand —
„Tod allen feilen Fürstenknechten,
„Und Auferstehn dem Vaterland.“

Drittens, der Deutsche als Verliebter.

Doch mittlerweile sieht mein Ritter
Ein hübsches Mädchen auf dem Ball —
Und Götzens Lanze bricht in Splitter,
Und Werther faselt Gefühlsschwall.
Er küßt die Kräuter und die Steine,
Die Lottchens kleiner Fuß betrat,
Und säuft das Wasser aus der Leine,
Worin sie sich gespiegelt hat.

Viertens, der Deutsche als Ehemann.

Und um ein Kleines wird Philister
Der Werther, Lotte seine Frau.
Und dann, dann trinkt er, schläft er, ißt er,
Und kennt den Glockenschlag genau.
Fährt Akten, oder schwingt die Sichel,
Tauft, pflastert, bakelt immer frisch,
Und kurzum, sitzt als deutscher Michel
Entpuppt am Trink- und Ehebettisch.

Resumé des deutschen Lebenslaufes.

So wird Philister der Verliebte,
Hans Michel der Sankt Michael,
Und der das Feu'r vom Himmel stiehlt,
Titan Prometheus, ein Kameel.

Und der ihm dies zum Spott geschrieben,
Wer weiß, wie bald die Stunde schlägt,
Wo er mit ihm wird Kegel schieben
Und nach seiner Frau Befinden frägt.

Umfahrt um die Klippe mit Fackeln, die Höhlen und Felsbogen erleuchtet durch Theertonnen. Wie reizend wäre mir diese nächtliche Schifferei gewesen, wenn irgend ein ideeller Zauber in meiner Brust sich mit der phantastischen Scenerie vermischt hätte, ein Gottesdienst, ein Nationalfest, die Erinnerung an meine Kindheit, an ein Mährchen der Liebe. Nichts. Ich fühlte nur die gestörte Einsamkeit und das leere Theatralische dieser Beleuchtung. Der Mond, der kalt und hell am wolkendurchflogenen Himmel stand, sah mit meinem Auge in das künstlich beleuchtete Felsenkoulissenwerk hinein; er störte durch seine Helligkeit den Effekt. Mich fröstelte.

Ich hatte Verlangen nach einem Glase Grog, nach irgend einer warmen Täuschung, selbst nach der Liebe, worin der arme Narr von Geheimerath ganz in meiner Nähe steckte, ich beneidete ihn, ich hätte mit ihm getauscht, mich für ihn blamirt, alles mit dem größten Vergnügen für eine halbe Stunde Liebesphantasie in nächtlicher See, der Klippe und den sprühenden Theertonnen gegenüber.

Es sollte nicht sein. Ich schaute nach den Theertonnen, ob sie gut oder schlecht brannten, nach den Männern, die das Feuer anschürten, kleine brandig rothe Gestalten in Rauch und Qualm des höllischen Feuers. Meine Nachbarn entzückte die Aehnlichkeit mit der Wolfsschlucht auf dem Hamburger Theater. Die Fackeln brannten schlecht; der Wind war ihnen ungünstig. Als wir auffuhren, wehte der Wind gegen die Klippe und da die Helgolander ihre Fackeln nach der Windseite hielten, blieb die Felsen-

wand, die wir zuerst passirten, im Dunkeln. Der Graf S., der in unserem Boote saß, kommandirte, die Fackeln nach der Klippenseite umzudrehen. Der gute Mann schien nicht zu wissen, daß Fackeln und Köpfe, die leuchten sollen, gegen den Wind angehen müssen. Der Wind schlug die fliehenden Feuer an den Fackelrändern zusammen und erstickte sogleich mehrere Flammen; die übrigen wurden eingeschüchtert und baten den Wind, den östlichen Despoten, um Verzeihung für die Frechheit, leuchten zu wollen. Kinder, rief ich, herum mit den Fackeln, immer frisch gegen den Feind — und die Flammen flackerten wieder auf und hielten sich tapfer.

Die schlechten Musikanten spielten Walzer, wie auf dem Tanzboden. Violinengeschrei und Galoppaden entweihten die See. Warum binden sich die Helgolander Jungen nicht auf Muscheln ein, sie könnten als Tritonen hängend in Stricken voranschwimmen. Ich hoffe, die

Batavierchen wird künftiges Jahr für eine andere Musik sorgen. Diese Hollandsken können nicht mal Rule Britannia spielen. Das ist zu eng auf einer englischen Insel.

Campe hat mir eine große Freude gemacht durch Mittheilung einer nordamerikanischen Zeitung, die in deutscher Sprache in St. Louis am Missouri erscheint, und als deren Herausgeber sich ein gewisser [illegible] nennt. Das Blatt vom 29. Jan. 1856 enthält Auszüge aus meinen ästhetischen Feldzügen und eine Erwähnung derselben, welche mir als ein Händedruck unserer amerikanischen Brüder über das trennende Weltmeer hin, freudig durch alle Nerven zitterte.

Diese Zeitung wird vortrefflich geschrieben. Ihre beiden herrlichen Motto lauten:

„[illegible]“
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ben. Doch merkt ich, daß sie nicht mehr Far- [illegible], obgleich ich nicht weiß, was Farbe ist. Ich habe eine [illegible] [illegible] [illegible] ge- fragt, ist es blau, ist es rot? — aber sie [illegible] mit dem Kopf und [illegible] [illegible] [illegible] mit der Hand [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible], [illegible] und poetischer [illegible], und sich im [illegible] ihrer Haltung [illegible]; sie hat einen Schwung von [illegible] [illegible]. [illegible] C., ihre Schwester, voll Geist und Energie, mit Talent für eine größere [illegible], [illegible] [illegible] poetisch [illegible] [illegible], eine [illegible], warme, [illegible], [illegible] [illegible], an allem Hohe und [illegible] im [illegible] [illegible], gemeinen [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible]. Diese beiden Schwestern sind auf H., [illegible] und dem [illegible] der [illegible] [illegible]. [illegible] Morgen, [illegible] der [illegible], [illegible] ich hier [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] von Himmel und Meer, [illegible] und zwei [illegible] [illegible], die sich [illegible] mit mir [illegible].

[illegible] geht mit dem nächsten Schiffe nach [illegible], um in den [illegible] [illegible] zu [illegible].

Das

alte Helgoland.

(Zweisprachige Ausgabe.)

Helgoland, das gegenwärtig so winzige Felseneiland soll in der Vorzeit auf meilenweitem Umfange eine zahlreiche Bevölkerung ernährt, ja in heidnischer Zeit der politisch-religiöse Mittelpunkt eines bedeutenden germanischen Volksstammes gewesen sein. Diese zauberhaftige, mit goldenen Waldungen umwachsene Fositesland soll einst die Königin der Nordseeinseln, die Opferstätte einer heiligen Gottheit gewesen sein. Jedoch ist diese Topographie Helgolands in neuester Zeit durch Herrn Wilh. Lappenberg in Hamburg bestritten, und in der gelehrten Welt hierüber näher Kritik geübt worden, was sehr erfreulich ist, und mir die Mühe macht, sie wieder zu retten.

Herr von der Decken, Generalfeldzeugmeister und Generallieutenant der Hannoverschen Armee war der letzte, der im guten Glauben jene alten Sagen wiederholte. Seine Schrift über Helgoland enthält bis gegen die Mitte hin alterthümliche Nachrichten. Doch ist nicht zu läugnen, dieser Flügel seines, in anderer Hinsicht werthvollen Buches, besteht aus Falstaffischen Truppen, die ohne Kritik unordentlich aus Sage und unsicherer Chronik zusammengelaufen sind und sich für Geschichte ausgeben; der eine ist lahm, der andere einäugig, dem dritten fehlt das Schloß an der Flinte. Doch, wie gesagt, die Schrift verdient in anderer Hinsicht Lob, und darf nicht nach diesem Maaßstabe gemessen werden.

Hierauf aber folgte als vernichtende Kritik die Schrift des Herrn Prof. Lappenberg. Sie führt den Titel:

Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte von Helgoland. Ein Vortrag bei der

Versammlung der deutschen Naturforscher im Sept. 1830. Hamb. Perthes und Besser.

Der Verfasser entschuldigt etwaige Mängel der Darstellung mit der kurzen und unterbrochenen Zeit, welche er auf diesen Vortrag verwenden konnte. Wären, fügt er hinzu, selbst die dürren Notizen über jenen baumlosen Felsen kunstvoller zusammengereiht, dürften sie wohl an die Theilnahme anderer gerichtet werden, als derer, welche ein lokalnorddeutsches oder ein augenblicklich angeregtes Interesse einer, weniger als schmucklosen Untersuchung zuwenden wollen.

Es ist nicht zu läugnen, Herr Lappenberg hätte die Notizen, die er selbst dürre nennt, durch einen Aufputz von Worten und nicht zur Sache gehörigen Bemerkungen zu einem beleibten Bande anschwellen können; allein deswegen sollte sich kein Gelehrter entschuldigen, kritische Operationen haben ihren Schmuck in der Schärfe des Messers und ihren Reiz in der Ueberzeugung, daß Nach-

tes und Wahres sich ablöse vom Unächten und Fabelhaften. Dabei ist eine leichte und elegante Hand nicht zu verachten; meinetwegen dürften auch zierliche Manschetten, zurückgeschlagen über den Rock, sichtbar werden. Dies ist für das Auge, und es läßt sich nicht läugnen, daß unser Auge in dieser Hinsicht delikater ist, als das Auge unsrer Urgroßväter, welche and Messer zwischen den Zähnen im aufgestreiften Hemdermel gewöhnt waren. Jene Eleganz zeigt sich in der Art, den Gegenstand anzufassen und sie ist um so eleganter, je einfacher und scheinloser sie ist. Ich fürchte aber, Hr. Lappenberg hat sie mit dem sogenannten Schmuck der Rede verwechselt, wovon in den orientalischen Handbüchern gesprochen wird. Es finden sich überall in der Darstellung solche ausgeputzte Stellen, welche in Betracht der Zeit das Mögliche leisten sollen und gleichsam Entschuldigungen für die Schmucklosigkeit der Notiz darbieten zu wollen scheinen. So die Apostrophe an die Naturfor-

scher: „ein neuer Ruhm steht dem alten Fosetaslande bevor, welches morgen gleich einem Tempel der Isis mit der heiligen Schaar geweiheter Jünger erstrahlen und nach langen Jahren in der nur zu schnell vorüberziehenden Erscheinung erneuert werden wird." Ich erwähne dies nur, weil ich einen Irrthum in Hinsicht auf die Darstellung darin sehe, welcher der Wissenschaft fremd sein sollte.

Die Absicht des Herrn Lappenberg war, durch diese Schrift zu zeigen, daß die Sagen von dem großen Umfange, von der großen Bevölkerung und der geschichtlichen Bedeutung des alten Helgeland in den ältesten und glaubwürdigsten Quellen keine Bestätigung finden.

Die Wahrheit ist immer besser als die Lüge, mag letztre auch einen sogenannten poetischen Anstrich haben. Und dies ist bei der armen Helgoländer Sage kaum der Fall. Die Zerstörung ist nur dann tragisch, wenn die zerstörende Naturgewalt

ein großes sittliches Geschick hervorruft oder auch wenn sie das Bedeutende, Bekannte, Mächtige trifft; Beides ist nicht der Fall mit den Helgolander Kirchspielen. Wer interessirt sich für Jaroskäll und Thickenküll? Nicht einmal die Helgolander; denn Herr Lappenberg hat sehr Unrecht, wenn er sagt, daß „das Glockengeläute der vielen im Meer versunknen Kirchen durch das stille Reich der Fluth noch oft zu den Ohren des Fischers heraufdringe. Der Helgolander wenn er angelt oder Fischernetze auswirft, hört nichts als das Geräusch der Wellen und sieht nichts als die tanzende, braunfarbige Blase, an welcher sein Netz befestigt ist. Helgoland ist nicht, wie er meint, der letzte Zufluchtsort der vom flachen Lande vertriebnen Sage. Dieses geheimnißvolle Kind mit den tausendjährigen Augen und dem aufgehobnen Zeigefinger, Sage genannt, reitet vielleicht auf einem Delphin in der Nordsee umher, aber an und auf der Klippe von Hel-

goland läßt es sich nicht mehr sehen. Der Götze Fosete, der König Radbodus, die Tempel und Burgen, die Kirchspiele, die Fußstapfen edler Jungfrauen, alles dies hat nur ein todtes papiernes Dasein, und vom sagenhaften Character ist auch keine Spur mehr vorhanden. Gab es eine Zeit, wo das Papier Geist, Wort und lebendige Fortpflanzung war? Nach einigen Erzählungen scheint dies gewiß. Noch im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte lautete und webte etwas im Volke, was einer Sage glich. Dennoch bleibt es unentschieden, aus welcher Quelle es floß, die Geistlichen mögen aber ausgeschwatzt haben, was in dem Stolze der Insulaner ein williges Echo fand. Verdächtig ist wenigstens der Umstand, daß sich kein Lied, kein Refrain erhalten, oder irgend etwas, was auf dichterische Fassung zurückschließen läßt. Alles trockne Notiz, ohne Leben und Interesse.

Hr. Lappenberg wird sich dieses zu seiner

Beruhigung sagen lassen, er hat nicht den schönen Garten der Sage durchwühlt und zerstört, sondern nur den Bau der Gelehrsamkeit. Die Kinder von Helgoland werden ihn ohne Schrecken ansehen, er tödtete ihnen kein schönes Mährchen, das sie im Schooße ihrer Großmütter zu hören gewohnt waren. Sie überlassen diesen gelehrten Streit den Gelehrten.

Lassen wir uns nun auch in die einzelnen kritischen Momente etwas näher ein. Es überrascht, gleich im Anfange unter den angeblichen Dokumenten von Helgolands früherer Größe die Ansicht eines Geognosten aufgeführt zu sehen. (Man glaubt nur mit der Historie zu thun zu haben.) Wir vernehmen, sagt der Verfasser, daß diese Felseninsel nach geognostischen Merkzeichen einst mit dem Lande Hadeln vereint gewesen sei. Allein, fügt er hinzu, die kritische Geschichtsforschung — diese junge Tochter wissenschaftlicher Auslegung weiß hierauf rücksichtlich

des festen Landes nur zu bemerken, daß seit der Einführung des Christenthums und kirchlicher Anordnungen in diesen Gegenden der Abbruch eines gegen die See gelegenen Theiles einige wenige Dörfer verschlungen hat, daß auch der Umfang der Insel Neumark an der Mündung der Elbe dadurch verringert worden, doch kein größerer Distrikt, kein Kirchspiel oder auch nur Kirchdorf an jenem südlichen Ufer der Elbe untergegangen ist.

Hierauf ist denn nichts zu bemerken, als daß die Hypothesen der Geognosten überall keine chronologischen Ansprüche machen. Was aber die genannte Hypothese betrifft, so möchte dieselbe von den wenigsten Geologen angenommen werden. Die Natur selbst hat, durch den Zug der Felsenriffe in die Tiefe des Meeres, eine andere Hypothese aufgestellt, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Einer Verbindung Helgolands mit dem Lande Hadeln hätte sich schon die Fluthströmung der Elbe widersetzt.

Geologen, welche sie behaupten, denken nicht an die Gewalt der in den Flußmündungen niedrigen See.

Darauf erläutert der Verfasser die ältesten Nachrichten über Helgoland, insofern sie einiges Licht auf die ehemalige Bedeutung und den Umfang der Insel werfen, nach einer chronologischen Stufenfolge der verschiedenen Namen, welche ihr ertheilt sind, als Sachseninsel, Fosetas Land, Larres, Heiligenland, Insel der heiligen Ursula und der Nordsitz.

Der Geograph Ptolomäus berichtet, daß über die Mündung der Elbe drei Inseln der Sachsen liegen (B. 2, C. 1.) War Helgoland die eine, so muß sie, scheint es, als Heerd eines deutschen Stammorts, in jener Zeit einen bedeutend größern Umfang gehabt haben. Turner in seiner Turner history of the Anglo-Saxons sucht in der That die Heimath der in England eingewanderten Sachsen in Helgoland. Diese Annahme ist ein Vielleicht,

dem nichts Erhebliches entgegen steht. Die beiden andern Inseln sind verschwunden, vielleicht war es jene fabelhafte Insel Süderstrand und die Gruppe Eiderstadt, Eiderschop und Uttheim, welche sich, durch schmale Gerüste getrennt, unter dem Bilde einer Insel darstellen konnten. Dankrath hielt diese letzten drei Inseln für die insulae Saxonum. H. Lappenberg enthält sich einer Ansicht darüber; wenn er aber gleich darauf die Bernsteininsel, und die Hertha-Insel des Tazitus — (Inseln, die man ebenfalls mit Helgoland identifizirte) — erwähnt und die Identifizirung dieser Inseln mit Helgoland eine eben so schwankende Behauptung nennt, so ist dieses wol verhältnißmäßig zu wenig gesagt, da in der That diese Annahmen um vieles schwankender, willkührlicher und beziehungsloser aussehen.

Eine Insel der Nordsee, welche von Beda und Alkuin unter dem Namen Fosesland erwähnt

wird, läßt sich dagegen ohne Widerspruch mit größter Wahrscheinlichkeit in Helgoland wiederfinden.

An diesen Namen knüpfen sich die glänzendsten Bezüge, worin Helgoland jemals nach außen gestanden hat. Fosetenland war das heilige Land der frisischen Stämme, diese Bedeutung und die isolirte Lage mochten wol die Ursache sein, daß im siebenten Jahrhundert der König der Frisen, Radbod, von Pipin von Heristal geschlagen und aus seiner Residenz Utrecht vertrieben, eine einstweilige Zuflucht auf Helgoland suchte. Dort traf ihn Willibrand, der Apostel der Frisen und Bischof in der Residenz des vertriebenen Königs.

Herr Lappenberg hat das Verdienst, diese interessante Berührung des Apostels mit dem Könige in dem Heiligthum des alten Götterdienstes auf den einfachen Bericht der ersten Quellen zurückgeführt zu haben; vorher waren

sie mit späten und zweifelhaften Nachrichten konglomerirt. Nicht unwichtig war hiebei, die Zeit des Rendezvous zu bestimmen. Ging der König Radbod nach seiner ersten schon erwähnten Besiegung (nach 692) nach Helgoland, oder erst nach der zweiten im Jahre 697? Herr Lappenberg behauptet letzteres gegen die allgemeine Annahme, wonach der König mit einem frischen in Helgoland und Nordfriesland gesammelten Heere auf dem Kampfplatze wieder erscheint. Man sieht, dies ist für die Ansicht des damaligen Helgoland nicht unwesentlich. Eine Insel als Sammelplatz eines großen Heeres oder gar als Rekrutirungsort gewinnt in unserer Vorstellung an Bedeutung und Umfang.

Wie wichtig aber Helgoland in den Augen der Heidenbekehrer erschien, zeigt sich in der Sendung des heiligen Liudgar. Ludwig der Fromme rüstete diesen Mann mit einem Bekehrungsheere aus, um den Götzendienst von Hel-

goland und mit ihm die Wurzel des Heidenthums in jenen Gegenden zu zerstören. „Mit dem Kreuze in der Hand, unter lauten Gebeten nahte er auf seinem Schiffe der Insel; in dem sich zertheilenden Nebel erblickten die Seinigen mit ihm getrost die weichenden Heidengötter. Sie fanden wenig Widerstand, zerstörten alle dem Fosete errichteten heiligen Gebäude und errichteten Kirchen statt derselben. Er taufte die Einwohner wie einst Willibrand in jener heiligen Quelle, unter anderen den Sohn ihres Häuptlings Landrich, welcher späterhin Presbyter und ein wirksamer Verbreiter des Christenthums wurde." Dies berichtet der zweite Bischof von Münster († 849) Altfried, Nachfolger des heiligen Liudgar.

Helgoland also besaß damals **mehrere heidnische Tempel** und an deren Stelle wurden **mehrere christliche** Kirchen errichtet. Warum mehrere? Für eine Handvoll Einsiedler

hätte wohl eine Kapelle hingereicht. Helgoland muß also eine zahlreiche, auf ausgedehnter Fläche zerstreute Bevölkerung genährt haben. Herr Lappenberg übergeht diesen Wink mit Stillschweigen.

Die nächste Quelle ist Adam von Bremen. Durch ihn erfahren wir, daß die Insel in einem Zeitraume von kaum zweihundert Jahren ihre Kirchen einbüßte und durch Stiftung eines Klosters erst wieder zu einem christlichen Wohnsitze geweiht werden mußte.

Die Nachricht des Adam von Bremen enthält zugleich eine Beschreibung von Helgoland, die folgendermaßen lautet: **Insulam, quae in ostio fluminis Albiae longo secessu latet, tradunt Wilbertum reperisse, constructoque monasterio in ea fecisse habitationem. Haec insula contra Hadeloam sita est. Cujus latitudo (longitudo) vix VIII milliaria panditur, latitudo quatuor; homines stramine fragmentisque na-**

vium pro igne utuntur. Sermo est piratis, si quando praedam inde vel minimam tulerint, aut mox perisse naufragio, aut occisos ab aliquo, nullum redisse indemnem. Quapropter solent heremitis ibi viventibus decimas praedarum offerre cum magna devotione. Est enim feracissima frugum, ditissima volucrum et pecudum nutrix, collem habet unicum, arborem nullam, scopulis includitur asperrimis, nullo aditu nisi uno, ubi et aqua dulcis, locus venerabilis omnibus nautis, praecipue vero piratis. Unde nomen accepit, ut Heiligeland dicatur. Hanc in vita Willebrandi Fosetisland appellari didicimus, quae sita est in confinio Danorum et Fresonum. Sunt et aliae insulae contra Fresiam et Daniam, sed nulla earum tam memorabilis.

Die Insel, welche in der Mündung der Elbe in weitem Abstande liegt, soll Gilbert neu aufgefunden und durch Erbauung eines Klosters wohnlich gemacht haben. Diese Insel liegt ge-

gen Hadeln über. Ihre Länge mißt kaum 8, ihre Breite 4 Meilen. Die Menschen bedienen sich des Strohes und der Schiffstrümmer zur Feurung. Es geht das Gerede, daß alle Piraten, wenn sie auch nur die kleinste Beute von dort mitnehmen, entweder bald im Schiffbruch verunglückten oder von jemand erschlagen wurden. Niemand kam ohne Schaden nach Hause. Daher pflegen sie den dort lebenden Einsiedlern den Zehnten der Beute mit großer Verehrung darzubringen. Sie ist nämlich sehr ergiebig an Feldfrüchten, sehr reich an Vögeln und Viehheerden. Sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von schroffen Klippen eingeschlossen und ist bis auf eine Stelle unzugänglich, wo auch süßes Wasser fließt. Der Ort ist allen Schiffern, vorzüglich aber den Seeraubern ehrwürdig, woher er auch den Namen Heiligeland erhielt. Im Leben des heiligen Willebrand erfahren wir, daß die Insel Fosetisland heiße und

an der Grenzscheide der Dänen und Friesen gelegen sei. Es liegen noch andere Inseln gegen Friesland und Dänemark, aber keine von diesen ist so merkwürdig.

Dies ist nun die Stelle, welche Herr Lappenberg vorzüglich zur Widerlegung der Sagen über die ehemalige Größe und Bevölkerung Helgolands benutzt hat! Dennoch erfahren wir durch dieselben, daß Helgoland 8 Meilen lang und 4 Meilen breit gewesen. Daß hier freilich nicht von deutschen Meilen die Rede sein könne, gestehe ich Herrn Lappenberg willig zu. Milliare ist eine römische Meile von tausend römischen Schritt. Allein auch dieses Maas ist Herrn Lappenberg zu groß, er erklärt Milliare für ein Maas von tausend Fuß, bleibt aber die Rechtfertigung einer so willkührlichen Annahme schuldig.

Es ist übrigens zu bemerken, daß die ganze Stelle von: haec insula bis zu magna devotione

aus einer Wiener Handschrift neu hinzugefügt ist, offenbar als späteres Einschiebsel, jedoch, wie die von Herrn Dr. Pertz entdeckten Handschriften, aus dem 13ten Jahrhunderte.

Bedeutsam ist das Referat, daß die Insel einen einzigen Berg hatte. Heute würde man sagen, die Insel ist ein Fels. Knobloch in seiner Beschreibung der Insel und Festung Helgoland vom Jahr 1643 sagte: die Insel ist in zwei Theile, nämlich in das Obere und Untere abgetheilet, der Obertheil ist ein hoher Fels. Adam von Bremen spricht aber noch von einer Insel, die einen Berg hat, also von solchem Umfange war, daß man eines Berges oder Felsens auf ihr gedenken konnte. Er spricht aber nicht von dem anderen Felsen, der sich noch vor 200 Jahren beinahe bis zur Höhe des jetzigen Felsens erhob und den Namen Wittklipp führte. Hierin waren seine Nachrichten nicht genau.

Herr Lappenberg übersetzt pecudes durch Schaafe, da es doch Viehheerden im allgemeinen bedeutet. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts weideten viel Kühe auf dem Plateau der rothen Klippe, die Schaafe weideten am Fuße der weißen Klippe. Ebenso übersetzt er vergreiflich aqua dulcis mit Quelle.

Auffallend ist die Erwähnung der Lage: an der Grenzscheide der Dänen und Friesen. Von einer kleinen Insel, die in freiem Meere liegt, wäre der Ausdruck lächerlich.

Wer, sagt H. L., den geschichtlichen Werth jenes von Adam von Bremen um das J. 1072 gegebenen Zeugnisses über das von einzelnen Eremiten (woher einzelne? eine Insel, die als sehr reich an Früchten und Vieh beschrieben wird, nährt mehr als einzelne Eremiten. H. L. braucht dieses Wort mehrmals in dem beschränktesten Sinne von isolirten Klausnern; Einsiedler nannte Ad. v. Br. die damaligen Helgolander wegen

ihrer Lage und geringen Weitverbreitung) brauchten und daß von Gilbert nicht lange vorher zu Erzbischof Adalberts Zeiten (1043 — 1072) wieder entdeckte Heiligeland erkannt hat, wird keine fernere Beweisführung darüber verlangen, daß es im Jahre 1010 nicht 9 Klöster, und — man vergegenwärtige sich den großen Umfang der alten Kirchspiele — denen nicht weniger als 9 gezählt habe. Diese Nachricht scheint lediglich auf einem Irrthume des nordfriesländischen Chronisten Heimreich zu beruhen. Dieser sagt, daß Joh. Maier berichte, Helgoland habe im J. 1010 einen Umfang von 2 Meilen Länge und 1 Meile Breite und darin 9 Kirchspielkirchen gehabt. In der bald näher zu erwähnenden Karte von J. M. findet sich aber durchaus keine solche Angabe, welche sich auf die hier angegebene Zeit bezieht.

Darüber bin ich einverstanden mit H. L. dieser Heimreich ist ein Fabeler. Uebrigens erweist diese Erzählung nichts, da die Angaben

von der höhern Weiße Helgolands Felsenberge auf der Heimreich'schen Chronik beruhen.

Hierauf erwähnt H. V. eine merkwürdige Urkunde. In einem Register der Klöster und Kirchen von Nordfriesland, angeblich vom Jahre 1240, welches aber nur in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts bekannt ist, wird angeführt, Ins. S. Ursulae, vulgo Helgelandt. Danach besaß Helgoland, außer einem Kloster, drei Kirchen, Westerkirche, Südenkirche und Ostenkirche.

Gegen die Authenticität dieser Urkunde macht H. V. drei Einwendungen: 1) die Existenz von Trümmern der Tempel der Vesta und des Fosit, 2) die altfriesischen von den Himmelsgegenden entlehnten Namen und 3) eine Stelle im obigen Citat aus Adam von Bremen.

Was die Tempel der Vesta und des Fosit betrifft, so sind mir allerdings römische Tempel auf einer Insel verdächtig, welche, mindestens

nicht erweislich, durch Namen belegbar wor-
den ist. Daselbst wurde ich jedoch später
noch sehen. Die zweite Bemerkung [illegible]
ebenfalls nicht einen Beweis, wenn man
[illegible] im Allgemeinen die Rede ist; allein auf
die [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Bemer-
kung. [illegible] [illegible] [illegible] sich durch einen Blick auf
die Karte von [illegible] und die [illegible] [illegible]
[illegible], daß hier eine [illegible] [illegible]
[illegible] nach den [illegible] genannt ist.
Auf Helgoland gibt es noch heute eine [illegible]
und [illegible], einen [illegible] und [illegible].
Ebenso wenig richtig ist die dritte Bemerkung.
[illegible] beruht auf einem [illegible] der
Alten. [illegible] soll Helgoland [illegible] und
[illegible] gemacht haben. Das Wirkliche [illegible]
[illegible] und [illegible], 1) daß Helgoland
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —
[illegible] noch nicht zu [illegible] — und 2) daß es
[illegible] bei und man nicht [illegible] kann, wo-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

sich die [illegible] [illegible]. Diese Ablage-rungen aber von den [illegible], die aus Schlick, der Grundlage der Marschländer bestehen. Dieser Schlick ist bekanntlich das neueste Resultat von dem Zusammentreffen der Flüsse und des Meeres, indem die vom Strome [illegible] ge-[illegible] Theilchen, welche die Flüsse gegen ihre Mündung mit sich führen, zur Fluthzeit, über eine Unterlage ihrer [illegible] [illegible] [illegible], zur Ebbezeit als Bodensatz [illegible] zurück bleiben. Ich kann unter günstigen Bedingungen [illegible] [illegible] und eine Reihenfolge von [illegible] [illegible], die mit der Erscheinung der [illegible], namentlich [illegible] [illegible] die Reihe der [illegible] für den Anbau [illegible]. [illegible] alle, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß die Flußufer, Ebbe und Fluth, eine gewisse Rolle der Bildung, und [illegible] [illegible] [illegible] auch die [illegible] Kraft der [illegible] und des Salzwassers [illegible]. Der aus solchem Meer gebildete Schlick kommt [illegible] [illegible]

[illegible] auf dem [illegible] zeichnen, auch [illegible] die [illegible] des [illegible] den [illegible] der [illegible] [illegible]. Was ist also einfacher, [illegible] [illegible] zu [illegible] als die [illegible], daß jene [illegible] der [illegible] auf [illegible] Wege und unter [illegible] Be- [illegible] [illegible] sind, als die [illegible] und [illegible] der Kirche, welche [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible]? Diese [illegible] der Kirche, der Ehe und auch jene [illegible] [illegible] haben auch [illegible] [illegible]. Sie haben die [illegible] des jetzt be- [illegible] [illegible] erreicht; sie waren auch be- [illegible], sie sind durch [illegible], durch ähnliche [illegible], als welche und die [illegible] [illegible] der [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], von gewissen [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und auf dem [illegible] der [illegible] und [illegible] [illegible]. — Ich habe bereits der [illegible] Darstellung dieser

Meilen errichtet. Um sich einen deutlichen Begriff davon zu machen, erwäge man, daß eine acht Meilen lange, über Helgoland hinausreichende Strecke von Husum gerade westwärts in die Nordsee aus einem einzigen großen Schlickbette besteht.

Was die Sage überliefert, die Natur der Dinge mehr als wahrscheinlich macht, bestätigt eben jene Stelle von Bremen, welche Hr. Lappenberg beispielsweise für die vermeintliche Kritik in Anspruch genommen hat. In seinem Buche de situ Daniae worin auch die Stelle über Helgoland vorkommt, sagt er, latissima Jutlandia circa Egdoram dilatatur est, inde vero paulatim contrahitur in formam linguae, das heißt, Jütland ist bei der Eider am breitesten, von hier an zieht es sich allmählig in der Gestalt einer Zunge zusammen. Also auch im 11. Jahrhundert war diese Halbinsel an der Stelle am breitesten, wo sie jetzt am schmälsten ist.

Man ziehe eine Linie von Norden nach Sü-
den, so umschließt das untergegangene Fest-
land, welches nach den Sagen und Chroniken
nach nur durch schmale Gewässer vom festen
Lande geschieden wird. Ich will aber anneh-
men, der durch menschliche und in Schleswig,
Jütland bemerkte Bodenbruch habe sich um meh-
rere Meilen verschoben; es bleibt noch immer
seit jener Zeit Land genug für die Zerstörung
durch Sturmfluthen übrig.

Aber was wiegt die Berechnung eines Man-
nes gegen das Zeugniß der Geschichte. Ich will
mich nur auf eine Angabe beschränken. Man
ziehe eine Linie von der Ostküste der Insel Sylt
gerade nach Süden, auf den Meridian von
Tönningen, und man wisse, alles was gegen die
Küste zu Westen ist, war, mit Ausnahme jener
kleinen Erhebungen, einst historisch bewohn-
tes, bearbeitetes, reiches Land, die größte Insel
in diesem Raume ist gegenwärtig Pellworm. Die

das Pellworm ist nur ein kleines Bruchstück einer Insel, die noch zu Anfange des Jahres 1634 drei Meilen lang und eine Meile breit war, 4 Kirchen und gegen 9000 Einwohner zählte und jährlich mehrere Tausend Lasten Korn in die Fremde ausführen konnte. Von den 24 Halligen, das ist kleinen ungedeichten Inseln, welche sie damals umringten und auf einen großen Zusammenhang in der Vorzeit zurückschließen lassen, sind die meisten verschwunden und werden, mit allen übrigen Halligen der Nordsee mit ihrer jährlichen Einbuße von 1000 bis 2000 Ruthen Areal bald gänzlich durch die Fluth zerstört sein.

Ich kehre zu unserem Johannes Maier zurück. Wenige Jahre nach der so eben erwähnten furchtbaren Ueberschwemmung hielt sich Maier auf dem Theater derselben auf. Vielleicht trug dieser Umstand nicht wenig dazu bei, ihn auf die geheimnißvolle Tiefe aufmerksam zu machen. Da-

mählig legen die Wellen noch höher, das untergegangene Land hob sich in weiter Entfernung von der Küste stellenweise zwischen den tieferen Einschnitten und Senkungen heraus. Ob Maier gleich anfangs den Plan faßte, den er nachher ausführte, wissen wir nicht. Vielleicht lockte ihn der Reiz dieser Entdeckungen von Schritt zu Schritt weiter, bis sich endlich auf einer topographischen Seekarte die unsichtbaren Umrisse bereits versunkener Landschaften mit den sichtbaren der noch erhaltenen vollständig zusammenfanden. Und in der That; diesen physischen Theil seiner Arbeit kann man nicht wohl der Abenteuerlichkeit beschuldigen, wenn man sich anders durch das Obige eine unparteiische Anschauung der Naturverhältnisse jener Gegenden erworben hat. Jeder Schiffer wäre noch heutigen Tages im Stande, einen Theil der Maierschen Arbeit zu prüfen. Denn noch immer ist die Schiffbarkeit vor und nach der Scheitelschleusen

Küste, zwischen jenen Inseln und Halligen und weiter in die See hinaus bedingt durch jene tiefen Buchten und Flußarme, welche einst die Grenzscheiden zwischen den versunkenen Inseln bildeten und ehemals so schmal waren, daß die Sage vom Stege und von dem Kornsacke, der hinüber herüber getragen wurde, an vielen Orten sich wiederholt. Die Maiersche Karte ist demnach in dieser Hinsicht so glaubwürdig, als das Auge zur Zeit der Ebbe oder als das Senkblei, das sich in die Tiefe hinabließ.

Aber Maiers Begleiterin war nicht allein das Senkblei, auch die Sage saß mit ihm in seinem Entdeckungsboote. Sie belebte ihm diese todte Wasserfläche, sie umschrieb mit dem Finger diesen und jenen leeren Kreis in den einförmigen schweigenden Räumen, welcher einst Häuser und Kirchen getragen haben sollte. Auf diese Weise kam der statistische Theil zu seinen Karten hinzu, deren er drei an der Zahl entwarf, nämlich eine

Generalkarte des alten Nordfrieslands von der Eider bis an die Norderhiefe mit beigefügter Parallelkarte aus Maiers Zeiten, dann eine Karte von dem nördlichen und endlich eine von dem südlichen Theile dieses Landes, alle drei aus dem Jahre 1650. Daß ihm, wie man wol behauptet, ältere Karten zu Grunde gelegen, ist unerweislich, ja Maiers eigene Geständnisse und Dankwarths Worte widerlegen eine solche Annahme. Dankwarth sagt: was die Karten des alten Nordfrieslands anreichet, zeuget der königliche Mathematicus Johannes Maier, daß er fleißig den Tiefen nachgefahren und alte glaubwürdige Männer jederzeit zu Gefährten mit sich genommen, welche ihm die Oerter, wo die Kirchen und Dörfer belegen, ja die ganze Gegend gezeigt haben, wornach er denn die Karten formirt und in Grund geleget habe.

Diese allgemeine Erwähnung des Ursprunges der hypothetischen Maierschen Karten wollte

ich der nun folgenden besondren Betrachtung der Karte vom alten Helgoland voraussenden. Diese Karte theilt die Art ihrer Entstehung mit den übrigen, so auch den Grad der Verlässigkeit, welcher jener zukommen mag. Was nämlich die Größe und Umrisse des Landes betrifft, so hat man, nach obigen Voraussetzungen, keinen Grund, hierin die hypothetische Karte einer wirklichen um vieles nachzusetzen. Anders verhält es sich indessen mit den Namen und Oertlichkeiten, von denen kein Senkblei Kunde geben konnte. Hierin ist die Maiersche Karte so glaubwürdig und um nichts mehr oder weniger glaubwürdig, als der Mund jener alten Männer, welche vor zweihundert Jahren eine Sage von vierhundert Jahren wiederholten. —

Wir, im neunzehnten Jahrhunderte, was wissen wir überhaupt von einer Sage, von diesem monotonen Gewinsel über dem Kies voriger Jahrhunderte! Wie sollten wir zu einer Zeit, wo

tausend Ideen, Einfälle, Begebenheiten durch unsere Köpfe rennen, wo ein Tag den andern verschlingt, und das größeste Weltereigniß von gestern über Nacht zum grauen Mährchen wird, wie sollen wir die liebende Hartnäckigkeit einer alten Sage begreifen, einer alten einfältigen Geschichte von dem Mühlbache, der nicht mehr rauscht, von dem Walde, der in Flammen aufging, von der Kirchthurmspitze eines elenden Dorfes, die verkehrt im Meeressande ruht. Eher noch verstehen wir die Lebensdauer einer Sage, die über sichtbaren Trümmern flüstert, die sich mit dem Moose an das steinerne Wappen eines Burgthores anklammert, oder sich epheuartig um den Stab des wandernden Rhapsoden windet. Wir verstehen eine Sage, die anekdotisch ist. Aber diese reizlose arme Ueberlieferung von verschwemmten Dörfern in der Nordsee, diese Ueberlieferung, die Jahrhunderte lang einen Namen ohne Bedeutung nachsingt, sie bleibt

uns ein Räthsel; wir müssen unsere Phantasie zu Hülfe nehmen, um uns die Fortpflanzung eines so öden Schalles irgendwie erklärlich zu machen.

Und doch war für jene eintönigen Kinder der See nichts natürlicher, als die Pflege schrecklicher Erinnerungen, die mit dem Schicksale ihrer Familien, mit der Lebensart, die sie führten, mit den Gefahren, die fortwährend auch über ihren Hütten schwebten, in naher Verbindung standen. Zwanzig Dörfer gingen unter, tausend Menschen raffte die Fluth hinweg, hundert, fünfzig, zehn fanden Gelegenheit, sich zu retten, Väter, Mütter, Söhne, Brüder der Ertrunkenen. Die Meisten von diesen Noachiden fanden Zuflucht in der Nachbarschaft, eine neue Heimath für die zerstörte. — Wie viele Jahre garantirt man diesem furchtbaren Ereignisse? — Hier hört die Rechenkunst auf. Das Andenken erneut sich anfangs mit jedem Sturme, es vermischt sich später mit ähn-

lichen Katastrophen, es schwächt sich durch die Sicherheit der Jahrhunderte, noch mehr durch Chroniken und Bücher, welche, wenn sie sich mit der Sage vermählen, ihr nicht allein den jungfräulichen Zauberring vom Finger ziehen, sondern auch Ursache ihres jähen Todes werden. Nicht viel früher aber als die allgemeinen, pflegen die örtlichen Erinnerungen auszusterben; wird die Sage erst arm und kahl an diesen, so ist sie schon eine Greisin, die sich überlebte. Das Familienunglück hat übrigens beinahe so viel Gedächtniß, als der Familienstolz. Fischerei trieb den Enkel weit und breit in den Küstenmeeren herum. Sollte er der Heimath seiner Väter uneingedenk sein, wenn sein Kahn über ihren versunkenen Hütten schwebte? Ich bin weit entfernt, meinen friesischen Schiffer aus der Geßnerschen Idylle zu nehmen, ich leihe ihm keine poetische Stimmung, nicht einmal ein Ergriffensein von dem düsteren Reize, der für uns

in einer solchen Situation liegen mag. Ich gebe ihm blos faktische Erinnerungen. Hier, sagte er sich, hier lag Morsum, das Dorf, wo mein Urgroßvater wohnte, wo mein Großvater geboren wurde; drüben, eine Stunde weiter nordwärts, lag Esbüll, aus Esbüll stammte meine Urgroßmutter. Was will man weiter, um sich eine einfache Sache zu erklären! Die Sage wanderte von Geschlecht zu Geschlecht und breitete sich nach dem Grade früherer nachbarlicher Verbindungen, über die Familien in weiteren und engeren Kreisen aus. Auch gab es wol immer Leute, die daraus eine Art Studium machten. Man braucht sich unter solchen nicht eben Prediger und Schullehrer vorzustellen; denn überhaupt muß hier erwähnt werden, daß die Sinnesart der Friesen, wie sie gegenwärtig noch sich äußert, zu dergleichen Untersuchungen hinneigt. Dieses Schleswigsche Friesland ist ein alterthümliches Land in Gesetz, Sitte und Spra-

che, seine Bewohner, besonders die der Inseln, sind eigenartig, stolz, nachdenklich, wißbegierig, man findet beinahe in jedem Dorfe landeskundige Leute, natürliche Mathematiker, Mechaniker, Philosophen. Es könnte ihnen kein größeres Unrecht geschehen, als wenn man sie mit den Bauern der holsteinischen Geest verwechselte. Sie haben niemals das Elend und die Leibeigenschaft gekannt. Von dem untergegangenen Nordstrand erzählt Dankwarth, daß es viele seiner Söhne auf auswärtige Akademien sandte! —

Ich gehe jetzt zu der Maierschen Karte von Helgoland über. Außer einer vom Jahre 1649, welche im Atlas das Obere des Blattes einnimmt, gibt er uns eine Einschachtelung von Karten, welche die Insel von den Jahren 800, 1300 und 1649 darstellen sollen.

Abstrahiren wir zunächst in Rücksicht auf jene alten Karten von dem Inhalt der Sage, und denken sie uns als hypothetische Natur-

zeichnung. Diese doppelte Betrachtungsweise rechtfertigt sich, wie wir bereits gesehen, durch die doppelte Entstehungsart dieser Karte, durch das Senkblei und durch die Sage. Herrn Lappenbergs archivarische Kritik beginnt mit der Sage und endet damit, daß sie wegen der angeblichen Inkonsequenz derselben mit den oben zitirten historischen Nachrichten auch dem physischen Theil der Karte jede Glaubwürdigkeit abspricht. Wenn, meint er, Fosetasland nicht jene Tempel und Burgen und späterhin jene sieben Kirchspiele besaß, welche auf der Karte abgebildet stehen, so hat es auch nicht den abgebildeten Umfang besessen. „Wenn Adam nicht war, so ist auch das Paradies nicht gewesen.“ Diese Folgerung ist einleuchtender.

Allerdings bekennt Dankwarth, daß Maier seine Karten zusammengestellt hat ex traditionibus, sed humanis, nach Traditionen, die menschlichem Irrthume unterworfen sind und die keines-

weges antiquarische göttliche Autorität der Traditionen von Sem, Ham und Japhet besitzen. Aber damit wiederholte er nur, was Maier selbst ihm gesagt hatte. Warum auf das Andenken eines wackern Mannes den Schein des Betruges werfen? Maier selbst vindizirte ja dem statistischen Theile seiner Karte keine andere Glaubwürdigkeit als die alten glaubwürdigen Männer, die er zu Gefährten mit sich nahm. Und bei welcher Gelegenheit? Als er fleißig den Riesen nachfuhr, d. h. das ertrunkene Land sondirte und ausmaaß. Dieser erste und ausschlüßliche Theil seiner Autorität ist also die unabhängige Basis der Gegend. Er steht für sich und verdient an sich geprüft zu werden. Herr Lappenberg schleudert ihn der umgestoßenen Sage nach. Der Hauptrest von Helgoland bestand im Jahr 1649, wie gegenwärtig aus dem Felsen, genannt die rothe Klippe. Dieser nebst der damals noch mächtig

hervorragenden weißen Klippe ist auf der Karte in dem südwestlichen Winkel des hypothetischen Landes von den Jahren 800 und 1300 gezeichnet, umringt von den vielen Klippen, welche allem Vermuthen nach vormals zu seiner Peripherie gehörten. Der übrige größte Theil der Karten ist unabgesetztes, unschraffirtes Land bis auf die Küste, welche mit einer Dünenkette umrändert zu sein scheint. Eine Menge von Holzungen bedeckte das Land vor 800, wovon die Reste noch auf der Karte von 1300 erscheinen. Kleine Bäche, oder, wie man sie in Marschgegenden zu nennen pflegt, Priehle, suchen nach allen Seiten hin die Küste; drei davon enthält die Karte von 1300, sie laufen von dem Fuße des Felsens ab. — Erwägt man nun diese Andeutungen, so war Maier weit entfernt, sich das untergegangene Land als Klippe zu denken. Seine Karte stellt eine weite buschigte Wiesenfläche dar, ganz im Charakter jener kontinentalen

und insulanischen Küstenländer der Nordsee, so lange dieselben durch Deiche unbeschützt, der hohen Fluth ausgesetzt blieben. Durch diese Bemerkung sind die Einwendungen beseitigt, welche man von dieser Seite her gegen die Maiersche Karte erhoben hat. Irrigerweise hat man sich den größten Theil der Insel als Felseninsel gedacht und diese Voraussetzung der Landkarte untergeschoben.

Das Helgoland von 800 mißt in seiner größten Länge 3500, und in seiner größten Breite 2800 Ruthen. Nach Süden und Westen dehnt es sich nur um ein geringes über den jetzigen Kern hinaus, die abgerissene Lücke ist nach Norden und Osten hingezeichnet. Man erinnere sich der 8 Meilen langen Schlickwatte, die vom westlichen Ufer schräg ausgeht und den Ueberzug des sandigen Meergrundes bildet. Man wisse aber, daß diese Thatsache nicht die einzige ist, welche die Grundlage der Maierschen Karte

im allgemeinen zu rechtfertigen scheint. In einer Entfernung von ungefähr 2 Seemeilen östlich von Helgoland hat die See sechs Faden Tiefe, dann sinkt sie plötzlich auf 16 Faden herab, setzt sich aber in einer ebenen Tiefe von 6 bis 7 Faden bis an die Küste von Schleswig fort. Auf der Maierschen Karte ist in der nämlichen Entfernung die Strömung der Nordsee angegeben, welche die östliche Küste von Helgoland von der gegenüberstehenden südwestlichen der hypothetischen Insel Süderstrand abscheidet. Dies ist freilich nur ein Schifferzeugniß, aber ich ziehe dasselbe in der Sache, die wir besprechen, allen lateinischen Autoritäten vor.

Die Karte von 1300 enthält 1250 Ruthen in der größte Länge und 1200 in der größten Breite. Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, ob ein Absatz der Meeresfläche von dem bezeichneten Umfange noch heutzutage beobachtet werden. Unbedenklich nehme ich aber diese Er-

fahrung für die Zeit an, als Maier hier fondirte. Ich weiß nicht, ob nach ihm sich Jemand die Mühe gemacht hat.

Die Karte von 49 beträgt 475 Ruthen in größter Länge und 200 in der größten Breite und 102 mittlerer Breite. Herr Lappenberg bemerkt hiezu: „die Nachlässigkeit, mit welcher diese Karte verfertigt ist, bewährt sich besonders durch den wahrhaft lächerlichen Umstand, daß Maiers Helgoland vom Jahr 1649 nur 48,512 Quadratruthen beträgt, während diese Insel, welche vor 1 Jahrhundert eilfmal größer als sie jetzt ist (nach Lappenberg 505 größter Länge, 170 größter Breite und 135 mittl. Breite) gewesen sein soll, jetzt 87,765 Quadratruthen im Umfang hat, wodurch die oberflächliche Beobachtung verlockt worden ist, den Umfang des Helgolands vom Jahr 1649 sich zu verdoppeln." Herr Lappenberg ist in seiner Berechnung in einem Irrthum befangen. Was die von ihm der

Maierschen Karte gegebene Ruthenzahl betrifft, so ist dieselbe allerdings richtig, ich habe sie nachgemessen. Allein, wenn er diese Ruthen der Maierschen Karte mit den rheinischen Ruthen dieser Berechnung des heutigen Umfangs der Insel zusammenstellt, so begeht er einen gröblichen Fehler. Maier rechnete nicht nach rheinischen, sondern nach holsteinischen Ruthen. „Der königliche Mathematikus, (sagt Dankwarth) Johannes Maier hält dafür, wie er denn im Durchreisen und Messen der Länder wahr befunden, daß auf eine deutsche Meile, deren fünfzehn auf einen Grad gehen, tausend neunhundert und zwanzig Ruthen kommen, jede Ruthe hiesigem Landesgebrauche nach, auf 16 Fuß, oder 8 Ellen, die Elle aber ein wenig größer als die Lübeckische genommen. 480 besagter Ruthen ist die Größe einer deutschen Viertelmeile. Wollte man nun diese 480 Ruthen in rheinländische Maaße

bringen, für 12 Fuß die Ruthe berechnet, so kämen alsdann 640 Ruthen für eine Viertelmeile und 2560 Ruthen auf die ganze Meile." — Auf der Maierschen Karte selbst ist die deutsche Meile ausdrücklich zu 1920 Ruthen angezeigt. Danach ist die Angabe des Herrn Lappenberg zu berichtigen. Der Umfang des ganzen damaligen Helgolands ist bei Maier nicht kleiner, sondern um mehrere hundert Ruthen größer, als gegenwärtig. Dennoch bleibt ein Mißverhältniß in der Messung des Felsens selbst zu tadeln. Der Felsen, der nach Dankwarth 900 Ruthen = 14,400 Fuß im Umfange hatte (Lappenberg hörte von 13,800) mißt bei Maier nur ungefähr 750 Ruthen = 12,000 Fuß.

Was die Glaubwürdigkeit des statistischen Theils dieser Karten betrifft, so beziehe ich mich auf das Angeführte. Nur die römischen Tempel sind mir anstößig, man findet diese auch auf

den übrigen Karten des alten Frieslands. Ich kann mir die Sache nicht anders erklären, als indem ich annehme, die Gottheiten der Friesen seien, nach dem Vorgange der römischen Schriftsteller, durch Stellvertreter römischer Gottheiten bezeichnet, und diese, entweder durch die Römer selbst, die an diese Küsten verschlagen wurden, oder durch christliche Geistliche in Umlauf gesetzte Bezeichnung habe sich als ein gelehrter Theil in die ursprüngliche Sage gemischt und analogisch auf das verwandte römische Heidenthum zurückgewiesen. Maier hat die Namen dieser Gottheiten mit ihren Tempeln auf guten Glauben in seine Karte aufgenommen, die ja ohnehin keine streng historische, sondern eben nur eine Sagenkarte vorstellen sollte.

Aber ich will meinen Versuch zur Rettung der Maierschen Karte und des alten Sagenhelgolands nicht weiter ausdehnen, und nicht alle Wahrscheinlichkeiten dafür und dagegen er-

schöpfen. Den groben Widersprüchen mit geschichtlichen Nachrichten glaube ich wenigstens diese Karte befreit zu haben. Pastor und Schulmeister auf Helgoland können fernerhin den Vorgenannten Trotz bieten, diese enthalten nichts, was die alte Sage von Helgolands ehemaliger Größe und Bedeutung vernichtigt und dieselbe völlig ins Reich der Erdichtungen verweist. Damit ist mein Zweck erreicht.

Weimar, gedruckt in der Weimar'schen Hofbuchdruckerei.